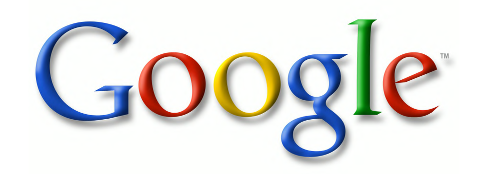
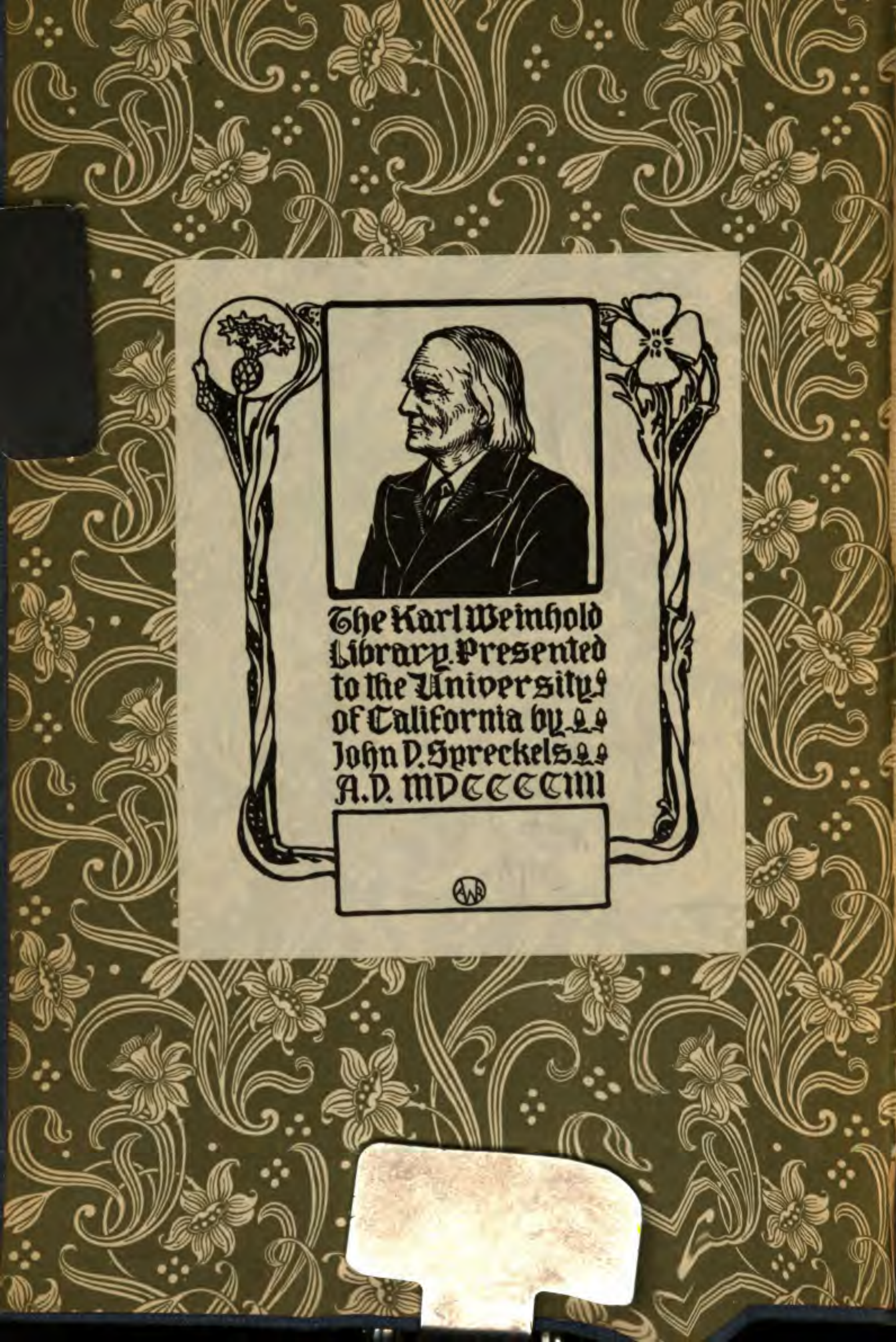




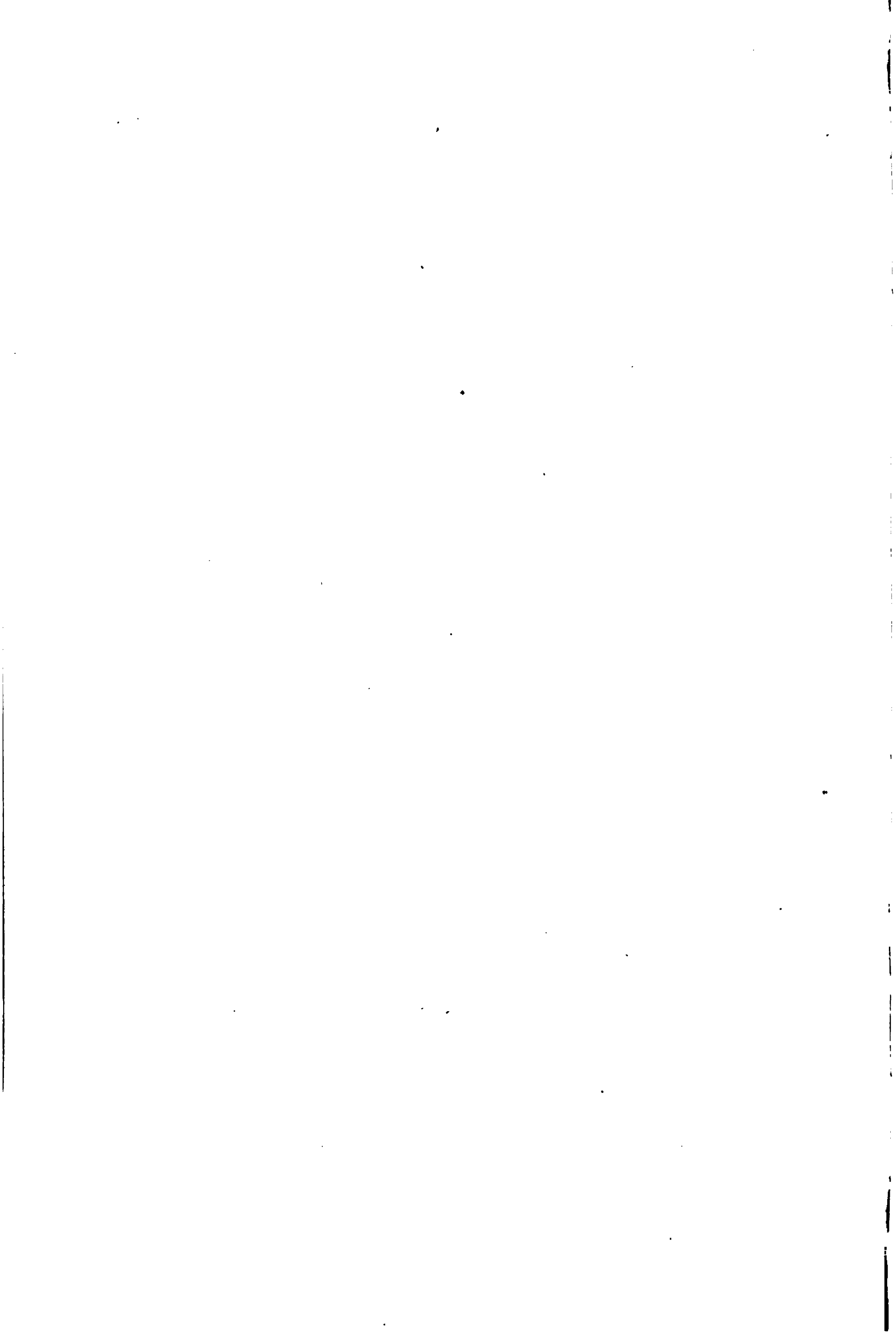
R. M. Meyer

Deutsche Charaktere




The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII





Deutsche Charaktere.

Von dem gleichen Verfasser sind erschienen:

Swift und Lichtenberg. Berlin 1886.

Grundlagen des mittelhochdeutschen Strophenbaues. Straßburg i. E. 1886.

Die altgermanische Poesie. Berlin 1889.

Goethe. Preisgekrönte Arbeit. 1.—6. Tausend. Berlin 1894.

Deutsche Charaktere.

Von

Richard M. Meyer.



Berlin.
Ernst Hofmann & Co.
1897.

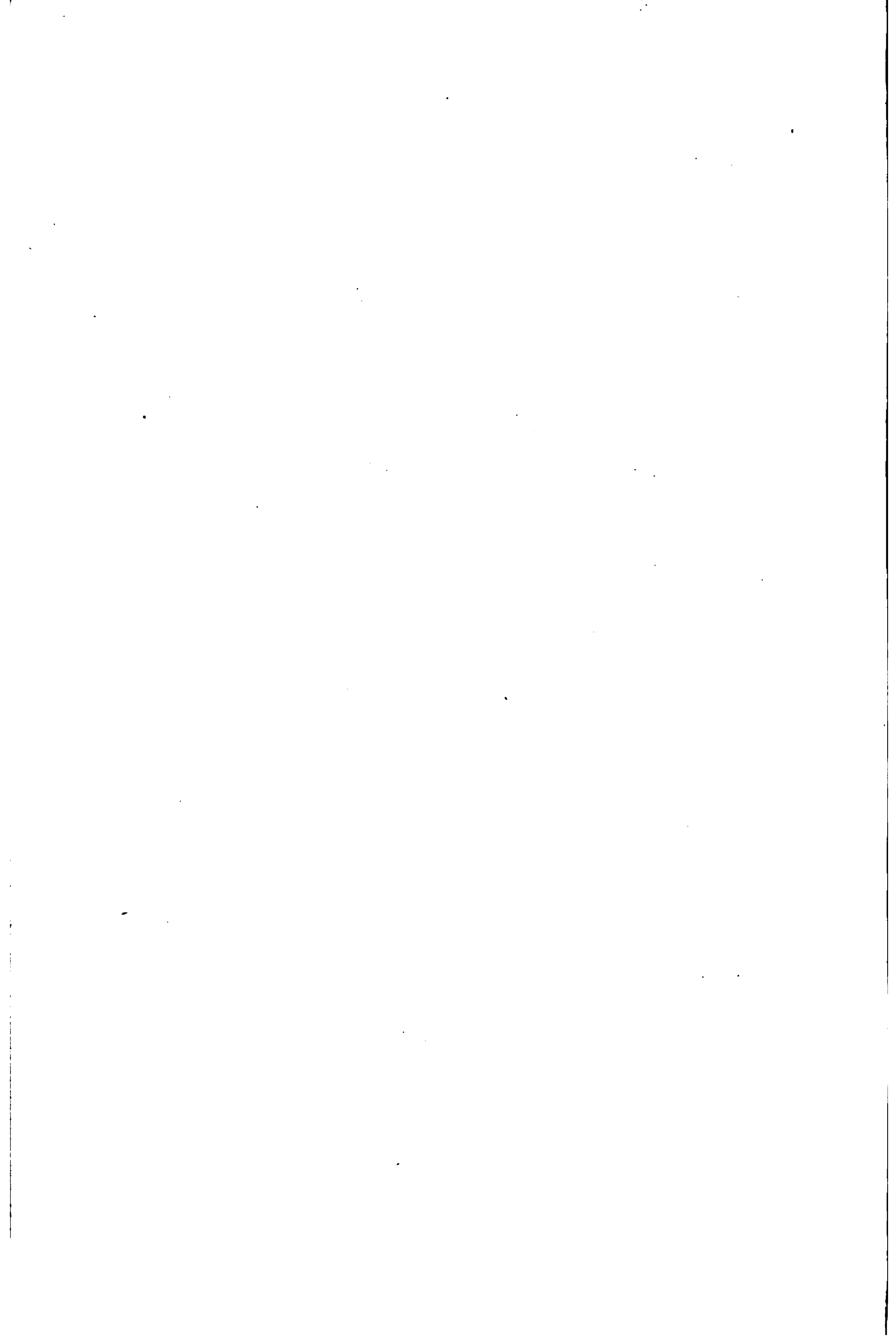
Meinen verehrten Lehrern und Freunden

Prof. Dr. Otto Schroeder

und

Prof. Dr. H. Steinthal

in Dankbarkeit zugeeignet.



Inhalt.

Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Goethe.

Vorwort.

Als der Herr Verleger an mich mit dem Vorschlag herantrat, eine Sammlung meiner Aufsätze von vorzugsweise biographischem Charakter zu veranstalten, glaubte ich der Aufforderung Folge leisten zu sollen, die mir einen alten Wunsch erfüllte: den, meine Anschauungen über Wesen und Darstellung der Individualität im Zusammenhang vorzuführen.

Der germanische Nationalcharakter, auf dessen Studium Wilhelm Scherer seine Schüler so nachdrücklich hinwies, macht in seiner wunderbaren Zwiespältigkeit jede Bemühung, das innerste Wesen mit Einem Schlagwort auszudrücken, zu nichte. Versuchen wir es, uns über diese Möglichkeit an dem Begriff der Individualität selbst klar zu werden, so scheitern wir auch hier, bis wir uns bescheiden, in möglichst vollständiger Sammlung und möglichst genauer Beschreibung die dauernden Elemente zusammenzustellen, aus deren Mischung Völker, Epochen, Persönlichkeiten ihre Eigenart erhalten. Es mag sein, daß bei anderen Völkern der einfacheren Stilisierung der Charakterbilder — wie vor allem die Romanen sie lieben — wirklich auch eine einfachere Zusammensetzung jener Elemente entspricht; auf ein letztes Einfaches gelangen wir doch nie und nirgends.

Am wenigsten gelingt dies bei deutschen Charakteren. Es geht nicht an, schlechtweg moderne „Zerrissenheit" und ältere „Einheitlichkeit" der Charaktere zu kontrastieren; zu früh tritt uns der Zwiespalt in germanischen Seelen ent-

gegen. Gestalten, die ihn typisch verkörpern, wie der Tannhäuser, werden schon im Mittelalter eben deshalb Lieblinge der Volkssage. Freilich aber gewinnt an der Schwelle der Neuzeit der Kampf der germanischen Individualität gegen uniformierende Richtungen eine Lebhaftigkeit, von der ältere Epochen noch nichts ahnten. In der Brust des Dichters wie des Fürsten, des Gelehrten wie des Propheten kämpfen innere Gegensätze; am stärksten freilich in der sensitiven Seele des Poeten. Erst allmählich lernen starke Naturen überwinden, was erst den Menschen verzehrte (wie den unglücklichen Lenz), dann doch dem Künstler (wie Immermann und Platen zeigen) den vollen Ertrag seines Strebens verdarb.

Aber gerade in diesen geistigen Kämpfen wachsen Naturen von fesselnder Eigenart heran. Sie sind sich selbst merkwürdig; beabsichtigte oder (noch häufiger) unwillkürliche, treffende oder verzeichnete, im Zeitgeschmack stilisierte oder ganz eigenartig gehaltene Selbstportraits belehren uns über Studium und Kenntnis des Einzelnen von seinem eigenen Wesen:

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.

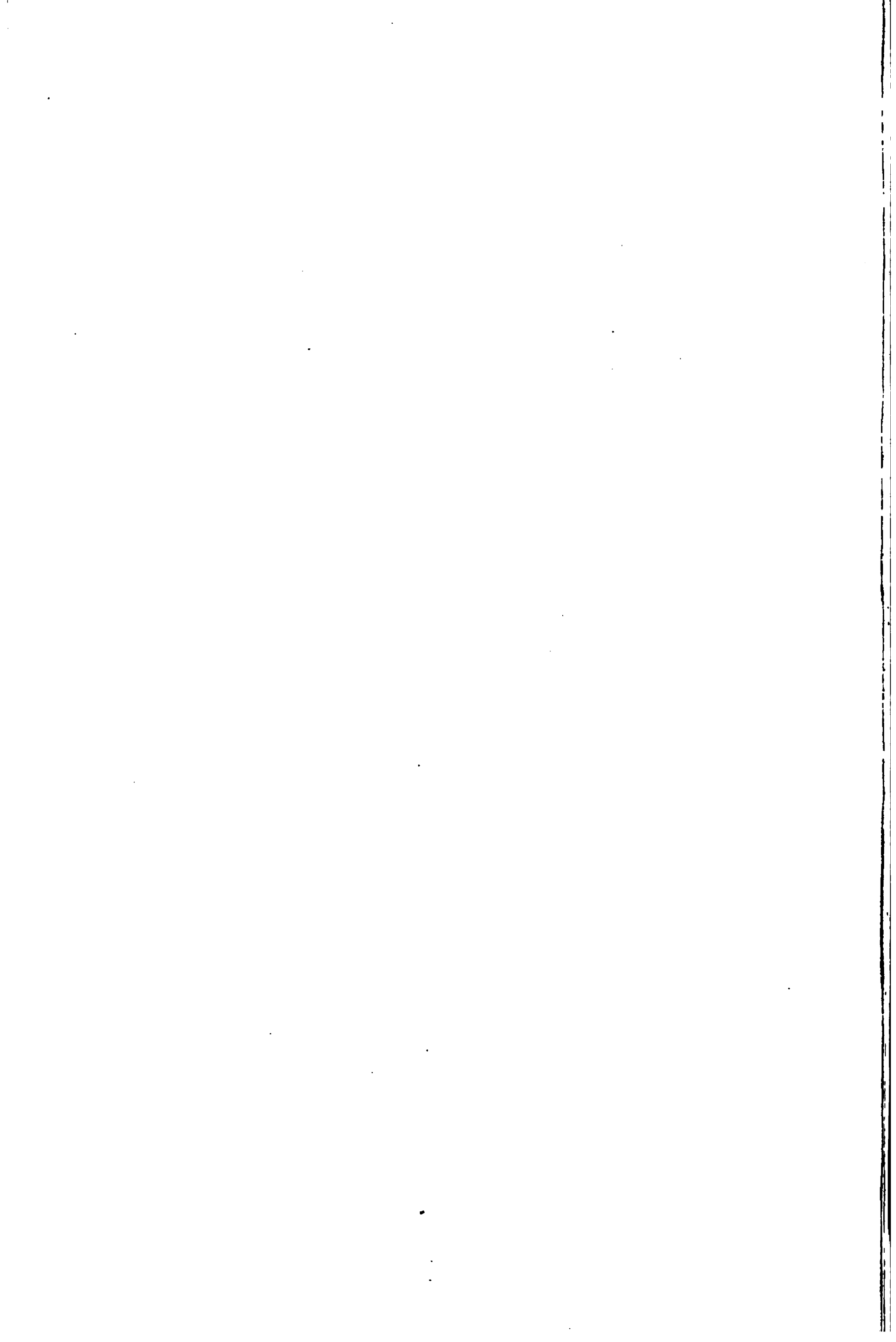
Und je bedeutender die Persönlichkeiten sind, desto lebhafter reizen sie fortdauernd auch die Nachlebenden zu Studium und Kenntnis ihrer Eigenart. Auch das ist ein Grund, weshalb wir hier keinen der großen deutschen Heroen vorführen, sondern Gestalten, die die reiche Charaktermischung deutschen Wesens besonders anschaulich vertreten. Es versteht sich, daß wir nirgends ein „abschließendes Urteil" geben wollen; wir müssen sogar eingestehen, daß wir an ein solches überhaupt kaum glauben. Fortdauernd spiegelt sich in den Urteilen und Auffassungen der Nachwelt die Mannigfaltigkeit ihrer eigenen seelischen Zusammensetzung ab, wie auch die der Beurteilten. Und wenn das letzte Geheimnis aller Indi-

vidualität unfaßbar bleibt, so liegt dies eben darin, daß es in der wundersam verschiedenen Wirkung jeder einzelnen Natur besteht, so daß im Grunde jede Persönlichkeit etwas Einziges und darum nicht völlig zu Erklärendes bleibt.

In diese geheimnisvolle Gesamtwirkung des Charakters gilt es, sich hineinzuversetzen, sich einzufühlen. Keineswegs kann eine mechanische Aufzählung von „Eigenschaften" genügen, um ein lebendiges Bild von einer Persönlichkeit zu erwecken. Soll uns fühlbar gemacht werden, wie eine Natur wirkte, so ist die künstlerische Phantasie nicht zu entbehren, die den Eindruck der lebendigen Gestalt nacherschafft und in dem Zuhörer erweckt. —

Verschiedene der hier abgedruckten Aufsätze waren schon veröffentlicht, großenteils im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes". Der Aufsatz über den germanischen Nationalcharakter gehörte zu einer Reihe von Studien über dies Thema, zu der das amerikanische „International Journal of Ethics" neben Anderen auch mich veranlaßt hatte. Der „Tannhäuser" ist aus meinem in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" erschienenen Artikel umgearbeitet; der „Kampf um den Einzelnen" ist in der „Deutschen Rundschau", „Immermann" in den „Biographischen Blättern" zuerst erschienen, „Platen" und „Freiligrath" in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung", „Annette von Droste" in der Wiener „Zeit". Den Herren Verlegern und Herausgebern, die mir den Abdruck an dieser Stelle gestatteten, spreche ich hier nochmals meinen besten Dank aus. Die Aufsätze über den „Begriff der Individualität" und über die „Gerechtigkeit der Nachwelt", sowie die „Selbstportraits" waren noch nicht gedruckt. Möge man denn auch in dieser Verbindung verschiedenartiger Elemente die innere Einheit nicht verkennen!

Berlin, 15. Februar 1897.



Der germanische Nationalcharakter.

Thema.

Begriff der Nation und der Volksindividualität. Mittel zur Erkenntnis der Volksindividualität.

Ausführung.

1. Die Sprache. Ursprung der urgermanischen Sprache. (Bedeutung des Accentgesetzes. — Andere Neuerungen.) — Ihre Entwickelung: Bedeutungslehre. Wortschatz. — Weitere Geschichte: Tendenz zur Schriftsprache.

2. Die Mythologie (Verhältnis zur Mythologie). Ursprung der germanischen Mythologie. Allgemeines. Drei Mythen. Begriff der Rune. — Humor in der Mythologie. — Das Christentum und die Germanen. Die Reformation. Die Aufklärung. Der Atheismus.

3. Die Poesie (Bedeutung). Allgemeiner Charakter: Poesie des geistigen Kampfes; welcher Art dieser Kampf ist; daß er unlösbar ist (Individuum und Einordnung in ihren wechselseitigen Beziehungen). Wirkungen dieser allgemeinen Anlage. — Einzelnes: a) Form (Geschichte der Form. Kampf um die Form. Ihre programmatische Bedeutung). b) Stoffwahl. c) Motive (der zwîvel. Betonung des Unbewußten. Genesis der Charaktere. Entwickelungsgeschichte und ihre Bedeutung). d) Zeichnung der Figuren. e) Technik (Epos — Drama — Lyrik).

4. Die Wahl der Heroen. Allgemeines. — Arminius. Karl der Große. Barbarossa. Luther. Friedrich der Große. Blücher (Th. Körner). Bismarck. — Gemeinsame Züge. Wirkung. Der germanische Nationalcharakter.





Der germanische Nationalcharakter.

Die Individualität auch nur eines einzelnen Menschen läßt sich schwer mit wenigen Strichen ausdrücken; die Schwierigkeit verhundertfacht sich aber, wenn auf engstem Raum die Eigenart einer großen, Jahrtausende mit ihrer Existenz erfüllenden Nation geschildert werden soll. Wage ich es dennoch, in einer kurzen Skizze den Charakter der germanischen Volksindividualität zu entwerfen, so muß ich mich der Nachsicht meiner Leser völlig sicher wissen. —

Wir verstehen unter einer Nation eine größere Anzahl von Stämmen, deren innere Zusammengehörigkeit vor allem durch folgende Züge verbürgt wird: durch Erzeugung einer gemeinschaftlichen Sprache und Litteratur, durch politische und religiöse Einheitsbestrebungen, sowie durch die ethnographische Zusammenfassung von Seiten Außenstehender und Zugehöriger. Wir können über diese scheinbar sehr schwankenden Bestimmungen nicht herausgehen, ohne den Thatsachen Gewalt anzuthun. Kein einzelnes Kriterium genügt. Die Nation ist keineswegs zu definieren als die Summe der Nachkommen gemeinschaftlicher Voreltern; denn durch Wanderungen, durch Eroberer, die unterworfenen Stämmen die Nationalität rauben, durch freiwilliges Ausscheiden gehen Glieder verloren, während Andere in die Nationalität neu aufgenommen werden. Niemand wird den Abkömmlingen slavischer Familien unter deutschen Adels- und Fürstenhäusern, nur verblendeter Chauvinismus

den zu deutschem Wesen erzogenen Semiten in Deutschland die Zugehörigkeit zur Nation abstreiten. Noch weniger deckt sich der Begriff der Nationalität mit dem staatlicher Verbindung: die Deutsch-Amerikaner sind noch unserer Nation zuzurechnen. Endlich ist auch der Gebrauch der Sprache nicht — wenn auch nahezu — entscheidend: die gelehrten Kreise, die im 15. Jahrhundert über der lateinischen, die höfischen, die im 18. Jahrhundert über der französischen Sprache die deutsche fast verlernten, hörten nicht auf, Deutsche zu sein; ein Kolonist, der sich vollkommen die Sprache der Eingeborenen aneignet und angewöhnt, geht noch nicht in ihre Nationalität über. — In gleicher Weise scheitern andere Versuche, die Gesamtheit der zu einer Nation Gehörigen durch ein einzelnes Merkmal unzweideutig zu bestimmen. Es muß also anerkannt werden, daß nur eine größere Zahl von Kriterien, wie wir sie aufgestellt haben, genügen kann, und zwar auch nur bedingt: um einen festen und unzweifelhaften Kern der Nation gruppiert sich überall und stets eine Anzahl von Elementen, die jene nationalen Merkmale in stetig abnehmender Stärke aufweist und so den Übergang zu anderen Nationalitäten vermittelt.

Daß nun jede dieser großen Einheiten, jegliche Nation durch bestimmte Eigenheiten charakterisiert sei, ist von den ältesten Zeiten her geglaubt und nur ganz vorübergehend in doktrinärer Weise auf Grund oberflächlicher Theorien von der „Gleichheit aller Menschen" bestritten worden. Spezieller hat in Deutschland zuerst Herder, dann besonders Wilhelm v. Humboldt den Begriff der Volksindividualität zu erfassen gesucht; zahlreiche wertvolle Einzelbeobachtungen in dieser Richtung werden in erster Linie den Philologen und Historikern, weiterhin auch den Philosophen verdankt. Der Ethnologie ist eine wissenschaftlich sichere Begründung dieser Individualitäten bisher noch nicht geglückt, und da, wie wir sahen, der Begriff der Nation auch durchaus kein ethnologischer Begriff (wie „Rasse" oder „Stamm") ist, so darf von dieser Seite wohl bedeutende Hilfe, nicht aber Entscheidung erwartet werden.

Für die Erkenntnis der Volksindividualität stehen uns als Mittel alle Zeugnisse zu Gebote, die die Gesamtheit der von

uns umschriebenen Nation betreffen. Es sind dies im Wesentlichen die folgenden: die Sprache, die Mythologie, die Poesie — die von der Nation selbst gewählten Heroen und Repräsentanten — die Geschichte der Nation — endlich, am wenigsten zuverlässig, einheimische und fremde Urteile.

Für die Germanen insbesondere ist günstig die lange und ununterbrochene Reihe von Zeugnissen, ungünstig die centrale Lage, die sie vielfältigen, ihre Eigenheit trübenden Beeinflussungen aussetzte und durch feindliche Berührungen das fremde, durch freundliche das eigene Urteil parteiisch machte. In der ersten Hinsicht sind z. B. die Slaven und Kelten gegen die Germanen im Nachteil, in der andern z. B. die Spanier im Vorteil.

Der Sprache gebührt der erste Platz, weil sie die breiteste nationale Basis hat. Vor allem nehmen an ihrer Bildung auch diejenigen Glieder der Nation teil, die an der Litteratur oder der Geschichte weder aktiv noch passiv irgend welchen Anteil haben; und dann ist die Beeinflussung von außen her, wenn auch beträchtlich, doch hier geringer als auf irgend einem anderen Gebiete.

Die germanische Sprache entsteht, indem gewisse Eigentümlichkeiten konsequent ausgebildet werden, die ursprünglich wahrscheinlich nicht bloß den Vorfahren der späteren Germanen, sondern einer größeren Gruppe innerhalb des noch nicht zerteilten indogermanischen Sprachstamms angehörten. Diese Neuerungen völkerpsychologisch auszudeuten hat besonders Wilhelm Scherer versucht. Die wichtigste urgermanische Spracheigenheit ist die Durchführung des Accentgesetzes. Es besteht nämlich jedes indogermanische Wort aus zwei Teilen: dem „Stamm“, der die bleibende Bedeutung in sich schließt, und dem „Suffix“, das dieselbe je nach der Verwendung im Satz modifiziert. In der ältesten Zeit ist nun der Accent „frei“, das heißt er tritt in bestimmten Fällen auf den Stamm, in andern auf das Suffix: das Wort „Mutter“ heißt so griechisch im Nominativ méter, aber im Genetiv metrós. Der urgermanische Dialekt der indogermanischen Sprachgenossenschaft heftet dagegen den Accent ausnahmslos auf den Stamm

und entzieht ihn dem Suffix in allen Fällen, wo er sonst dort gestanden hatte. Diese Neuerung ist wohl sicher psychologisch zu erklären als eine starke Herausarbeitung des logischen Moments. Derjenige Teil des Wortes, der den eigentlichen Inhalt ausmacht, wird mit Entschiedenheit bevorzugt; gegenüber der wechselnden Begünstigung in anderen Sprachen wird germanisch eine unerschütterliche Rangordnung durchgesetzt, die den herrschenden Stammsilben die dienenden Flexionssilben dauernd unterordnet. Gleichzeitig liegt ein zweites hierin. Der ursprünglichen Redeweise der Indogermanen, die bei den Griechen und besonders den Indern gewahrt blieb, gilt der Satz als Einheit der Sprache. Das Wort hat sich in sein Gefüge einzupassen und je nach seiner Stellung zum Satz gewisse Änderungen zu erdulden. Dagegen machen jetzt die Germanen das einzelne Wort zur Einheit. Es wird gefestigt und behält seine Form, unabhängig von der des Satzes bei; die sogenannte „Sandhi", die Modifikation des Wortschlusses durch die Stellung im Satz, ist bei den Germanen fast völlig beseitigt. Es ist also eine Individualisierung des einzelnen Wortes durchgeführt, sodaß dieses nunmehr als sein eigener Herr rücksichtslos in die Gemeinschaft eintritt.

Die Folgen dieser bedeutenden Neuerung sind erstens die zunehmende Zerstörung der vernachlässigten Endungen, die in der englichen Sprache ihren Gipfel erreicht hat; zweitens die z. B. in Wortstellung und Metrik sofort sich offenbarende Ersetzung des ursprünglichen musikalisch-euphonischen Prinzips durch das rein logische auch im Satz. Der Hymnenvers Pindars ist nur die Vervollkommnung der allgemeinen griechischen Sprachprinzipien, wenn er zu Gunsten eines großartigen musikalisch-architektonischen Periodenbaues die rein logischen Beziehungen der Worte außer Acht läßt, so daß er sogar in der Mitte eines Wortes die Strophe endigen kann; der Alliterationsvers der Edda ist nur der Gipfel der allgemeinen germanischen Sprachprinzipien, wenn er zu Gunsten einer energischen und wirksamen Herausarbeitung des Wichtigsten den Wohlklang völlig außer Acht läßt.

Den übrigen Neuerungen des Urgermanischen ist eine gleiche

Bedeutung nicht abzugewinnen; doch spricht sich in der Aufgabe zahlreicher in anderen Sprachen erhaltener Formen (wie des Dualis, des Aorist und Futurum) eine gewisse Beschränkung auf das logisch durchaus Notwendige, ein sprachlicher Utilitarismus, der mit dem Accentgesetz der gleichen Wurzel entspringt, deutlich aus. Äußerlich giebt diese Sparsamkeit sich meist in einer Einschränkung auf immer nur zwei Kategorien zu erkennen: Singular und Plural, aber kein Dual; Gegenwart und Vergangenheit, aber kein besonderes Tempus der Zukunft, ebensowenig feinere Unterscheidungen für die Vergangenheit; in der Konjugation zwei große Klassen, das „starke" und das „schwache" Verbum, bis zur völligen Verkümmerung älterer Bildungen.

Diese selbe scharfe Zweiteilung, ein durchgehendes Charakteristikum germanischer Sonderart von der Urzeit bis zu Goethe (der alle wissenschaftlichen Probleme mit „Polarität", d. h. dem beständigen Umschlagen von solchen Antithesen wie Ausdehnung und Zusammenziehung erklärt) oder bis zu Bismarck („Reichsfreunde und Reichsfeinde") ist auch in der Bedeutungsentwickelung zu spüren. Der Germane liebt es in besonders hohem Grade, neue Worte durch Verneinung alter zu bilden, selbst wo positive Ausdrücke schon vorhanden („unschwer" statt „leicht"); er liebt es, Gesamtbegriffe durch sogenannte Zwillingsformeln antithetischer Natur („reich und arm", „jung und alt") zu umschreiben. Zwei Worte, die ursprünglich nur Schattierungen gleicher Bedeutung sind, werden oft bis zu gegensätzlichem Sinn getrieben und wieder Worte von entgegengesetzter Bedeutung werden durch formelle Annäherung zu stehenden Antithesen brauchbar gemacht.

Der Wortschatz einer Sprache erhält sein eigentümliches Gepräge vorzugsweise durch dreierlei: durch Aufgeben alter, durch Bildung neuer und durch Aufnahme fremder Worte; nur in geringerem Maße kommt viertens die Bewahrung sonst verlorener Worte in Betracht. Bewahrung und Aufgabe alten Materials wird wohl in erster Linie durch lautliche Ursachen bestimmt, nicht durch stoffliche. Charakteristisch ist dagegen die Ausprägung neuer Begriffe (wie germanisch gut und übel, mild

treu, Adel, Ehe, Eid, Gott; man vergleiche die Einleitung zu Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache). Sie beweist ein aufmerksames Umherspähen, das noch unbenannte Begriffe entdeckt und benennt; vorzugsweise gehören diese in das Bereich der bei allen Völkern früh entwickelten sozialen oder der bei den Germanen auffallend rasch entwickelten ethischen Rangordnung. — Ferner tritt sehr früh eine starke Aufnahme und energische Verarbeitung von Fremdwörtern auf (lateinische und keltische Ausdrücke vorzugsweise gewerblicher oder kriegerischer Natur), die durch die ganze Geschichte der deutschen Sprache mit wechselnden Phasen hindurch gedauert hat.

Die so begründete urgermanische Sprache wird fortdauernd von einer entschiedenen Tendenz zur Einheit beherrscht. Die Neigung, auf Grund des Dialekts eines herrschenden Stammes, aber unter Mitwirkung der anderen Dialekte eine einheitliche Litteratursprache zu entwickeln, tritt sehr früh hervor. Im allgemeinen formen die begabtesten und regsamsten Stämme (Schwaben, Bajuwaren, ferner Engländer und Skandinavier) am ersten und bestimmtesten, die anderen (Niederdeutsche, Friesen) zögernd und unvollständig eine Schriftsprache. Was von den Stämmen, gilt auch von den Epochen: die blühendsten stehen dem Ideal einer über den Dialekten aufgebauten nationalen Gemeinsprache am nächsten. Diese nationalen Blütezeiten — die Perioden der Staufer, der Reformation, und der Erneuerung Deutschlands 1740—1870 — sind gleichzeitig diejenigen des höchsten Glanzes der Litteratur: im ersten Fall der deutschen Poesie, im zweiten der deutschen Prosa, im dritten allein sowohl der deutschen Poesie als auch der Prosa. Die Ursache liegt darin, daß dem sonst zu weit gehenden Individualismus des lokalen und persönlichen Sprachgebrauches in solchen Fällen das übermächtige Muster bestimmter Persönlichkeiten oder Richtungen entgegenwirkt. Zugleich hat die Macht der Gemeinsprache Bedeutung als Symptom einer stark national fühlenden Zeit, während das Überwuchern der Fremdwörter im siebzehnten Jahrhundert ein Zeichen nationaler Ohnmacht, die Zersplitterung in lauter einzelne dialektische und lokale Richtungen das Merkmal einer partikularistisch denkenden Epoche ist.

Charakteristisch für die deutsche Art ist die Geschichte der Spracheinheit insofern, als dieselbe nicht — wie in England — von einem festen Centrum oder gar — wie in Frankreich seit Richelieu — von einer centralen Behörde, einer Akademie, dirigiert wurde. Es ist vielmehr das freiwillige Zusammenwirken der führenden Persönlichkeiten, was hier wie überall sich als die den Germanen am meisten zusagende Form segensreichen Wirkens bewährt hat (den großen Typus vertritt in der glänzendsten Weise die gemeinschaftliche Arbeit von Goethe und Schiller, woneben an Luther und Melanchthon, Stein und Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, Bismarck und Moltke erinnert sei). Zugleich zeigt sich hier, daß einem von oben geübten Zwang auf rein geistigem Gebiete keine Nation unbedingter widersteht als die deutsche: alle fürstlichen Versuche, auf die Sprachentwickelung einzuwirken (die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts; Friedrich der Große mit seinen Vorschlägen in der Schrift: de la littérature allemande) blieben erfolglos.

Die Geschichte der deutschen Sprache bis zur Gegenwart bildet im Wesentlichen nur die konsequente Fortbildung der in der Sonderung der Urgermanen bereits hervortretenden Eigenheiten und beweist damit eine großartige Folgerichtigkeit, die durch ein leichtes Hin- und Herschwanken in bestimmten Fragen (Dialekt und Schriftsprache, Fremdwörterei und Purismus) nicht ernstlich gefährdet wird. Das Übergewicht des Logischen über das Musikalische, des Charakteristisch-Bestimmten über das Schöne, ferner das Isolieren des einzelnen Wortes und die Neigung zu zweigliedrigem Aufteilen sind geblieben. Dies hat zur Folge 1. in der Lautlehre: daß in den Stammsilben die Laute sich innerhalb ziemlich enger Grenzen der Veränderlichkeit halten, die Suffixe aber in den mannigfachsten Farben schillern, bis sie ganz in farblosem Grau aufgehen; 2. in der Flexionslehre: die eigentümliche Sonderstellung germanischer Sprachen innerhalb ihrer Verwandtschaft durch scheinbare Übertragung der Flexion auf die Stammsilbe (Vater — Väter); 3. in der Syntax: eine besonders reiche Entfaltung der Konjunktionen und eine große Willkür des Satzbaus, sowie eine oft sehr wenig euphonische Wortordnung; 4. in der Bedeutungslehre: ein Übermaß von

feinen Unterscheidungen (z. B. gut, brav, edel, bieder, tüchtig u. s. w.; dumm, beschränkt, einfältig u. s. w.); 5. in der Wortbildung: die charakteristische Bevorzugung der Zusammensetzung vor der Ableitung; es wird gleichsam auch hier das freiwillige Zusammentreten der Unterordnung vorgezogen. Als eine charakteristische Einzelheit sei noch die Neigung der deutschen Sprache hervorgehoben, das Komplizierte als das Vollkommenere, Höherstehende anzusehen („einfältig", „schlecht", Worte, die eigentlich nur soviel wie „einfach" ausdrücken, erhalten tadelnden Sinn). —

In engen Beziehungen zu der Sprache steht die Mythologie. Wie die Sprache eigentlich nichts anderes ist als die Summe der Namen aller wahrnehmbaren Dinge, so ist die Mythologie die Gesamtheit der Namen der hinter den wahrnehmbaren Dingen geahnten, geglaubten und erschlossenen Geheimnisse. Wie die Sprache das Resultat der nationalen Gesamtarbeit in Bezug auf Kennzeichnung der alltäglichen Dinge, ist die Mythologie das Resultat der Gesamtarbeit aller ältesten Denker und Dichter in Bezug auf Kennzeichnung des Erhabenen und Übermenschlichen.

Die germanische Mythologie ist in ihren Grundlagen noch keineswegs völlig klar gelegt. Sicher scheint zunächst, daß die Urgermanen einen schon ziemlich vorgeschrittenen Keim aus der Urheimat mitnahmen. Charakteristisch ist es, daß sie den alten Hauptgott der Indogermanen, den Himmelsgott (Zeus-Jupiter) zum Kriegsgott (Tyr) einschränken und ihm den Gott der unwiderstehlichen Zauberkraft, des Wissens und des Sturms, Odin, überordnen. Auch hier finden wir also eine Bevorzugung des geistigen Elements vor dem körperlichen, gerade wie wenn die germanische Metrik auf Grund des accentuierenden Prinzips den hochbetonten leichten Silben im Vers größere Kraft giebt als den minderbetonten schweren (die beim quantitierenden Prinzip der griechischen und lateinischen Verslehre herrschen). Fraglich ist es, wie weit wir die reiche Entwickelung der altgermanischen Mythologie auf nordischem Boden für die Beurteilung gemeingermanischen Wesens verwerten dürfen. Doch scheint die genaue Einteilung bestimmter Klassen übermensch-

licher Wesen (Riesen und Zwerge, Alfen u. s. w.) gemeingermanischer Anlage entwachsen, während die Ausbildung des neuen Gottes der körperlichen Kraft, des Donner- und Bauerngottes Thor zum skandinavischen Hauptgott rein lokal ist. Die genealogischen und sonstigen Beziehungen der Götter dürften hier wie überall mehr gelehrter Systematik als ursprünglichem Volksglauben verdankt werden.

Von den einzelnen Mythen sind bezeichnend die über Odins Runenfund, über Walhalla und das Weltende. Alle drei sind neuerdings für nordische Umgestaltungen christlicher Legenden erklärt worden; aber selbst wenn sich dies bewahrheiten sollte — was ich keineswegs glaube — so würde doch immer die Adoption selbst und die Bedeutung, die sie im eddischen System gewonnen haben, für ihre Beziehungen zur Volksseele sprechen. Die **Rune**, ein für die altgermanische Anschauung höchst wichtiger Begriff, bezeichnet das „Geheimnis des Dinges“, das eigentliche Wesen, das etwa, was Kant „das Ding an sich“ nennt. Jegliches Ding und jeder Mensch hat seine Rune; wer ihrer sich bemächtigt, hat das Ding selbst im Besitz, den Menschen selbst in der Hand. Durch lange Qual und mühsames Sinnen ist der oberste Gott aller Runen Herr geworden — und dadurch aller Wesen und Dinge Meister. Der tiefsinnige Inhalt dieses Mythus bedarf keiner Erläuterung. — Walhalla ist der Himmelsort, zu dem die im Kampfe gefallenen Helden durch die Schlachtjungfrauen geholt werden. Eine solche Vorstellung ist vielen Mythologien gemein; bezeichnend ist aber, daß die Toten in Walhall ihr Leben unverändert fortführen, zechen und kämpfen wie auf Erden, während die Menge der nicht in der Schlacht Gestorbenen in dem düstern Schattenreich verschwindet. Wenn Goethe den kühnen Ausspruch gethan hat, nachdem er sein ganzes Leben gestrebt und gearbeitet habe, sei die Natur ihm die Bewahrung seiner Existenz auch über den Tod hinaus schuldig, so hat der große Seher für die altgermanische Anschauung die schönste Auslegung gegeben. Das **Weltende** ist eine Vernichtung nicht bloß der Menschen, sondern auch der Götter, und zwar nicht, wie in der biblischen Erzählung von der Sintflut oder in der Verkündigung des Jüngsten

Gerichts, durch Schuld der Menschen verursacht, sondern durch Schuld der Götter. Während es dem Germanen selbstverständlich ist, daß mit den Gebietern der Welt auch diese selbst fällt — wie das Gefolge mit dem Gefolgsherren —, hört doch deshalb auch der Gott nicht auf, Gegenstand moralischer Beurteilung zu sein. Eine ethische Verklärung der herrschenden Götter bis zum fleckenlosen Ideal wird standhaft verweigert: sie würde der freien Wahl des sich selbst bestimmenden Mannes zum Hindernis werden. Aus der Vernichtung aber taucht ein schöneres neues Dasein auf und bezeugt die stete Denkart des Deutschen für die älteste Zeit schon: Unzufriedenheit mit der Gegenwart mit optimistischen Gemälden der Zukunft zu vereinen.

Im gottesdienstlichen Brauch, in Opfer und Liturgie ist nichts Besonderes zu erkennen, soweit dies nicht durch den Begriff der Rune bedingt ist (symbolische Verwendung von Wort oder Zeichen). Zu beachten ist dagegen noch eine besondere Neigung, mit den erhabensten Vorstellungen Humor zu verbinden. Die Götterfürsten Odin und Thor werden in komische Situationen gebracht; Thor insbesondere ist — wie bei den Griechen Herakles, bei den Indern Pushan — geradezu eine Lieblingsfigur für groteske Darstellungen. Ein gewisses Bedürfnis, den Göttern sich gemütlich zu nähern, ist nicht zu verkennen; und wir dürfen auch hier wieder, das Älteste mit dem Neuen verknüpfend, an die Art erinnern, wie Goethe im „Ewigen Juden" und auch im Faust eine großartig-humoristische Darstellung des Göttlichen wagt. Auch an bestimmte Bilder Rembrandts kann erinnert werden.

Mancherlei deutet darauf hin, daß früh schon eine entschiedene Kritik bei den Germanen sich an die Götter selbst wagte. Von heidnischen Läugnern aller Götter wird uns früh erzählt; Schandthaten der Höchsten werden behaglich registriert. Wir können vielleicht annehmen, daß hiermit die leichte Durchführung des Christentums gerade bei den am meisten vorgeschrittenen Stämmen — den Franken und früher schon den Goten — zusammenhing, während die mehr zurückgebliebenen Germanen — die Sachsen vor allem — hartnäckig Widerstand leisteten. Bei den Angelsachsen, deren Civilisation wie

ihre Poesie und ihre staatliche Festigung der anderer Germanen weit voran eilte, ist eine gewisse Präformation christlicher Lehren nicht zu verkennen: eine starke Betonung ethischer Grundsätze, eine sentimentale Weichheit und elegische Weltflucht arbeitet der Bekehrung vor und erzieht auf englischem Boden die großen Bekehrer Deutschlands. Die Verbindung des Bischofs Bonifatius mit dem König Pippin bleibt sinnbildlich für die engen Beziehungen der staatlichen und religiösen Gewalt auf dem Boden, wo 1648 der Grundsatz „cuius regio eius et religio“ proklamiert werden sollte. Im Übrigen vollzieht sich die Bekehrung um so leichter, als den Germanen das persönliche, so zu sagen menschliche Verhältnis zu Göttern und Heroen wichtiger war, als die dogmatischen Bestimmungen. Der Krieger wechselte nur seinen Gefolgsherren; sobald es gelang, ihm Christus als den obersten Führer des Menschenheeres darzustellen, wie es der altsächsische „Heliand“ thut, sobald war die Sache gewonnen. Der Germane ward ein treuer Diener des neuen Herrn. Es bilden sich gemütliche Beziehungen heraus. Petrus besonders erbt früh die vertraulich-scherzhafte Seite Thors; Scherzlegenden setzen die Heiligen in vertraute, familienhafte Beziehungen zu ihrem Verehrer. Durchaus ist das Verhältnis des Gläubigen zu seinem Schutzpatron nur eine Steigerung desjenigen jedes Mannes zu seinem Feudalherren; dies beruht aber nicht bloß auf einer realistischen Auffassung des religiösen, sondern noch mehr auf einer fast religiösen Auffassung des weltlichen Verhältnisses.

Diese Beziehungen sind dann mächtig auch in der Reformation. Soweit es sich in dieser um rein religiöse Fragen handelt, empört nichts die Germanen mehr, als daß Papst und Clerus sich als unentbehrliche Mittler zwischen den Gläubigen und seinen Herren drängen wollen. Die Deutschen wollen mit Christus unmittelbar zu thun haben; das ist nicht bloß Stolz, sondern vor allem Herzensbedürfnis. Ebenso trägt in katholischen Zeiten und Ländern die Verehrung der Jungfrau Maria weniger den schwärmerischen Charakter romanischer Völker, als den herzlicher Dankbarkeit gegen die Mutter Gottes; man vergegenwärtige sich nur die Gemälde altdeutscher Meister.

Als die englisch-französische Aufklärung eine neue Phase in der religiösen Entwickelung hervorruft, wird in dem Bedürfnis eines nahen persönlichen Verhältnisses zu den höchsten Mächten nichts geändert. Schritt für Schritt wird der Weltbeherrscher aus dem zärtlichen Vater des frommen Pietisten Scriverus zu dem liebevollen Regenten des andächtigen Rationalisten Brockes und zu dem weisen Lehrer des warmherzigen Aufklärers Lessing; auf denselben Bahnen bewegt sich noch die sonst so unglückliche Dichtung Wildenbruchs, das „Verlorene Lachen", mit dem milden „Prinzipal". Die kalte Abstraktion des materialistischen „Système de la nature" wird in Deutschland einmütig abgelehnt; die Gefühlsschwelgerei zerknirschter Askese wird auch in altgläubigen Ländern mit Abneigung betrachtet. Mehr als das Alles aber dürfte für das unversiegliche Bedürfnis des Germanen nach Gemütsbeziehungen, nach familiärem Verhältnis zu den höchsten Mächten die Thatsache sprechen, daß selbst die entschiedensten Atheisten ihr nicht widerstehen konnten. Schopenhauer hat die Liebe zu Gott in den Haß gegen den „Willen zum Leben" verwandelt; aber die leidenschaftlichen Schmähungen, die er der „listigen Natur" entgegenschleudert, sind ebenso viel Zeugnisse für ein durchaus persönliches Verhältnis zu dem letzten Prinzip. Noch mehr haben Ed. v. Hartmann und Andere das „Unbewußte" zu einem Haß und Feindschaft vertragenden Wesen anthropomorphisiert, und mit durchaus individuellem Haß verfolgt Nietzsche den „toten Gott".

In dieser Skizze der mythologischen Entwicklungen haben wir die Poesie schon wiederholt streifen müssen. Die Poesie ist unter allen Mitteln dasjenige, durch welches wir von der Volksseele am unmittelbarsten und anschaulichsten ein Bild gewinnen, weil sie, wenigstens in der größten Zahl ihrer Hervorbringungen und gerade in den bedeutendsten Leistungen, nichts anderes ist als die Realisierung der idealen Welt, der gerade von dieser Nation ersehnten und geforderten Welt. In meinem Buche „Die altgermanische Poesie" habe ich deren Sonderstellung ausführlich darzulegen gesucht; ich kam zu dem Ergebnis, als ihre Eigenart zu bezeichnen, daß sie die Poesie des geistigen Kampfes sei. Die bedeutendsten Dichtungen

der Germanen — die Göttergeschichten der Edda, Wolframs von Eschenbach Parcival, Goethes Faust — haben den Kampf um die Wahrheit, den geistigen Kampf zum Objekt. Der „zwîvel“, das Langen und Bangen, der Zwiespalt zweier Seelen in einer Brust wird als die schwerste Bedrängnis empfunden, und der Sieg über den inneren Feind als die höchste Befriedigung. Auch hier nehmen wir den weisesten der Deutschen zum Interpreten: in seinem Leben Winckelmanns hat Goethe die Harmonie, das vollkommene Gleichgewicht, das glückliche Zusammenwirken aller Kräfte in Einer Seele als das höchste Schauspiel gefeiert, dessen die Welt genießen könne, und der Einheit der Antike moderne „Zerrissenheit“ klagend gegenübergestellt. Was er für den Einzelnen lehrt, hat für die Völker, für die Menschheit sein großer Lehrer Herder gepredigt: was Herder „Humanität“ nennt, ist nichts anderes als die vollendete Harmonie aller nationalen Sonderkräfte. Wir finden in dieser Sehnsucht das tiefste Geheimnis deutschen Wesens. Der Germane ist Individualist durch und durch, gedrängt, sich selbst zu isolieren, wie er die Worte seiner Sprache isoliert, genötigt, ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott zu suchen, das aus ihm und seinem Gott eine Gemeinde innerhalb der Gemeinde macht, gezwungen, aus sich heraus eine neue Lösung uralter und ewiger Probleme zu suchen. Kein Volk hat so viel Miniaturstaaten und Winkelsekten, kein Volk soviel „Originale“ — keins so viel Philosophen und Entdecker hervorgebracht wie das germanische. Hand in Hand aber mit dieser inneren Notwendigkeit der Isolierung geht, weil jede Gemeinschaft Abhängigkeit bedeutet, ein tiefwurzelndes Gefühl der strengen Gliederung, der genauen Unterordnung, der peinlichen Abgrenzung. Wie die Sprache antithetische, beide Teile sorgfältig abwägende Gliederung und Gruppierung liebt, wie die Mythologie die göttlichen Wesen in scharf bestimmte Klassen scheidet, so ist dem Deutschen nicht behaglich in seiner Einsamkeit: er verlangt zu dem Ganzen ein genau definiertes Verhältnis; er erkennt das Ganze — den Stand, die Nation, die Menschheit — als das Höhere an, zu dem er in das dienende, aber herzerwärmende Verhältnis des treuen Vasallen zum guten Herren zu treten wünscht. Der

Zweifler — Odin, Parcival, Simplicissimus, Faust, auch Hamlet, auch die Helden der neuesten nordischen und deutschen Dichter — ist der Liebling der deutschen Poesie, weil er der Typus des Germanen selbst ist.

Die Geschichte der Deutschen ist die des Kampfes zwischen diesen beiden Prinzipien: dem Individualismus und der Unterordnung. Dieser Kampf ist bei uns unlösbar, weil die Extreme sich ewig berühren. Vollzieht sich die Unterordnung so wächst die Gemeinschaft sich sofort wieder aus zu einem Individuum von geradezu persönlicher Eigenart. Der preußische Staat, das preußische Heer, die Stadt Wien, die schwäbische Schule sind nicht bloße Begriffe, sondern lebende Kollektivwesen, die weit über den Zwang ihrer Bestimmung heraus Eigenarten entwickeln. Und so wird die Gemeinschaft sofort dermaßen individuell, daß den Außenstehenden der Eintritt fast unmöglich wird: zwischen dem Baiern und der preußischen Bureaukratie liegt fast mehr als zwischen dem Franzosen und dem englischen Beamtentum. Und umgekehrt verlangt die Individualität sofort Unterordnung. Ein altgriechisches Original wie Diogenes verlangte nur, daß Alexander ihm aus der Sonne gehe; ein deutscher Diogenes hätte sofort verlangt, daß Alexander in eine Tonne neben ihm einziehe. Dadurch kommt das Individuum sogleich mit seiner Umgebung in Konflikt: Jeder fühlt sich verpflichtet, gerade die Eigenschaften absichtsvoll hervorzukehren, die ihn von andern unterscheiden, und Jeder wird eben deshalb von den Übrigen nach Möglichkeit in der Entfaltung seiner Eigenart gehemmt. Die Religionsparteien sind stolz auf das einer jeden eigentümliche Moment, die politischen auf das provozierende Schlagwort, die ästhetischen auf das Extrem. So bleibt die insgeheim überall gewünschte Aussöhnung der Individualität mit dem Ganzen fast stets ein schöner Traum — und seine Erfüllung die beständige Aufgabe unserer Poesie.

Es folgt hieraus verschiedenes: eine starke Neigung zu philosophischer und lehrhafter Dichtung aller Art — eine fast durchgängige Unfähigkeit zur Komposition großer Einheiten (kein Deutscher hätte den lichtvollen Aufbau der Divina Commedia vollbracht) — ferner auch ein Wechseln zwischen

Perioden eigensinniger Originalitätssucht („Sturm und Drang", „Romantik", „Moderne") und solchen gleichförmiger Uniformierung (Minnesang, Anakreontik, Weltschmerzlerei), sowie endlich ein Alternieren zwischen Perioden größerer lokaler Konzentration (die Rheingegenden im Mittelalter, Weimar im vorigen Jahrhundert) und solchen, in denen eine größere Zahl zerstreuter litterarischer Herde thätig ist (Leipzig, Hamburg, Zürich und andere in der vorklassischen Zeit; Berlin, München, Zürich und andere in der Gegenwart). —

Im einzelnen läßt die Geschichte der deutschen Litteratur etwa folgendes zur Beurteilung der Volksindividualität gewinnen.

In Hinsicht auf die Form ist nochmals das Überwiegen des logischen Elements gegenüber dem euphonischen in Anschlag zu bringen. Gemildert wird das Übergewicht in solchen Zeiten, in denen die Poesie mit der Musik in engere Verbindung tritt (Minnelied, Volkslied, Lyrik von Hagedorn bis Heine); schroff wird es dagegen in Perioden besonderer Unabhängigkeit der Poesie (Allitterationsdichtung, politische Poesie neuerer Zeit). Der Stabreim selbst ist ganz auf das Accentgesetz und die logische Betonung gestützt; er führt zu einer unbedingten Herrschaft des Substantivs, wodurch die Poesie rhetorisch wird, während die Stimmung erweckenden Adjektiva, der Stolz der französischen Litteratur, verkümmern. Die Allitteration führt früh zu Verknöcherung in hölzerner Kunstfertigkeit; auf deutschem Boden scheint sie schon fast erschöpft, ehe die christliche Endreimpoesie sie, leicht und mühelos, beerbte.

Diese hat seitdem eine ziemlich gleichmäßige Geschichte. Fast jedesmal herrscht eine bestimmte, verhältnismäßig einfache und leicht zu klappernder Trockenheit entartende Grundform längere Zeit fast unbedingt (das Reimpaar Otfrids, die Knittelverse der Reformationszeit), um dann plötzlich bei günstiger Befruchtung von Süden her (im 12. Jahrhundert durch die romanische Minnedichtung, im 17. Jahrhundert durch die poésie fugitive der Franzosen) zu reicher und feiner Blüte aufzugehen. Diese Blüte beruht allemal auf dem Eindringen eines fremden Geistes, den der deutsche sich aneignet; wo dagegen die

Epigonen nur äußerlich die fremde Form nachahmen (Opitz, Platen), da ist es zu einer vollen Entfaltung echter Poesie nicht gekommen. Wichtig sind vorzugsweise die Formen der Lyrik; während das Epos in seiner Formgebung von ihr beeinflußt wird, pflegt das Drama die seine vom Ausland zu empfangen.

Es liegt in deutscher Art, über die Fragen der Form in lebhaften Prinzipienstreit zu geraten (Tabulatur der Meistersinger; Gottscheds Kampf für den Reim, Voß' gegen das Sonett, Jordans für den Stabreim). Man wird hierin nicht mit Unrecht ein ungewolltes Eingeständnis der Thatsache sehen, daß die metrische Form sich mindestens bei unseren Kunstdichtern nicht mit innerer Notwendigkeit aus der Sache selbst entwickelt; Formen von so eigentümlichem Wesen wie Distichon oder Sonett hat die deutsche Dichtung überhaupt nicht erzeugt. Andererseits kann man hierbei rühmen, daß der nach einer genauen Symbolik der Form suchende Geist nicht bequem bei einer hergebrachten Form stehen blieb (wie die Franzosen beim Alexandriner). Gerade weil die Form als Symbol des Inhalts empfunden wird, erregt sie Kampf (das Sonett soll dem vollen Ausströmen des Dichtergeistes widerstreben, die Allitteration patriotisch sein). So begegnen wir auch hier wieder dem Bedürfnis, selbst mit dem ganz Unpersönlichen sich gefühlsmäßig auseinanderzusetzen: Voß haßt das Sonett wie Schopenhauer das Unbewußte. Thatsächlich aber ist die Wahl dieser Formen — denn es handelt sich in den angeführten Fällen um bewußte Wahl — wirklich symbolisch nicht sowohl für den Inhalt der Dichtung als für das Publikum. Nicht für den Inhalt: denn ein Symbol hat nur Bedeutung, wenn es sich mit innerer Notwendigkeit aus der Sache ergiebt; deshalb ist die Form des Sonetts selbst charakteristisch für Petrarca, für Platen dagegen ist eigentlich nur charakteristisch, daß er überhaupt eine fremde Form nachahmt. Wohl aber ist jene Wahl symbolisch für das Publikum; denn die Form wird dem Germanen zum Programm. Mit anderen Worten: sie ist Symbol nicht des Vorhandenen, sondern des Erstrebten. Die antiken Metra bei Klopstock bedeuten die Bildung einer Gemeinde, die auf deutschem Boden

antiken Geist vertreten will; das Sonett bei den Epigonen bedeutet die Herstellung eines künstlichen Italiens und einer anachronistischen Renaissance. Ganz dieselbe fordernde Bedeutung, die hier so klar hervortritt, hat das Symbol aber immer bei den Deutschen. Die Krönung des russischen Kaisers bedeutet, daß er ist, was all seine Vorfahren waren; die des deutschen, daß er es sein soll, daß er es werden soll. Das unablässige Streben der Germanen, die Energie ihrer ethischen Forderungen und ihre Anpassung an vorhandene Muster kommt so hier zu bezeichnendem Ausdruck.

Was den Inhalt der deutschen Poesie angeht, so ist sie zunächst in der Stoffwahl weniger neu als andere Litteraturen. Sie ist hier gern „idealistisch" im herkömmlichen Sinn des Wortes: sie bevorzugt Themata und Personen, die eine möglichst reiche Glanzentfaltung zulassen. Das Volk wird durch den Fürsten, der Kriegsstand durch den Feldherren vertreten; die unteren Klassen spielen Jahrhunderte lang (in der Edda wie im deutschen Mittelalter in der „höfischen Dorfpoesie") nur eine komische Rolle. Als der Bürger selbst in die Poesie eintrat, geschah es nur, weil er durch Herabdrücken des Bauern eine höhere soziale Stufe erreicht hatte, und durch Herabdrücken des Bauern auch in der Poesie (Fastnachtsspiel) sucht er sie zu behaupten. Zu einer Zeit, in der die romanischen Länder längst die Poesie und den Humor der Armut entdeckt haben, (wie die spanischen Schelmenromane und ihre Nachahmungen beweisen), bleibt bei den Deutschen die Einführung der unteren Klassen vereinzelt und beruht stets auf Nachahmung; und fast immer bleibt dabei eine nachträgliche Legitimation des Helden erforderlich, beim Simplicissimus wie beim Käthchen von Heilbronn. Das scharfe Festhalten der sozialen Scheidungen, das noch der größte deutsche Dichter im Wilhelm Meister sanktioniert hat, ist nur ein Einzelfall jenes allgemeinen Gesetzes der scharfen Unterscheidung und subordinierenden Hierarchie.

In den Motiven verlangt der Germane ein psychologisches Interesse, und zwar tritt dies Bedürfnis wohl in keiner Litteratur so früh hervor. Während z. B. bei Dante jeder Mensch auf Eine Eigenschaft gestellt wird, die ihm dann

seinen Platz in Himmel oder Hölle anweist (was mutatis mutandis gerade so noch bei Corneille und Racine, ähnlich selbst bei Labruyère geschieht), interessiert den Germanen nichts so sehr wie der innere Kampf: jener Zweikampf der beiden Seelen, jener „zwîvel“, über den wir schon sprachen. Er tritt auf als von innen entstanden — wie in jenen Fällen der großen Zweifler Odin, Parcival, Faust — oder aber von außen aufgezwungen. Das Nibelungenlied ist erfüllt von solchen Konflikten: Kriemhild schwankt zwischen Geschwisterliebe und Pflicht der Blutrache, Günther zwischen der Liebe zur Gattin und der Treue gegen den Freund, Rüdeger — eine so echt germanische Figur, wie es wenige giebt — zwischen der Treue des Gastfreundes und der Pflicht des Vasallen. Die Erbschaft dieser Charaktere hat dann vor allem der große Lieblingsdramatiker der Nation angetreten: die Jungfrau von Orleans erliegt dem Konflikt des einfachen Mädchens mit dem göttlichen Werkzeug, Wallenstein wird von Ehrgeiz und Gewissen hin und her geworfen, Tell gezwungen, seine friedliebende Natur der Notwendigkeit des Tyrannenmordes anzupassen. — Dagegen liebt es Goethe, diesen Konflikt in zwei Personen auseinander zu legen: Götz und Weislingen, Tasso und Antonio, Prometheus und Epimetheus sind zwei Seiten Einer in ihm selbst zu unvergleichlicher Harmonie der Gegensätze ausgebildeten Individualität. Andere Dichter haben denselben Konflikt — in der Weise antik-scholastischer Fabeln — symbolisiert, indem sie Einen Mann zwischen zwei Frauen entgegengesetzter Natur stellen, an denen nun seine eigene Zwiefältigkeit sich bethätigt, so Wieland und Grillparzer. Und Lessings Lieblingsthema ist, die Überwindung solcher Gegensätze zu schildern, wobei er in wieder anderer Weise die Antithese durch Mann und Mädchen symbolisiert (Minna von Barnhelm — Nathan).

Der psychologische Konflikt also ist das Lieblingsmotiv der germanischen Dichtung und zwar nicht — wie etwa in Corneilles Cid — als ein verstandesmäßiges Abwägen zweier Standpunkte, sondern als Durchkämpfen ungewollter Leidenschaften. Überhaupt gehört das Betonen des Unbewußten, des Ungewollten, ja des vergeblich Bekämpften zu den charakteristischen

Merkmalen germanischer Poesie. Von einem der ältesten — vielleicht dem allerältesten — Eddaliede, in dem die verführte Jungfrau klagt, daß sie nicht widerstehen konnte, bis zu Goethes Fischer, — „halb zog sie ihn, halb sank er hin" —, von dem Gott Thor, der in übereilter Leidenschaftlichkeit den Weltkrieg hervorruft, bis zu dem vergöttlichten „Unbewußten" der pessimistischen Philosophen geht die Empfindung, daß der Mensch nur ein Spielball der in ihm Krieg führenden Mächte sei — etwa wie Deutschland im dreißigjährigen Kriege dies wirklich erlebte. Psychologische Einzelstudien treten daher unglaublich früh hervor in den letzten Eddaliedern, und glänzend in der isländischen Novellendichtung. Fast durchweg haben sie einen historischen Zug: die Entstehung des Charakters wird geschildert. Die furchtbare Frau, die Siegfrieds Mord verschuldet, erklärt, wie sie aus einem zarten Mädchen zur Furie ward. Allzeit hat in solcher Entwickelung die deutsche Poesie geglänzt. Wie der brave, weltfremde, zärtliche Vater zum Mörder der Tochter (Lessings Emilia Galotti), der friedliche kleine Gewerbtreibende zum furchtbaren Brandstifter und Landschaden (Kleists Michael Kohlhaas), der ehrenfeste Mann zum Mörder (Otto Ludwigs Erbförster) werden kann — das ist ihrem Seelenstudium darzustellen gelungen, während die romanische Dichtung nur fertige, höchstens sich ins Pathologische steigernde Charaktere kennt.

Aus eben diesem Grund sind die Germanen auch außerhalb der Poesie die Meister der Entwickelungsgeschichte gewesen. Die französische (und italienische) Geschichtsphilosophie schildert nur, wie nach bestimmten Gesetzen dauernde Typen (kulturelle bei dem Italiener Vico, legislative bei dem Franzosen Montesquieu) sich ablösen; den Übergang innerhalb desselben Subjekts fassen erst die Deutschen auf — bei der Menschheit (Herder) wie bei den organischen Wesen überhaupt (Goethe). Sie sind geboren zu historischer Betrachtung (Savigny, Jakob Grimm, Niebuhr); denn wo die wenn auch glänzenden Historiker anderer Völker nur die sich folgenden Momente veranschaulichen, da wird den Deutschen der eigentlich historische Moment: die Umwandlung selbst, die historische Metamorphose, zur Hauptsache. Gern studieren sie deshalb Grenzgebiete (Übergang vom Mittelalter

in die Neuzeit u. dergl.). Dies beruht darauf, daß ihrem beständigen eigenen „zwîvel“ die psychologische „Polarität“ von größter Bedeutung ist; wie denn an dem größten geistigen Heros der Deutschen, an Goethe, fast mit Händen zu zeigen ist, wie seine Auffassung der ewig zwischen „Systole und Diastole“, „Wasserbejahung und Wasserverneinung“, sich hin und her wiegenden Natur bloß der Reflex ist seines eigenen periodischen Abwechselns zwischen Sammlung und Zerstreuung. Nicht anders bei Lessing: das Hin und Her seiner eigenen Seele zwischen Geselligkeit und Weltscheu spiegelt sich nicht nur in Charakteren wie Tellheim und dem Derwisch, sondern auch in den Zickzacklinien seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“ ab. In Hegels Geschichtsphilosophie wird dann diese periodische Metamorphose der Germanen ins Universelle verallgemeinert.

In der Darstellung der Figuren verleugnet der deutsche Dichter das Bedürfnis nach persönlicher Annäherung nicht. Die Epitheta sind früh nicht bloß lobend, sondern oft einschmeichelnd („der gute“, „die liebe Nachtigall“). Wolfram von Eschenbach nimmt in effektvoller Weise Anteil an seinen Personen; Goethe verliebt sich in die Adelheid des „Götz von Berlichingen“.

Die Technik ist nicht die Glanzseite der germanischen Poesie. Die Romanen sind ihr darin weit überlegen. Die Deutschen gliedern meist entweder unübersichtlich (Kunstepos; Romantiker) oder zu schematisch und steif (Meistersinger; Hebbel). Besonders auf epischem Boden ist die Kunst rein fließender Erzählung fast nur süddeutschen Meistern, vielleicht zum Teil unter französischem Einfluß, eigen (Hebel, Gottfried Keller). Der deutsche Roman ist daher als Ganzes weder dem an Erlebnissen unendlich reicheren englischen noch dem in der Anlage sehr viel glücklicheren französischen zu vergleichen; Erlebnisse wie Aufbau werden meist nur Anlaß zur losen Verbindung psychologischer Einzelstudien. Der deutsche Roman ist glücklich nur, wo er Entwickelungsgeschichte eines Einzelnen ist (Werther, Wilhelm Meister, der grüne Heinrich); fast die einzige Ausnahme bilden Goethes „Wahlverwandtschaften“. Sonst ist er oft sehr reich an glücklichem Detail, nie ein Ganzes. Häufig hat er direkt lehrhafte Tendenz (Roman des 17. Jahrhunderts;

Neigung dazu auch in dem lateinisch-althochdeutschen Ruodlieb, bei Auerbach, Heyse, Keller, Anzengruber, selbst bei Goethe).

Auf dramatischem Gebiet gilt Ähnliches. Die psychologische Studie ist zur größten Meisterschaft geführt, und zwar nicht bloß, wie meist im Epos, die Einer Figur geltende (Schiller, Heinr. v. Kleist), sondern auch die zwei (Goethe) oder (Lessing) noch mehr Gestalten in ihrer Ausbildung entwickelnde Studie. Wo dagegen vorzugsweise mit fertigen Charakteren agiert wird, im Lustspiel, in der Regel auch im historischen Drama, da hat die deutsche Poesie die Höhe Molières, der Spanier oder gar Shakespeares nicht erreicht. Hier wird dem deutschen Dichter die Stärke seiner Individualität schädlich: er verträgt es nicht in eine andere Natur sich hineinzuversetzen, wenn er sie nicht etwas umbiegen, zu sich herübermodeln darf. Daher die oft so lächerlichen Bekehrungen der bösen Figuren zu der Anschauung des braven Dichters (Iffland und Spätere).

In der Lyrik, deren Technik fast nur in naivem Selbstbehorchen zu beruhen scheint, sind die Deutschen die ersten Dichter der Welt. Kein Volk hat eine gleiche Zahl unvergleichlicher Lieder aufzuweisen, wenige auch nur weniges, was dem Besten im Volkslied, bei Goethe, Eichendorff, Heine, Lenau, Mörike, Storm gleich käme; und auch geringeren Dichtern ist hier oft Unwiderstehliches gelungen. Die Lyrik der Deutschen ist vorzugsweise einsamer Art: es singt der Turmwächter (Lynceus im zweiten Teil des Faust), der einsame Wanderer (Lenau), das verlassene Mädchen (Mörike). Nicht ganz dieselbe Höhe pflegt die Chorlyrik (Studenten- und Gesellschaftslied) zu erreichen, die aber auch herrliche Blüten besitzt; auch sie ist dann mehr rundum gehender Einzelgesang als eigentlicher Gemeingesang. Fast nie giebt sich das deutsche Lied als Vortrag des Einzelnen vor einer Zuhörerschaft (wie bei Béranger, öfters auch bei Burns); dazu besitzt der deutsche Dichter nicht genügende Anpassungsfähigkeit. Auch entspricht solche Art entschieden weniger dem innersten Wesen der Lyrik, als die bei uns übliche; sie ist (ganz sichtbar bei Béranger) aus dem Vortrag epischer Poesie auf das lyrische Lied erst übertragen.

Im einzelnen merke ich noch an, daß gewisse Formeln

der ältesten germanischen Poesie durch Heinzel in sehr geistreicher Weise mit solchen der indischen und griechischen Dichtung verglichen und gedeutet worden sind. Charakteristisch ist auch die Behandlung des Refrains in der deutschen Poesie, der gern gerade in Gedichten mit starker Handlung, wie die skandinavischen Volkslieder oder Bürgers Lenore, gebraucht wird, um durch den Kontrast des Bleibenden mit dem Wechselnden den Fortschritt der Erzählung merklich zu machen. Ferner die Neigung, mit dem Wort zu spielen (altgermanische Dichtung — schlesische Schule in Echos u. dergl. — Goethe und Schiller zuweilen, Lessing oft — Freiligrath), die schließlich auf dem Glauben an die Symbolik der Sprache, wie ihn J. Grimm, Novalis und andere ausgesprochen haben, beruht. —

Nicht alle Teile des Volkes haben Anteil an der Dichtung. Es giebt, vorzugsweise leider in der Gegenwart, Winkel, wohin nie ein Lied klingt; es giebt in sehr viel weiterem Umfange (und gab auch schon früher) Kreise, die ohne Verständnis an aller Litteratur vorübergehen. Doch giebt es noch eine Form der Volksdichtung, die auch in diese Winkel zu dringen, auch diese Kreise zu ergreifen pflegt, ob sie gleich nur fragmentarisch ist. Sie ist von hoher Bedeutung für die Völkerpsychologie: es ist die Wahl der Heroen.

Jedes Volk wählt unter seinen — weltlichen oder geistigen — Führern sich Männer aus, die es mit seiner besonderen Vorliebe beehrt. Es dichtet sie, allerdings auf Grund der gegebenen Züge, zu typischen Figuren um, sammelt auf sie charakteristische Anekdoten, macht ihre Namen sprichwörtlich. Solche Männer hat man früh angefangen als Repräsentanten ihrer Nation anzusehen, was doch nur mit Vorsicht geschehen darf. Sie sind, wie die Gestalten der Poesie, wie die Symbole, mehr als Programme, denn als Zeugnisse des Bestehenden aufzufassen. Es hat nie eine Nation von Napoleons oder Tells gegeben; aber es gab eine Zeit, wo jeder Franzose ein Napoleon hätte sein mögen.

Auf die Umgestaltung der historischen Persönlichkeit zum historischen Heros wirken fertige Muster ein: die Analogie oder der Gegensatz älterer Typen, vor allem der mythologischen.

Kaiser Friedrich der Staufer erhält Züge von dem Gott Odin; der General Wrangel läßt sich als einen kleinen Blücher darstellen. Durch solche Einwirkung wird der historische Wert der Geschichtshelden beeinträchtigt: sie sind nicht ohne Vorsichtsmaßregeln als Schlüssel ihrer Zeit zu verwenden; aber um so mehr als Schlüssel des über mehrere Epochen Dauernden.

Sehen wir von der Frage ab, wie weit etwa in den Gestalten der ältesten Poesie historische Persönlichkeiten stecken könnten (wie es euhemeristische Auffassung für Odin u. a. behauptet hat), so ist der erste nationale Heros, den wir treffen, Arminius, der Sieger im Teutoburger Walde. Tacitus bezeugt uns ausdrücklich, daß er lange durch Lieder gefeiert wurde. Dürfen wir annehmen — wozu die Analogie der „Germania" vielleicht berechtigt — daß der römische Geschichtschreiber sich durch deutsche Berichte in seiner Darstellung habe mitbestimmen lassen, so war Arminius früh zu einer typischen Figur geworden. Er ist der rechte Häuptling: tapfer, schlau, ehrgeizig — etwa wie wir uns einen Indianerhäuptling im gerechten Krieg gegen Eindringlinge denken; er steht inmitten einer Familie, wie Winkelried, der sich in die Speere der Ritter mit dem Ruf stürzt: „Sorgt für mein Weib und meine Kinder". Parallelen, die man zwischen dem historischen Armin und dem Siegfried des Heldenmythus gezogen hat, beweisen zwar nicht, daß der Volksbefreier in unserem Volksepos fortlebt, wohl aber vielleicht, daß Züge aus dem Mythus früh dem Liebling des Volkes geliehen wurden. Er fällt durch eigenen und fremden Ehrgeiz der deutschen Uneinigkeit zum Opfer. — Charakteristisch ist das Behagen des Volkes an dem schlauen Abwarten und plötzlichen Hervorbrechen des Helden („Zieten aus dem Busch", Blücher), sowie daß es ihm Thusnelda zugesellt. Arminius ist eine durchaus individuelle Gestalt; sein Tod sollte leider typisch werden.

Karl der Große vertritt in unseren Erzählungen einen Lieblingstypus der Deutschen: den gerechten Richter, im Übrigen haben sich seines Bildes früh die Franzosen bemächtigt. — Das Mittelalter hat dann zahlreiche kleine Heroen, meist Könige und Krieger; von nationaler Bedeutung wird erst — und erst

spät — Barbarossa, eine ideale Kaiserfigur, in der Züge der beiden großen Kaiser Friedrich I. und Friedrich II. gemischt sind — ein Gegenstück zu Arminius, wie die „Götterdämmerung" ein Gegenstück zur Weltschöpfung ist: der Volksbefreier der Zukunft, jetzt noch gebunden, noch abwartend, dereinst mächtig hervortretend und ein neues Reich gründend. In ihm verkörpert sich jene deutsche Geduld im Warten vor der That, die mit der Ungeduld des Hoffens so wundersam gemischt ist.

Ein Nationalheros ersten Ranges ist erst wieder Luther. Ein Kämpfer — aber auf geistigem Gebiete; nach schweren Zweifeln hat er sich zur Gewißheit durchgerungen, aber innere Kämpfe bleiben ihm auch später nicht erspart. Auch ihn sieht das deutsche Volk in der Mitte seiner Familie, heiter, der Musik hingegeben, mit Freunden beratend und plaudernd; es sieht ihn in anderen Situationen: auf dem Reichstag zu Worms, kühn als Einer gegen Zahllose; auf der Wartburg in einsamer Arbeit und dem Teufel nicht weichend. Das historische Bild ist gewahrt: die Leidenschaftlichkeit des großen Mannes, seine herbe Einseitigkeit, aber auch sein Kampfestrotz, sein Humor, seine selbstbewußte Stärke, seine Demut vor Gott sind aufgegangen in die nationale Vorstellung von Luther. Wie weit steht diese lebensvolle, durchaus individuelle Gestalt ab von den Abstraktionen, zu denen romanische Nationalhelden wie Dante oder Savonarola stilisiert wurden!

Dann Friedrich der Große. Ein unbesiegbarer Kämpfer, Einer gegen Viele, wie Luther; voll Humor, voll volkstümlicher Züge, von treuen Gefolgsleuten umgeben, wie Luther. Andererseits ein gerechter Richter (die Mühle von Sanssouci) wie Karl der Große; im Alter einsam, bergentrückt. Das Volk kennt von ihm zahlreiche individuelle Züge: die von Schnupftabak beschmutzte Weste, der Krückstock, der schiefe kleine Hut dürfen nicht fehlen. Aber wie Vieles fehlt! Luther ist von der Volksvorstellung in seiner Totalität aufgenommen; von Rheinsberg, von Voltaire, von den Launen und Verzweifelungen des Königs, von seiner großartigen Arbeit als Kolonisator, von seiner Vorarbeit für die Einheit des Reichs weiß die populäre Vorstellung nichts.

Der Held der Freiheitskriege ist Blücher. Alt, schnurrbärtig, derb, in bewußtem Gegensatz zu den „Federfuchsern", die deutsche Sprache (wie auch Friedrich der Große) souverain mißhandelnd — durchaus der typische Reitergeneral, wie Kleist ihn in dem Kottwitz seines „Prinzen von Homburg" schildert. Auch er voll von Humor und Eigensinn; auch er mit treuen Gefährten: Gneisenau. Daneben steht, Eigentum eines engeren Kreises, Theodor Körner, der Sänger und der Held, der schöne, für sein Vaterland gefallene, der Übermacht erlegene Held.

Unsere großen Dichter sind nicht Nationalheroen in diesem Sinn geworden. Weder Lessing noch Goethe gehören der lebendigen Anschauung der ganzen Nation an wie Luther oder wie Blücher; selbst Schiller lebt in ihr nur als abstrakte Figur, als der blasse hohe Dichter seiner Werke, ohne daß kleine Züge das Bild lebensvoll erfüllten. Das Volk sieht ihn in keiner Situation. Höchstens könnte man sagen, die Gruppe Goethe-Schiller stelle sich der populären Anschauung dar; doch dürfte man auch dann noch diese Anschauung überschätzen. Innerhalb des Kreises der Gebildeten natürlich leben Lessing, Goethe, Schiller, leben vielleicht auch noch Kant, Alexander v. Humboldt und wenige andere; dies aber, so bedeutungsvoll es für den Stand unserer Bildung sein mag, ist doch für die Beurteilung des Nationalcharakters nicht zu verwerten.

Der einzige wirklich volkstümliche Heros der neueren Zeit ist wohl ohne Frage Fürst Bismarck. Kaiser Wilhelm und Moltke werden mit frommer Dankbarkeit verehrt; ein leidenschaftliches, nach kleinen Zügen, nach Worten, nach Anekdoten haschendes Interesse hat nur der erste Kanzler des Reiches erweckt. Er ist eine Erscheinung, die bei unendlich überragender Genialität mit Blücher Vergleichspunkte bietet: die entschiedene Abweisung der Theoretiker, der derbe Humor, behagliches Trinken, die lange Pfeife, das Äußere überhaupt: die stramme Figur mit dem weißen Schnurrbart. Auch er ist ein guter Familienvater; diese Seite aber wird in der populären Auffassung kaum hervorgehoben. Es ist kein Zweifel, daß in unserer Zeit, die an künstlerischer Bildkraft arm ist, die allgemeine Vorstellung mehr als früher von der bildenden Kunst beherrscht

wird: Rauch und Menzel nahmen ihre Gestaltung Friedrichs des Großen, Ritschl und Spangenberg die Luthers aus der Volksauffassung, während heut umgekehrt Lenbachs Portraits, die Monumente, ja die Photographien an der Volksauffassung mitarbeiten. Werden ja doch heute die bildlichen Darstellungen so viel rascher und weiter verbreitet: Zeitungen, Öldrucke, Oblaten und Tassen sogar tragen sie umher. Aber auch so sind doch immer bestimmte Situationen dem Volke gegenwärtig: es sieht Bismarck, einsam, zu Pferd oder zu Fuß, ernst vor sich hinblickend; es sieht ihn neben Napoleon nach Sedan; es sieht ihn in der Mitte der großen Genossen beim Siegeseinzug. Ob es die charakteristischen Momente dem Künstler diktiert oder von ihm aufnimmt — was macht das, wenn sie nur den Heros in bedeutsamer Situation zeigen! — Aber auch hier ist nicht zu verkennen, daß es nicht der ganze Bismarck ist, den das Volk sieht. Den Diplomaten, den Mann der leidenschaftlichen Polemik, den gut praktischen Landwirt sieht es nicht. Auch diese Gestalt ist nur Hautrelief, wie Friedrich der Große, nicht plastisch rund, wie Luther.

Überblickt man diese kurze Reihe der wichtigsten Nationalheroen Deutschlands — denen höchstens noch Joseph II. für Österreich beizugesellen wäre — so erstaunt man über die typische Wiederkehr bestimmter Züge. Es ist allemal der Kämpfer — ob nun mit Waffen, mit Worten oder mit Plänen — der Teilnahme erweckt, und zumeist der, dem eine Übermacht gegenübersteht. Dennoch aber liebt das Volk auch nicht, ihn ganz einsam zu lassen (wie Napoleon, wie Nelson, Blüchers englisches Gegenbild, wie Dante oder Garibaldi allein stehen); es giebt ihnen eine treue Gattin, treue Vasallen, treue Freunde zur Seite, die dem persönlichen Anteil der Deutschen gleichsam historischen Ausdruck geben, wie der Chor in der antiken Tragödie. Fast alle diese Gestalten sieht es in wechselnden Situationen, deren Hauptunterscheidung ist: Einsamkeit oder begeistert-anhängliche Umgebung; gerade wie Lessing oder Goethe, gerade wie der historische Luther und der historische Friedrich zwischen beiden Formen wechselten. Es sieht sie nicht zu zweien, wie die französische Symmetrie es liebt, nicht Corneille

neben Racine, nicht Blücher und Gneisenau als Gleiche neben einander; sondern der Heros führt, und nach langem Intervall erst folgt der Vertraute. — Das deutsche Volk liebt ferner Reichtum an individuellen „originellen“ Zügen: der Krückstock des Königs, Bismarcks Schlapphut gehören ihm zum Bilde. Es freut sich an Humor, an thatkräftiger Abwehr theoretischer Bedenklichkeit, und doch wieder an einem gewissen, man möchte fast sagen philiströsen Detail, wie Schnupftabak und Pfeife. Keineswegs liebt es, seine Heroen ins Unfaßbare zu idealisieren; als der Elsässer Kleber zu Napoleon die Hyperbel der Hyperbeln sprach: „General, Ihr seid groß wie die Welt“ — da sprach er zu einem Heros der Franzosen. Unsere Helden sind keine Abstraktionen, sondern lebensvolle Menschen. Für den Romanen ist es dasselbe, ob er einen Platz Piazza Cavour oder Piazza dell'Indipendenza, eine Straße Rue Colbert oder Rue du Commerce nennt: die Abstraktionen sind ihm fast so lebendig, die Persönlichkeiten fast so abstrakt, daß sie in einander übergehen. In Deutschland würde man nirgends eine Straße „Einigkeitsstraße“ nennen; schon „Friedensallee“ — wo doch der landläufige Genius mit der Palme die Anschauung vermittelt — ist französischen Mustern nachgebildet. Nennt man aber einen Platz, ein Schiff, ein Kind nach Bismarck, so weiht man den Täufling nicht einer Abstraktion, sondern dem lebendigen Bilde einer vollen, die inneren Gegensätze in Humor und Thatkraft überwindenden Persönlichkeit. Insofern ist der Deutsche, Idealist in seiner Heroenverehrung, doch zugleich durch und durch Realist in seiner Auffassung der Helden.

Auch dies hat seine Schattenseiten. Nicht mit Unrecht hat man den Deutschen vorgeworfen, ihre Untreue sei oft so erstaunlich wie ihre Treue. Armin ward verlassen; wie rasch fiel die öffentliche Meinung von dem alternden Preußenkönig ab, ließ sie Bismarck im Stich! Weil das Verhältnis ein persönliches, warmherziges ist, unterliegt es Verstimmungen, die die abstraktere Anhänglichkeit der Verehrer Napoleons oder Byrons, Gladstones oder Disraelis nicht kennt. Der Heros muß sich täglich neu die Liebe erobern. Wenn der Gott selbst, wie die Edda zeigt, vor der Kritik nicht sicher war, wie denn der Held? Die Art

des kritiklosen Haut- und Haar-Heroenkultus, die neuerdings aus England (Carlyle) und Frankreich zu uns importiert und an Richard Wagner und Bismarck probiert worden ist, bleibt undeutsch und unvolkstümlich. Die deutsche Nation hat es immer damit gehalten, auch ihre Lieblinge ehrlich zu prüfen, ihre Schwächen vielleicht zu lieben, nicht aber zu leugnen; und wenn der Große Friedrich in einer Anekdote eine scharfe Antwort erhält, freut sich das Volk statt zu ergrimmen. —

Aus dem, was wir bisher ausgeführt, ließe die Geschichte des deutschen Volkes sich fast a priori ableiten. In der That sind es zwei große Elemente, die sie erfüllen: positiv das großartige Streben eines nie ermüdenden Volksgeistes, negativ der nie endende Kampf zwischen der Individualität und dem Bedürfnis nach Unterordnung. Ohne Rast, aber auch ohne Hast strebt diese große Volksseele: eifrig lernt sie von den römischen Nachbarn; fromm vertieft sie sich in die christliche Lehre; leidenschaftlich erfaßt sie die Idee des Imperiums; mit tiefem Ernst sucht sie die Reformation alter Schäden; voll inniger Sehnsucht greift sie umher nach neuen Formen der religiösen Versenkung, der Kunst und Poesie, der Musik, der Wissenschaft, um in unablässiger Arbeit von schwerer Verwundung zu gesunden; begeistert hängt sie am Mund ihrer großen Dichter; feurig erfüllt sie sich mit der Aufgabe der Neugründung des Reiches. Keine Aufgabe kann die Zeit der Menschheit stellen, die nicht vor allen diese Nation mit tiefernstem Eifer ergriffe. Die Schäden der Kirche werden klar, und inniger als alle arbeitet sie das Problem durch; die Aufklärung verbreitet sich von England über Frankreich — aber erst in Deutschland wird sie zum praktischen Gegenstand der Gesetzgebung und des öffentlichen Lebens. Das römische Reich liegt tot am Boden, und die ganze Welt erfüllt der Pestgeruch des verwesenden Riesenleibes — deutsche Scharen reinigen die Luft und erbauen auf dem gereinigten Boden das Mittelalter. Eine neue Welt, jungfräulichen Reichstums voll, verlangt nach Kolonisatoren aus der alten — in hellen Scharen ziehen deutsche Auswanderer nach Amerika und begründen mit stammverwandten Einwohnern eine neue Nationalität. Jeder jungen

Wissenschaft stellen sie Rekruten, während andere Nationen noch zögern: so im Beginn des Jahrhunderts den neuen historischen und philologischen Disziplinen. Jede große poetische Bewegung findet Anklang: der Minnesang, der Humanismus, der estilo culto der beginnenden Neuzeit (der doch zunächst nichts ist als der Wunsch, die poetische Welt mit individuellem Detail zu erfüllen), der Realismus. Keine Nation sucht wie diese dem Ausland gerecht zu sein, ehrt fremde Heroen, studiert fremde Litteraturen, sammelt fremde Monumente. Leidenschaftlichere Kämpfe führt keine um geistige Fragen; wie die evangelischen Richtungen um dogmatische Einzelfragen gefochten haben, so ist seit den Tagen von Byzanz nicht mehr um Unerforschliches gekämpft worden. Berüchtigt ist die Heftigkeit deutscher Gelehrtenpolemik: Alles fließt bei ihnen aus der Gesamtheit des Individuums, und bei jeder Einzelheit fühlt deshalb der Mann selbst sich verletzt. Im Kampf um geistige Güter hat Lessing sein scharfes Schwert geschwungen; eine Prinzipienfrage, die des Göttinger Professoreneides, hat ganz Deutschland erregt. Das versteht man kaum außerhalb Deutschlands. Es liegt aber darin, daß der Deutsche, in äußeren Dingen leicht gehorchend, sein Inneres als höchsten Schatz jeder Unterordnung verweigert. „My house is my castle", sagt der Engländer; der Deutsche: „Eine feste Burg ist unser Gott". Der Gott, dem er mit seinen wenigen Genossen sich anvertraut hat — sein Idealismus, sein Glaube, seine individuelle Auffassung von der Welt oder einer Horazstelle, das ist ihm unverletzlich; dahin zieht er sich, sonst überall geschlagen, zurück; und von da, von seiner Individualität aus, erobert er immer wieder die Welt.

So seine innere Geschichte, ruhmvoll, an Heroen und Großthaten so reich wie keine andere, die des italienischen Volkes vielleicht ausgenommen. Und die äußere Geschichte desselben Volkes? Traurig, wie kaum eine zweite — wieder etwa die der Italiener ausgenommen. Kampf von Brüdern gegen Brüder in der Völkerwanderung, im dreißigjährigen Kriege, 1866. Aufopferung vieler Tausende für später aufgegebene Ziele: für die Investiturhoheit, die Unterwerfung Italiens. Krieg der Fürsten gegen den Kaiser, der Städte gegen den Adel;

Mißhandlung der Bauern durch den Adel, der Bürger durch die kleinen Fürsten. Das größte Reich Jahrhunderte der Beschimpfung des Auslandes preisgegeben; das edelste Volk von winzigen Tyrannen gequält. Wie ist das möglich? Es ist möglich, weil in dem Germanen mit verhängnisvoller Schroffheit das Gefühl der festen Gliederung ruht; weil persönliche Beziehungen ihm zu viel und abstrakte zu wenig sind, denn er ist Gefühlsidealist, nicht, wie die Romanen, Begriffsidealist. Bruderkampf ist möglich, weil die scharfe Zweiteilung: für uns oder wider uns, täglich angewandt wird, der Begriff der Nationalität aber im Weiten schwebt; und wieder Aufopferung für ein Prinzip ist möglich, weil es als ein Teil des eigenen Ich empfunden wird. Deutschland ist wehrlos Jahrhunderte hindurch, weil die Stämme und Stände ihre Individualität nicht dem gemeinen Ganzen unterordnen können; das Volk wird von kleinen Herren mißhandelt, weil Niemand herauszutreten wagt aus seiner Kategorie: der der Dienenden. In der Individualität befangen sieht der Preuße im Österreicher nur den Nichtpreußen, sieht der Staufer in dem Welfen nur den Widersacher seiner großen Anschauung, sieht der Fürst im Kaiser nur die Bedrohung seiner Fürstlichkeit, sieht der Bürger in seinem Quäler nur den ihm geordneten Herren. Mit heißer Klage wendet Werther, wendet Faust, wenden Hölderlin und Lenau sich an Gott und bitten, entlassen zu werden aus dem Zwang und Bann ihrer Individualität, um aufgehen zu können in das All; aufgehen zu können in die Nation ist auch der heiße und unerfüllbare Wunsch all ihrer Glieder. Näher als je scheinen sie jetzt dem Ziele, ein großer Augenblick versprach die Erfüllung jener in der Edda schon verheißenen neuen Zeit. Möge es endlich gelingen, auch in der Geschichte Harmonie aus eigenartigen Kräften aufzubauen! —

Abhängig von äußeren Mächten ist die Kunst zu solcher Entfaltung bei uns nie gelangt, daß sie wie die Poesie oder die Geschichte auf den Nationalcharakter deutete. Es fehlten die Gönner — denn Deutschland hatte nie eine echte Aristokratie, weil es nichts duldete zwischen Oben und Unten; es fehlte das günstige Klima in jedem Sinn. Die deutsche Kunst ist immer

nur ein Ausschnitt der Kunst ihrer Zeit, für diese charakteristisch, kaum für die Nation. Die altdeutsche Kunst macht vielleicht eine Ausnahme, und die neuere deutsche Musik; dennoch vertreten selbst Dürer und J. Seb. Bach mehr den Protestantismus als Deutschland, wie ja auch ihre nächsten Genossen, Holbein und Händel, in dem anderen Hauptlande des Protestantismus, in England, eine neue Heimat finden konnten. — Die Kunst kann nur dann für ein Volk charakteristisch sein, wenn sie in langer treuer Pflege sich zum Ausdruck der nationalen Art erzieht. Die älteste griechische Kunst ist nicht in dem Sinn national, wie die der Zeit des Perikles: sie ist von fremden Mustern und einheimischem Material noch zu sehr abhängig. Auf dieser Stufe aber ist die bildende Kunst Deutschlands immer geblieben; der individualistische Eigensinn der Künstler verhinderte eine feste Tradition, die Motive und Auffassungen, Farbe und Zeichnung allmählich zu höchster Reinheit ausbildet. Daher hat Deutschland gewiß einzelne geniale Künstler gehabt — aber die Schlüter, Cornelius, Menzel, Böcklin mochten wohl in ihrem Streben und Können charakteristische Vertreter des Deutschtums sein, innerhalb der deutschen Kunst waren sie nicht Gipfel, sondern erratische Blöcke. Schulen bilden unter Deutschlands Künstlern nur die Mittelmäßigen (Düsseldorf; Piloty). Diese Thatsache selbst nun, daß eine breite nationale Kunstblüte nie gelang, wie Italien, Holland, Frankreich, England sie erlebten, sie ist allerdings charakteristisch genug. Sie zeugt nicht bloß für den Trotz der inneren Unabhängigkeit — Jeder will ein Prometheus sein und Menschen formen nach seinem Bilde, wenn auch oft ein anderes Modell weit vorzuziehen wäre — sondern auch für die Geringschätzung der äußeren Form, welche der bildenden Kunst selbst in der Blütezeit nicht solche Gönner erwarb wie in anderen Ländern; sie zeugt aber auch für das rastlose Streben, das immer neu einsetzt, das jeden bedeutenden Künstler die ganze Kunstgeschichte neu durchleben läßt.

Ähnliches wie von der Kunst gilt von anderen Formen des nationalen Lebens: sie haben sich teils durch die Natur des Volkes selbst, teils durch ungünstige äußere Umstände nicht

frei genug entwickelt, um Schlüsse auf den Nationalcharakter zuzulassen. Dies gilt selbst von dem Volksleben. Äußerlich ist es beengt durch die Ungunst des Klimas, ferner seit dem 17. Jahrhundert durch die Reglementiersucht der Behörden. Schlimmer wirkte das innere Hindernis: eine gewisse Unverträglichkeit oder mindestens Schwerfälligkeit in der Kunst, sich in andere zu finden. Das dritte Wort schon des Kindes auf der Straße ist: „Ich spiele nicht mehr mit!" Kein Fest ohne Sonderbünde, keine große Feier ohne Gegendemonstration. Eine Beteiligung des ganzen Volkes an einem Fest — wie etwa in England beim Wettrudern der Universitäten — ist undenkbar; nur in der Schweiz und allenfalls in den romanischem Einfluß ausgesetzten Teilen Süddeutschlands (denselben, wo es wirkliche Erzähler giebt!) sowie in dem von mannigfachen fremden Elementen durchdrungenen Wien gelingen wirkliche Volksfeste. So herzlich kleine kollegiale Zusammenkünfte sein können — sobald die Luft persönlicher Vertrautheit fehlt, und nur allzu oft auch wo sie weht, verdirbt eine ängstliche Zurückhaltung die eigentliche Aufgabe des Festes: daß der Einzelne seinen Sinn und Geist aufgehen lasse in den Gemeingeist. Große Momente vermögen doch solche echten Feste zu erzeugen — das Sedanfest der ersten Jahre, manches Kaiserfest; aber dauerhafte Tradition kommt auch hier nicht zustande. Das deutsche Nationalfest ist Weihnachten, wo wohl alle sich in festlich gehobener Stimmung begegnen, die Feier selbst aber sich auf tausend einzelne Weihnachtsbäume verteilt. Dennoch ein unvergleichliches Fest mit seiner Arm und Reich umfassenden Lust des Bescherens, mehr noch mit seinem langen und sinnigen Überlegen und Überraschen, mit der vertraulich-geheimnisvollen Stimmung der Tage vor dem Fest, mit dem Glück des warmen und geschmückten Zimmers, an dessen Fenster der Schneesturm schlägt. So bietet dies Fest das Symbol des deutschen Glückes überhaupt: stilles, liebevolles Abschließen mit den Seinigen, Schenken und Empfangen, der Fernblick auf einen tief ehrwürdigen Ursprung der Feier. Das deutsche Glück ist eng, es ist dafür aber selbstbereitet; es ist nicht anspruchslos, aber auch voller Pflichtgefühls; es ist geweiht durch ernste Gedanken. —

Ähnliches ließe sich von mancher Erscheinung der sogenannten Volkskunde sagen (einer von Deutschen, wie Möser im vorigen, Riehl in diesem Jahrhundert zuerst aufgestellten Wissenschaft): von der Kleidung der Deutschen, ihrer Art zu wohnen, zu essen und besonders zu trinken; von der Geselligkeit und Unterhaltung; von ihrer Reiselust; von der Auswahl und dem Gebrauch ihrer Lieblingsbücher. Dies würde indes zu weit führen, ohne wesentlich neue Züge zu bringen. Fast überall wiederholt sich der zwîvel. Der Deutsche hält sehr darauf, bei sich Herr zu sein — dennoch wohnt er gern zur Miete, während in England selbst der Arme ein eigenes Haus sucht; er bevorzugt große Gesellschaften — und innerhalb derselben enge Einzelunterhaltung; wenige Länder, vielleicht keines, haben eine bessere Litteratur, und kein zivilisiertes Land schlechtere Leser: Leser, die so unaufmerksam, so lieblos, so hastig, so wahllos lesen. Eine Statistik der Bücherverbreitung würde beschämend sein. Und doch hat auch dies sein Gutes: der Deutsche liest seine Klassiker nicht mit Ausdauer — was jeder gebildete Franzose und Engländer thut — weil ihm das Einzelne unbedeutend erscheint neben dem Ganzen. Er ist sich einer herzlichen Bekanntschaft mit Schiller so gut bewußt, daß er es für überflüssig hält, seine Werke genauer kennen zu lernen. Daneben aber trifft man wieder ein so gläubiges Versenken, ein so frommes Einleben in Geist und Sinn großer Meister wie nirgends sonst, und ein persönliches Parteiergreifen, das oft zu fast scherzhafter Feindschaft gegen die Gegner der Großen führt. Kein Mann deutscher Nation hat so viel Schläge bekommen, wie der Hauptpastor Goeze, den doch eigentlich Lessing selbst schon genügend versorgt hat; aber es ist wohlthuend, noch eins drauf zu geben. Und keineswegs beschränkt sich diese Andacht auf gelehrte Kreise; trifft man zuweilen unter den Gelehrten Männer, die eigentlich nichts von Goethe kennen (wenn „kennen" mehr heißt, als Titel und Citate im Mund führen), so ist anderseits die arme Näherin, die ihren Lenau genau kennt, oder der Handwerksmeister, der den ganzen Uhland inne hat, durchaus nicht bloß eine legendarische Person. —

Was das Verhältnis der Germanen zu anderen Nationen angeht, so lieben sie auch hier ein friedliches Abschließen. Zu der Eroberung des römischen Reiches wurden die germanischen Stämme der Völkerwanderung durch mancherlei Not fast gezwungen; seitdem haben sie nur Italien noch Jahrhunderte lang begehrt, teils weil es in der Idee des Imperiums lag, teils in rührend sentimentaler Sehnsucht nach dem Lande der Schönheit, fast wie ein bärtiger Krieger um ein verführerisches Mädchen wirbt. Sonst haben sie mit geistigen Waffen viel erobert, im eigentlichen Kriege fast nur das Ihre, und oft das nicht, behauptet. Dennoch waren sie nie beliebt unter ihren Nachbarn, was freilich wenige Nationen sind. Und wo nicht das ganze Volk mit Fremden in Berührung kommt, sondern nur Einzelne, hat sich das Gleiche gezeigt. Als Eroberer und Verwalter, als Ansiedler und Gast ist der Germane selten beliebt. Unser Elsaß hat noch heute zahlreiche Verehrer französischen Wesens — mehr, als Westfalen Freunde altpreußischer Art. Das liegt daran, daß sie die Form leicht vernachlässigen, gewissenhaft, tüchtig, zuverlässig sind, aber von der Macht der Freundlichkeit zu gering denken. Eben deshalb halten sie auch selbst im Auslande nicht lang zusammen und gehen dann, isoliert, in der fremden Art unter, die der Engländer und Franzose in der Fremde abwehrt. Auch hier schadet die zu weit getriebene Unabhängigkeit: etwas mehr Anpassung an die fremde Nationalität würde beliebter, etwas mehr Anpassung an die Landsleute in der Fremde mächtiger machen. —

Wir kommen damit zu dem Urteil fremder Berichterstatter und fremder Nationen. Es gäbe ein interessantes Stück Kulturgeschichte, dürfte man hier auch nur die wichtigsten sammeln. So müssen wir uns auf das geringste Maß beschränken.

Die Benennung der Germanen bei ihren Nachbarn bietet nichts Charakteristisches; sie heißen die Kampfmänner, oder die, deren Sprache man nicht verstehen kann; so heißen viele Völker bei ihren Nachbarn. Mythologische Vertreter des Germanentums — wie etwa Kadmus bei den Griechen ägyptischen Einfluß spiegelt — sind mir nicht bekannt. Scheltreden feindlicher Völker haben kein Gewicht.

Der erste große Kritiker der Deutschen ist Tacitus. Er schildert in sentimental-politischer Tendenz, dennoch treu und im Thatsächlichen zuverlässig. Bei ihm erscheinen die Germanen als das glückliche Volk der rauhen Einfalt — etwa wie die Samojeden bei den Philanthropen des vorigen Jahrhunderts. Doch fehlen nicht individuelle Züge. Er bereits hebt ihre Uneinigkeit hervor und betet — mit nur zuviel Erfolg! — um deren Fortdauer; dann betont er die Verehrung der Frau, den Respekt vor sozialer Gliederung (Fürsten und Priester), die freie Haltung des Gottesdienstes. Während sonst Naturvölker sich sehr zu putzen lieben, stellt Tacitus — übrigens schwerlich mit Recht, — die Germanen als Verächter alles Schmuckes dar. Die isolierte Lebensweise wird nachdrücklich geschildert — „sie bringen ganze Tage fast unbekleidet beim Herdfeuer zu."

Spätere Zeugen klagen über Wildheit der Sprache und des Gebahrens; besonders merkwürdig ist, daß nicht nur Kaiser Julian im 4. Jahrhundert, sondern auch ein orientalischer Geograph des 10. Jahrhunderts ihren Gesang ein unerträgliches Gebrüll schelten. Wie es scheint, war selbst hier nicht Einheit, nicht „concentus" zu erreichen, und indem jede Stimme ihren eigenen Weg ging, artete der Chorgesang zum Geheul aus; das kommt heut noch beim Kneiplied vor. — Alle Zeugen rühmen Tapferkeit, Todesverachtung, Treue, Freiheitsgefühl.

Im Mittelalter fehlt es fast überall an dem großen Blick, der ganze Nationalitäten in ihren Eigenheiten zu umfassen vermöchte. Als mit dem Humanismus dies Verständnis erwacht, gelten die Deutschen bei Montaigne und anderen (so bei seinem Verehrer Shakespeare) als trunksüchtig, streitlustig, lärmend, aber auch als tapfer und treu. Allmählich sinkt das Urteil über sie immer mehr ins Schlimmere: hat schon Walther von der Vogelweide dem Papst das Wort von den „dummen Deutschen" in den Mund gelegt, so wird allmählich wirklich die Anschauung von einem Barbarenvolk ohne Nachdenken und ohne Urteil mächtig. Man läßt sich das gefallen, solange es allgemein bleibt; erst als (Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) der Jesuit Bouhours behauptet, kein Deutscher könne ein „bel-esprit" sein, braust der Zorn gegen

gallischen Übermut auf. Indes blieben wir auch für Voltaire noch immer die Samojeden, bloß daß man dem Naturvolk jetzt Schmutz und Roheit vorwarf, wie man früher Sittenreinheit und Freiheit gelobt hatte (Voltaires „Candide“).

Die Entdeckung der deutschen Volksseele gelang erst wieder Mme de Stael, deren glänzendes Buch „de l'Allemagne“ das würdige Gegenbild zur Germania des Tacitus bildet. Auch bei ihr waltet politische Tendenz und sentimentale Befangenheit; im Übrigen sieht sie scharf und gut. Sie rühmt die deutsche Innigkeit, Arbeitseligkeit, Ehrlichkeit, Tiefe; sie tadelt die Formlosigkeit, die Isolierung, die Schwerfälligkeit.

Allgemeiner und abstrakter predigte Carlyle das Deutschtum als Religion der Innerlichkeit und Goethe als den Höhepunkt des Deutschtums. Für die Schwächen der Deutschen und besonders ihres Gelehrtenstandes: Umständlichkeit, Breite, Zerfahrenheit hat doch auch er ein Auge („Sartor Resartus“). Die deutschen Heroen findet er schnell und sicher heraus; von romantischer Befangenheit des Blicks war er aber keineswegs frei. Man darf doch sagen: Mme de Stael war die erste Ausländerin, die die Deutschen gekannt, Carlyle der erste große Fremde, der sie geliebt hat.

Bei Napoleon mischt sich noch seltsam eine romantische Hochachtung vor der Nation des Werther mit einer entschiedenen Geringschätzung des Volkes von Ideologen. An ihm aber sollte die Größe dieser Nation sich zeigen. Einig erhob sie sich, soziale, lokale, politische Gegensätze überbrückte der große Moment; und mit Erstaunen sah man, daß die Nation von Träumern ein großes Volk sei.

Die Wirkung war ungeheuer. Hatte Goethe der deutschen Dichtung, Humboldt der Wissenschaft eine führende Stellung erobert, so trat doch die Nationalität als solche erst jetzt in den Kreis der großen Brüder ein. Carlyles Auffassung ging, des Prophetentons entkleidet, nach Frankreich über, wo Renan, Michelet und Taine den deutschen Idealismus, die deutsche Wissenschaftlichkeit und Tiefe predigten. Aber mit dem großen Krieg erlitt diese Anschauung eine neue Erschütterung. Während Renan seitdem haltlos zwischen der Auffassung der Deutschen

als eines Volkes von sinnigen Träumern und als einer Horde von wilden Kämpfern schwankte, beginnt die neue Generation in Frankreich, England und Italien allmählich die Totalität des deutschen Wesens zu begreifen. Man dürfte gegenwärtig über den deutschen Nationalcharakter überwiegend zwar ohne Wohlwollen, doch sonst nicht unrichtig urteilen. —

Nur im Flug können wir auch die deutschen Urteile über die Deutschen überblicken. Zuerst verspotten die Stämme sich gegenseitig, ohne sich ihrer Einheit bewußt zu sein. Mit dem Humanismus lernt man es den Italienern ab, renommistische Vorstellungen von berühmten Vorfahren und ruhmvollen Thaten zum Selbstlob zu verwenden. Die Reformation empfindet mit Zorn den Deutschen als die ehrliche Haut, die von Rom sich rücksichtslos schröpfen lasse; jetzt zuerst beginnt heftiger der patriotische Tadel der Deutschen gegen ihr eigenes Volk. Goethe hat einmal gesagt, die Juden müßten nie viel getaugt haben: ihre Propheten hätten immer zu schelten gehabt. Aber bei den Deutschen wie bei den Juden bezeugt das wohl nur den hohen sittlichen Ernst der Mahner und es spricht für das Volk, daß es solche Propheten erzeugte.

Im sechszehnten Jahrhundert wird man außerdem, mehr mit einer fast behaglichen Selbstironie als mit moralischer Entrüstung, der eigenen Lust am Trinken und Lärmen gewahr. Im siebzehnten mehren sich die Zielpunkte für den Tadel der empörten Propheten. Luxus, Unsittlichkeit, vor allem Ausländerei werden gegeißelt. War bei den Satirikern Dedekind und Scheidt der neue Nationalheilige „St. Grobianus“ noch mit Lachen angegriffen worden, so erstickt jetzt den Grimmelshausen und Moscherosch, den Logau und Gryphius der Spott fast unter Thränen.

Lebhaft empfindet man nach der Verrohung des dreißigjährigen Krieges das Bedürfnis einer Verfeinerung der Sitten. Leibniz, Christian Weise, Thomasius empfehlen Anschluß an die französische Eleganz. Gellert, der sich französische Art aneignet, wird zum Hofmeister Deutschlands. Eine Rococo-Moral wird gepredigt.

Dann aber erwacht unter dem Eindruck der Siege Friedrichs des Großen wieder das deutsche Nationalbewußtsein. Auch die starken Seiten des Germanentums empfindet man wieder.

Klopstock erneuert den Arminiuskultus der deutschen Humanisten, Lessing kämpft gegen die Übermacht der französischen Poesie. Die Zersplitterung der deutschen Nation empfinden sie beide schmerzlich. Tiefer sucht Herder in das Wesen der deutschen Art einzudringen; er befragt neue Zeugnisse: Volkslieder, die Sprache. Goethe und Schiller denken zu sehr kosmopolitisch, um in der deutschen Nation etwas Anderes zu sehen, als eine Gemeinschaft von Einzelnen, die auf dem Weg zum Ideal zurückbleiben. Goethe insbesondere klagt nach seiner Rückkehr aus Italien über deutsche Formlosigkeit, Isolierung der deutschen Gelehrten, Pfuscherei ihrer Künstler, über die Sprache selbst und entfernt sich weit von der Anschauung, die er als Herders Schüler zur Zeit des „Götz von Berlichingen" von deutscher Art und Kunst hatte. So giebt der Größte selbst das üble Beispiel zu einem ungerechten und einseitigen Heruntersetzen des deutschen Nationalcharakters. Wie der philosophische Pessimismus seinen Gott, so greift der politische sein Vaterland mit persönlichem Haß an. Börne ist nur der leidenschaftlichste, Heine nur der witzigste unter den scheltenden und spottenden Kritikern. Man erniedrigt die deutsche Volksseele zuletzt so tief, wie sie kaum das Ausland herabgesetzt hatte. Und die Romantiker, wenn sie die deutsche Vorzeit zu preisen fortfahren, denken über die Gegenwart kaum besser. Überall muß Deutschland unter Kontrasten leiden: Goethe schilt es, weil es nicht Italien, Hölderlin, weil es nicht Griechenland, Börne, weil es nicht Frankreich ist. Das Recht der Volksindividualität scheint gerade von dem Volk der Individualisten verkannt zu werden; als ob ein großes Volk nicht eben auch das Recht seiner Eigenarten hätte, so gut wie jeder einzelne Autor oder Handwerker!

Kurze Ansätze eines neuen Chauvinismus — besonders durch Jahn, der zuerst auch den Begriff „Deutsches Volkstum" formuliert, und seine Gruppe vertreten — werden bald von neuer strenger Kritik abgelöst. Der Philosoph Nietzsche, vom Propheten des schroff-nationalen Richard Wagner zu dem Deutschenhaß und der Franzosenliebe eines Mannes von 1830 übergleitend, bezeichnet diese Entwickelung gleichsam typisch.

Was tadeln all' diese Tadler an Deutschland? Es sind zwei Hauptklassen unter ihnen: die ästhetischen und die politischen Tadler. Die ästhetischen werfen den Deutschen Formlosigkeit, Unliebenswürdigkeit, barsches Wesen, schließlich Barbarei vor, die politischen Unterwürfigkeit, Mangel an Selbstachtung, schließlich Sklavensinn. Zieht man die Übertreibung ab, die ehrlich begeisterten Fanatikern für Schönheit oder Freiheit zu gute gehalten werden muß, so laufen beide Anklagen auf dasselbe heraus: Überschätzung des Innerlichen, Unterschätzung des Äußerlichen. Der Deutsche ist oft unhöflich, ja grob, weil er sich nicht die Zeit läßt, seine Überzeugung in angenehme Form zu kleiden, und darauf auch kein Gewicht legt, was ihn allerdings nicht hindert, anderen gegenüber sehr empfindlich zu sein. Und er hat die politische Freiheit oft in schlimmer Weise hintangesetzt, weil er in der Freiheit seines Denkens sich doch unangreifbar wußte. Das sind Fehler; aber das rastlose Streben der Deutschen arbeitet an ihrer Überwindung. Man fängt an, auch die Form zu achten („Rembrandt als Erzieher"); es entwickelt sich ein entschiedener politischer Freisinn, der über den Programmen einzelner Parteien steht. Im übrigen ist so wenig hier als sonst zu hoffen, daß fehlerlose Vollkommenheit erreicht werde. Aber hierfür gilt, was einer der echtesten Vertreter deutschen Wesens, Lessing, von dem Streben nach der Wahrheit gelehrt hat: der Besitz kommt nur Gott zu, uns das Streben. —

Auch wir haben hier uns recht sehr auf das Bestreben beschränken müssen! Fast nur eine Übersichtstafel völkerpsychologisch wichtiger Momente konnten wir geben und mit streifender Hand sie deuten. Die Völkerpsychologie selbst ist von deutschen Gelehrten aufgestellt worden: Herder und Humboldt, Lazarus und Steinthal haben die Grundlagen gelegt, auf denen dereinst sich das Gebäude exakter Volkskenntnis erheben soll. Denn wie sollte jene uralte germanische Neigung zu psychologischen Studien sich nicht auch auf das große Gesamtindividuum richten? Wie die psychologischen Studien schon der altgermanischen Poesie über die romanische Identifizierung eines Charakters mit Einer Eigenschaft sich erhoben haben, so ist die deutsche

Völkerpsychologie fortgeschritten über die naive epithetische Charakteristik früherer Zeiten („der treulose Punier“, „der schlaue Armenier“). Um so weniger kann es uns in den Sinn kommen, diese knappe Aufzählung der typischen Züge mit einer Gesamtformel abzuschließen. Vielleicht läßt diese sich finden; viel wäre damit schwerlich gewonnen. Zu reich und tief ist diese Volksindividualität, um mit Einem Schlagwort, Einem Repräsentanten, Einer Formel erschöpft zu werden. Auch hier gilt vor allem der Satz: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Eine sinnige Sprache, eine tiefe Mythologie, eine unvergleichliche Poesie, eine an großen Momenten reiche Geschichte zeugen für die Seele des deutschen Volkes; auch fürderhin wird sie sich darin bekunden, und noch viele, viele Jahrhunderte möge, ein unentbehrliches und ruhmvolles Glied der Völkerfamilie, die deutsche Nation fortfahren, in wechselnden Formen die großen Grundzüge ihres Nationalcharakters zu entwickeln! —





Über den Begriff der Individualität.

Seit langen Jahren, ich darf wohl sagen, seit dem Beginn meiner wissenschaftlichen Arbeit, beschäftigt und beunruhigt mich das Problem der speziellen Psychologie. Wir wissen alle, daß jeder Mensch seine eigene Weise hat, die Dinge anzusehen, Eindrücke zu verarbeiten, durch Handlungen oder Worte sich geltend zu machen; es ist uns allen nichts natürlicher und selbstverständlicher, als mit dieser Thatsache zu rechnen. Der Kaufmann, der dem verschiedenen Geschmack verschiedener Kunden entgegenkommt, der Geistliche, der zu jedem Pfarrkind in einer anderen Sprache zu reden versucht, der Diplomat, der den fremden Fürsten oder Minister sorgfältig studiert — sie alle setzen nur eine Kunst fort, die schon das Kind beginnt, wenn es den Vater mit anderen Mitteln zur Erfüllung seiner Wünsche zu bringen versucht als die Mutter. Und wie im täglichen Leben, so ist es in der Wissenschaft eine keiner Diskussion bedürfende Voraussetzung, daß von jeder Menschennatur eine eigenartige Äußerung zu erwarten sei. Wir bezweifeln nicht, daß Rafael Michelangelos Jüngstes Gericht nicht hätte malen, Schiller Goethes Iphigenie nicht hätte dichten können. Ein notwendiger Zusammenhang zwischen dem inneren Wesen und den äußeren Kundgebungen erscheint uns als völlig sicher. Fragen wir aber, wie jenes innere Wesen selbst festzustellen, zu beschreiben, gegen das Anderer abzugrenzen sei, so beginnt sofort die Verlegenheit,

und kaum wissen wir über die bildlichen Ausdrücke des Dichters hinauszugelangen:

> Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
> Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
> Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
> Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen:
> Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
> Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
> Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
> So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Der gewöhnliche Verlauf ist freilich umgekehrt: weil wir von eines Menschen Wollen und Handeln wissen, glauben wir den „Kern" seiner Persönlichkeit zu kennen. Sollen wir ihn aber anderen mitteilen, wie er vor unserm Gefühl deutlich genug schwebt, so wissen wir doch nichts zu thun, als eine Reihe von einzelnen Eigenschaften aufzuzählen; wir behalten aber dabei die Vorstellung, als seien wir damit nicht bis zu jenem Kern vorgedrungen, den die Eigenschaften nur gleichsam wie Ausstrahlungen einer verborgenen Centralsonne umgeben sollen.

Ist nun diese herrschende Anschauung von „des Menschen Kern" überhaupt richtig? Ist jenes unfaßbare Centrum der Persönlichkeit überhaupt mehr als eine Fiktion, als eine unberechtigte Voraussetzung? Und welche Mittel haben wir, die Individualität zu erfassen und wiederzugeben?

Um diese Frage zu beantworten, scheint es uns am besten, zuerst die herrschende Praxis, und dann die übliche Theorie etwas näher ins Auge zu fassen. Wie verfahren wir, um eine Individualität zu ergründen und zu beschreiben? und welche Gründe sprechen für die Berechtigung der allgemein verbreiteten Anschauung?

Die übliche Praxis erscheint in ihrer reinsten, methodisch durchgebildetsten Form in den Geisteswissenschaften. Der Philolog und der Historiker können ja kaum einen Schritt thun, ohne zu der Frage gedrängt zu werden, mit welchen Mitteln sie der eigenartigen Gefühlsrichtung, Denkart und Auffassungsweise einer bestimmten Persönlichkeit näher kommen können. Wie sollten sie sie ohne dies selbst verstehen und

andern verständlich machen können? Am entschiedensten werden wir bei biographischen Versuchen von dem Bedürfnis bedrängt, als Kausalität für Thaten und Erlebnisse des Helden ein bestimmtes „Charakterbild" aufzubauen. Aber in kaum geringerem Grade tritt dieselbe Nötigung auch bei jeder anderen philologischen oder historischen Arbeit an uns heran. In einem bedeutungsvollen Aufsatz, der das ganze Gebiet hierher gehöriger Fragen zum ersten Mal einer systematischen Durchforschung unterwirft, hat W. Dilthey (Beiträge zum Studium der Individualität, Sitzungsberichte der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, 1896, XIII, S. 9) darauf hingewiesen, wie ohne derartige Ansätze spezieller Psychologie einem Fr. Aug. Wolf und Niebuhr ihre Schlüsse auf die Urgestalt des homerischen Epos oder der römischen Geschichte so wenig möglich gewesen wären, wie einem Cuvier die seinigen ohne das Vorhandensein einer vergleichenden Anatomie. Das einzelne „Charakterbild" ist für den Geschichtsforscher so gut die Grundlage seiner vergleichenden Entwickelungslehre, wie das Skelett einer einzelnen Tierart für Darwin und Haeckel.

Dilthey führt aber auch des Weiteren aus, daß Untersuchungen solcher Art nicht bei der einzelnen Persönlichkeit stehen bleiben. Bei jeder Biographie, bei der litterarhistorischen Feststellung spezifischer Kriterien für die „höhere Kritik" der Einem Dichter zugeschriebenen oder zuzuweisenden Werke, bei der historischen Erörterung des Anteils einer einzelnen Gestalt an einem größeren Ereignis wiederholt sich die Aufgabe. Überall verfährt dann der Forscher so, daß er Alles sammelt, was aus den verschiedenen Epochen und den verschiedenen Lebensbethätigungen der betreffenden Person zur Beantwortung der jedesmaligen Frage helfen kann. Man erlangt so ein Durchschnittsbild der Akte oder Gedanken, der dichterischen oder allgemein menschlichen Äußerungsweise Einer Persönlichkeit. Wie man die Familienähnlichkeit gewinnt, indem man eine Reihe von Portraits verwandter Personen übereinanderlegt, so erhält man einen Durchschnittstypus der Gedanken Luthers oder Goethes, indem man ihre Äußerungen über eine Anzahl verwandter Probleme zusammenlegt.

Ganz dasselbe Verfahren können wir aber auch über die Grenzen der einzelnen Persönlichkeit heraus fortsetzen. Auf diese Weise gewinnt man dann einen Typus anderer Art: historische Typen, nationale, soziale und so fort. Natürlich sind diese Typen, etwa des Renaissancemenschen oder des Römers oder des Tyrannen, nicht so sicher bestimmt wie die individuellen. Man pflegt sogar periodisch überhaupt an der Möglichkeit derartiger weiter greifender Typen zu verzweifeln und sucht sie bald mit dem platten Einwand, es gebe überall Menschen aller Art, bald mit dem ernsteren Bedenken, wie schwer charakteristische Einzelfiguren als Grundlage der Typusbildung auszuwählen seien, bald mit anderen Zweifeln in Frage zu stellen. Aber alle diese Bedenken, denen eine relative Berechtigung nicht abzustreiten ist, gelten ja (nur in geringerem Grade) auch von der Charakteristik des Einzelnen. Es giebt freilich praktische und unpraktische, humane und brutale, rücksichtslose und zartfühlende Engländer; aber ein nationaler Typus läßt sich deshalb doch aus der Masse der Engländer heraus destillieren. Gerade ebenso giebt es keinen Menschen, der immer edel oder schändlich, weise oder thöricht, tapfer oder feig handelt: neben einer Anzahl gleichgiltiger Handlungen finden sich bei Jedem auch Widersprüche, die doch das Herausgreifen des herrschenden Charakterzugs nicht ausschließen. Hier wäre also gleichsam auf statistischem Wege zu entscheiden: Niemand wird den Prinzen von Homburg, der oft und glänzend seinen Heldenmut bewies, für feige erklären, weil Einmal beim Anblick des Grabes ihn Todesfurcht packt. — Größer ist ja unzweifelhaft die Schwierigkeit, charakteristische Vertreter der nationalen, historischen, sozialen Eigenheiten herauszugreifen; sie ist Bernheim in seinem vortrefflichen „Lehrbuch der historischen Methode" nicht entgangen (S. 521, über falsche Verallgemeinerungen). Aber auch diese Schwierigkeit wiederholt sich auf dem Boden der individuellen Psychologie. Die Kämpfe hören nicht auf, ob der Verfasser des „Götz" oder der der „Iphigenie" oder der des „West-östlichen Divan" der „echte Goethe", der „wahre Goethe" sei. Rein mechanisch wäre vielleicht auch hier zu helfen, indem man

eine der statistischen Methoden zur Feststellung des Durchschnitts anwenden würde; wer aber den uns unentbehrlichen Begriff der menschlichen Einheitlichkeit nicht aufgeben will, wird vielmehr auch hier mehrere Untertypen bilden — eben etwa die des jungen Goethe, des Goethe in der Epoche der Vollendung, und des alten Goethe — und durch ihre Vergleichung den Gesamttypus herausbringen. In gleicher Weise haben alle weiteren Einwände gegen Typen allgemeinerer Art auch auf individuelle Charakterbilder Anwendung und finden in beiden Fällen die gleiche Erledigung.

Wir können also, das Bisherige zusammenfassend, sagen: es existiert eine allgemein übliche Praxis, um sich von dem Wesen einer Individualität ein Bild zu machen. Diese Praxis beruht darauf, daß man in mehr oder minder großer Vollständigkeit Züge sammelt, die für die betreffende Individualität charakteristisch scheinen, sie zusammenlegt und aus ihrer Übereinstimmung einen Typus herstellt. Es macht hierbei methodisch keinerlei Unterschied, ob es sich um eine einzelne Figur oder eine Kollektivpersönlichkeit („der Preuße", „der Beamte") handelt. Dies Verfahren wird ganz gleichmäßig von der naiven Praxis alltäglicher Beobachtung und Beurteilung, wie auch von der wissenschaftlichen Praxis in Philologie und Geschichtschreibung angewandt. Es hat sein genau entsprechendes Gegenbild in der Technik des Dichters, die eben deshalb von Dilthey in lehrreichster Weise herangezogen worden ist. Der Dichter geht nur in umgekehrter Folge vor: während die spezielle Psychologie auf eine Analyse der Charakterzüge die Synthese folgen läßt, beginnt er mit der Synthese, die dann freilich wieder eine Analyse verlangt. Er läßt an den darzustellenden Figuren eine Reihe von Zügen hervortreten, die für sie charakteristisch sein sollen, und erspart also dem Zuhörer die Auswahl (mindestens bis zu einem bestimmten Grade; freilich zeigt jede Besprechung eines Dichtwerkes, daß immer noch eine Auswahl der am meisten charakteristischen Momente nötig bleibt). Aber dieser Vorführung einzelner typischer Äußerungen geht im Gemüt des Dichters eine (wesentlich) einheitliche Anschauung der ganzen Figur voraus: er sieht den Othello, den Jago, die Desdemona

mit den Augen des Geistes und leitet aus dem erschauten Typus die charakteristischen Züge ab, während der praktische Menschenkenner aus den charakteristischen Zügen den Typus ersieht.

Diese Übereinstimmungen in einer durch die ganze Weite der Welt und Geschichte geübten Praxis erweisen mindestens Eins mit Bestimmtheit: daß es eine Notwendigkeit ist, Typen zu bilden und sie auf solche Weise zu bilden. Der Typus — individueller Charakter, Nationalcharakter oder wie sonst — mag eine Fiktion sein; aber er ist dann jedenfalls eine unentbehrliche Fiktion. Er stellt sich in die Reihe jener großen Hilfsmittel, ohne die dem menschlichen Geist jegliche Orientierung in der ungeheuren Fülle der Einzelerscheinungen versagt bleiben würde. Der Typus hat für die Psychologie und die auf ihr mit beruhenden Wissenschaften dieselbe Bedeutung, welche die Norm für alle beschreibenden Wissenschaften hat; oder vielmehr, er ist nichts anderes, als eine spezielle Erscheinungsform der Norm. Die richtige Aussprache eines Wortes ist eine Fiktion, da sie nichts ist als eine aus hundert Spielarten gewonnene Abstraktion; der Kanon des menschlichen Körpers ist eine Fiktion, da vielleicht nicht Ein Mensch genau die theoretisch geforderten Maße und Proportionen aufweist; die politische Gerechtigkeit ist eine Fiktion, da es nicht im Bereich der menschlichen Schwachheit liegt, sie zu verwirklichen. Dennoch ist es für uns ein unabweisbares Bedürfnis, ein sprachliches Paradigma, eine körperliche Idealgestalt, eine politische Ausgleichung zu konstruieren und an ihnen die ungeheure Menge der wirklichen Fälle zu messen.

Stellt sich demnach der Typus in die Reihe anderer Normen und sonstiger Hilfsbegriffe, so ist für ihn wie für jede andere Norm zu untersuchen, wie weit dabei die Fiktion reiche und wie weit die Wirklichkeit wiedergegeben wird.

Wie Dilthey ausführt, ruht dieser Begriff auf der Vermittelung zweier großer Thatsachen: derjenigen von der Gleichartigkeit der Menschen als Gattung, und derjenigen von der Verschiedenartigkeit der einzelnen Exemplare. Beide Thatsachen spiegeln sich in der Methode, wie wir den Typus gewinnen,

ab. Wir sammeln „charakteristische Züge", das heißt solche, in denen sich sowohl die Verwandtschaft der betreffenden Person mit vielen anderen als auch ihre Verschiedenheit von zahllosen anderen kund giebt. Einen völlig singulären Zug giebt es nicht; und gäbe es ihn, wir würden ihn auf verbreitetere zurückzuführen suchen. Und einen völlig allgemeinen Zug wird niemand für solche Zwecke verwenden: daß Shakespeare oder Napoleon aßen und tranken und daß sie die Beine bewegen mußten, wenn sie von einem Ort zum anderen gehen wollten, das sind keine charakteristischen Züge für einzelne Menschen; für den Menschen überhaupt im Vergleich zu einem Felsen oder einem Fisch sind es freilich charakteristische Momente.

Es gilt also, das Bild jedes einzelnen Charakters zusammenzustellen aus den ständigen Elementen des menschlichen Charakters überhaupt: aus jenen Dispositionen (wir nennen sie „Eigenschaften"), durch deren ungleichmäßige Verteilung in den Menschenseelen die Verschiedenartigkeit der Einzelpersonen bedingt wird.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß erstens eine noch so vollständige Aufzählung der „Eigenschaften" einer Persönlichkeit ihr Wesen nicht erschöpft; denn auch die möglichst vollständige Aufzählung bietet schließlich nur eine Auswahl, und übersehene, vielleicht unbemerkbare Züge bleiben übrig. Und ferner dürfen wir nicht vergessen, wie unsicher der Begriff der „Eigenschaft" selbst ist, wie stark die Auffassung der „Tapferkeit", der „Freigebigkeit", der „Strenge" von Ansichten und Erfahrungen des Beurteilers abhängig bleibt.

Aus so schwankenden Elementen setzt sich also unser Bild von einer Persönlichkeit zusammen, so stark sind Willkür und Notwendigkeit, Fiktion und Wirklichkeit darin gemischt. „Unser Bild von einer Persönlichkeit" sagen wir; denn mehr ist ja doch der Typus nicht. Unser Bild von einer bestimmten einzelnen Persönlichkeit ist nun aber natürlich abhängig von unserem allgemeinen Begriff der Einzelperson überhaupt.

Wie steht es nun hier? Wir haben eine nie abreißende Reihe von Bewußtseinsakten, und nennen sie das „Leben" einer einzelnen Person. Wir wissen es nicht, ob dieser Reihe

ein einheitlicher Kern zu Grunde liegt, oder ob eben nur die Kontinuität selbst diesen Kern bildet, ob die Persönlichkeit erlebt wird oder selbst erlebt. Aber auch hier herrscht unbedingt eine bestimmte Anschauung: seit Jahrtausenden ist unsere Vorstellung vom Wesen der Persönlichkeit beherrscht von der Seelenvorstellung, das heißt von der Idee, unter allen Lebensäußerungen des einzelnen Menschen wohne eine „Seele“ als gemeinsamer Träger. Diese Vorstellung von dem abstrakten Wesen des Menschen überhaupt mußte natürlich Einfluß ausüben auf die von dem Bilde einer bestimmten konkreten Einzelpersönlichkeit. Die allgemeine Idee der Seele wird lediglich reflektiert, wenn für die typischen Lebensäußerungen des Einzelnen als gemeinsamer Träger ein „Charakter“ angenommen wird. Der „Charakter“ ist eben nichts weiter als die unter dem spezifischen Gesichtspunkte der unterscheidenden Merkmale aufgefaßte „Seele“. Daher werden beiden auch gewohnheitsmäßig die gleichen Prädikate zu Teil, vor allem das wichtigste: das der Unveränderlichkeit. Seit die Entwickelungslehre alle Gemüter in Beschlag genommen hat, wird allerdings eine gewisse Entwickelung auch für Seele und Charakter zugestanden; doch aber immer nur in dem Sinne, daß Qualitäten, die in uns bereits vorhanden sind, sich mehr und mehr entfalten sollen. Die Lehre von der „Unveränderlichkeit des Charakters“ ist im Übrigen, wie vor nicht langer Zeit gesagt wurde, einer der wenigen Punkte, in denen die Theorie der heutigen Psychologen mit der Praxis der heutigen Dichter vollkommen übereinstimmt, und mit Verachtung sehen beide auf die „Bekehrungen“ herab, die in der Geschichte erzählt oder im Lustspiel vorgeführt werden. Der Charakter sitzt nach der herrschenden Anschauung, wie sie auch Schillers Verse wiedergeben, wie ein vollständiger innerer Mikrokosmus im Menschen, ein innewohnender guter oder böser Engel wie das Daimonion des Sokrates, und er wird von den an der Peripherie seines Herrschergebietes vorgehenden Ereignissen nur insoweit berührt, als es ihn selbst gelüstet, von diesem Notiz zu nehmen.

Diese Vorstellung des „Charakters“ ist jedoch mit der der Seele keineswegs unlöslich verbunden. Auch wer an eine

solche Seele, an ein einheitliches Substrat aller Geistes- und Gefühlserregungen glaubt, kann sich gegenwärtig halten, daß dies Substrat selbst uns unfaßbar bleibt und daß deshalb unserem Bilde vom Wesen eines Nebenmenschen nur einzelne Äußerungen zu Grunde liegen können. So kann Jemand ja sehr wohl von der Existenz eines persönlichen Gottes überzeugt sein und doch jede konkrete einzelne Offenbarung der göttlichen Persönlichkeit, jedes Wunder also, bestreiten. Aber wenn beide Ideen, die der „Seele" und die des „Charakters", auch nicht durch eine logische Notwendigkeit verknüpft sind, so war doch ihre Verbindung, wie angedeutet, eine psychologische Notwendigkeit. Übrigens aber wäre man wohl auch selbst ohne die Einwirkung der Seelenvorstellung zu der Charakterhypothese gekommen. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, zu simplifizieren, für eine Reihe zusammengehöriger Erscheinungen Eine Gesamtursache zu fordern. So gut wie man eine Anzahl verwandter (oder verwandt erscheinender) Vorgänge unter Ein „Gesetz" summiert, so gut wie man für die verschiedenen Formen des Feuers oder der Verdunstung in einem mythologischen „Gott" oder einem wissenschaftlichen „Prozeß" den Generalnenner sucht, so gut mußte auch früher oder später für die verschiedenen „Charakterzüge" ein gemeinschaftlicher „Charakter" als Grundlage angenommen werden. Dies Verfahren wird nirgends versäumt; es hilft zu den größten Erfolgen der Wissenschaft, zu den erhabensten Triumphen des Glaubens — aber es kann auch völlig vom richtigen Weg ableiten. Wenn etwa die naive Vorstellung früherer Zeiten alle Silberstücke in der Welt für „Kinder" Eines großen Silberschatzes hielt, so wissen wir, daß diese Abstraktion unberechtigt ist; die vielen Einzelstücke existieren, die einheitliche Silbermasse hat es nie gegeben. Und wie viel gehört nicht noch hierher von Platons „Ideen" über den „Realismus" des Mittelalters hinweg bis zu modernsten Mythologemen, wie dem bei dem englischen Historiker Buckle, trotz all seinem Rationalismus, leibhaftig auftretenden „Geist der Bevormundung"!

Weil nun aber diese Tendenz des Simplifizierens allgemein menschlich ist, wird sie noch weiter getrieben. Auch der

„Charakter“ erscheint noch als zu weiter, vielfältiger Begriff. Man sucht noch hinter ihm ein letztes „Ding an sich“, den Kern, die Seele der Seele. „Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums?“ rief sehnsüchtig Leopold von Ranke. Die Frage ist ja aber: giebt es überhaupt einen derartigen „Kern“? Giebt es ein letztes festes Centrum, um das sich die gesamte Masse der Eigenschaften nur herumballt, wie die erstarrenden Gase um den festen Erdkern? das mit seiner eigenen Farbe die unterströmenden Wasser gleichsam färbt und kennzeichnet? Giebt es eine letzte, durch und durch persönliche, individuelle, singuläre Einheit in der Mitte der wechselnden Kundgebungen des Charakters?

Man nimmt es als selbstverständlich an und bezeichnet diesen Kern mit dem Wort „Individualität“. In der Regel läßt man zwar nur auserwählten Persönlichkeiten das Privileg eines solchen Besitzes zukommen und unterscheidet die originellen Naturen, die einen derartigen eigenen Mittelpunkt haben, von der Masse der Durchschnittsmenschen, denen solcher Kern fehlt und deren Lebensäußerungen deshalb eigentlich nicht Ausstrahlungen aus dem eigenen Innern seien, sondern lediglich von der Außenwelt bedingte Reflexbewegungen. Vor allem hat die mit ihrer Ästhetik untrennbar verbundene Psychologie der Romantik diese Zweiteilung betont. „Ein Künstler“, sagt Friedrich Schlegel im Athenaeum, „ist wer ein Centrum in sich selbst hat.“ In diesem Sinne sprechen wir von einer künstlerischen Individualität, wie sonst von Individualität überhaupt. In diesem Sinne sucht man denn wohl auch eine ganze originelle Gestalt auf Ein Schlagwort zu bringen und mit einem Schlagwort den bleibenden Kern in der Erscheinungen Flucht festzuhalten; besonders lieben dies die glänzenden Essayisten Frankreichs. Bei näherem Zusehen findet man doch alle Mal, daß die Benennung auch hier nur nach einem Hauptpunkt stattfindet, daß auch der geistreichste Psycholog unserer Tage, will er eine Gestalt mit Einem Wort bezeichnen, genau so vorgehen muß, wie der Urmensch bei der Sprachschöpfung: er wählt ein hervorspringendes Charakteristikum und läßt alle andern Seiten außer Acht. Eine geniale, tiefgreifende Wahl

des Ausdrucks mag uns auf einmal sehr viel von dem besprochenen Gegenstand zeigen — ein Teil bleibt doch immer im Schatten. Diese Erfahrung kann jedenfalls gegen die Lehre vom Kern des Charakters bedenklich stimmen: wäre der mit Worten auszudrücken, so müßte mit diesen Worten eigentlich alles gesagt sein. Aber freilich besteht noch sehr wohl die Möglichkeit, daß das Hindernis nur in unseren beschränkten Ausdrucksmitteln liegt: der Kern ist vielleicht vorhanden, aber nicht zu erfassen, mindestens nicht mit Worten wiederzugeben?

Ein großer Wert käme einer solchen unfaßbaren Abstraktion für die Psychologie schwerlich zu, aber auch dies beweist noch nichts gegen die Hypothese selbst. Wir wenden uns also endlich dem Kernpunkt unserer Problemenkette selbst zu und fragen: giebt es eine andere Individualität, als die, welche durch die thatsächliche Gruppierung einer Reihe von Einzelzügen gegeben ist? Giebt es hinter den konkreten, von uns als typisch ausgewählten Charakterzügen und hinter den von uns als deren Generalursachen konstruierten „Eigenschaften" noch eine spezielle Wurzel oder Grundkraft der individuellen Persönlichkeit?

Folgende Erwägung scheint zu der Annahme einer derartigen abgesonderten „Individualität" zu führen. Man erkennt leicht, daß nicht alle Eigenschaften für das Charakterbild von gleicher Bedeutung sind. Friedrich der Große besaß unzweifelhaft eine gewisse Sentimentalität; aber niemand wird diesen Zug für seine Persönlichkeit so bezeichnend finden, als seine rücksichtslose Energie. Aber auch diese wieder wird man geneigt sein, seiner unbedingten Pflichttreue unterzuordnen und das Bild mindestens des durch Krieg und Not gereiften Königs ganz auf diesem Begriff aufbauen wollen. Man hat jedenfalls eine Kette von Eigenschaften, die sich immer mehr dem „eigentlichen Wesen" der merkwürdigen Gestalt zu nähern scheinen; mit einem groben Gleichnis könnten wir uns die psychologische Struktur als die einer Scheibe denken, an deren äußerstem Rand die Sentimentalität umläuft, während in der Mitte als letzter, engster Kern die Pflichttreue säße und Strahlen bis zum Rand aussenden würde. — Ein derartiger Aufbau aus wichtigen und

nebensächlicheren Eigenschaften wiederholt sich nun aber überall in der Natur. Jeder Körper hat neben den für uns ausschlaggebenden chemischen oder physikalischen Eigenschaften solche von ganz sekundärer Bedeutung, z. B. seine Farbe oder seinen Geruch; und wieder unter den chemischen und physikalischen Eigenschaften stehen solche von spezifischer Bedeutung neben allgemeineren. Dennoch fällt es keinem Naturforscher ein, diese Unterscheidung unbegrenzt fortzusetzen, bis er zu einer allerletzten Eigenschaft kommt. Während die lässige Kennzeichnung der Sprache mit einem Wort auskommt, bedarf gerade der strenge Forscher mehrerer Ausdrücke, und wo wir anderen „Wasser" sagen — ursprünglich heißt das wohl „der Befeuchter" — da wendet der Chemiker die Formel H^2O an. Mit anderen Worten: er weiß die Individualität des betreffenden Gegenstandes nicht anders auszudrücken als durch eine Summierung seiner Elemente. Was aber in der Naturforschung die einzelnen chemischen Verbindungen, botanischen oder zoologischen Gattungen u. s. w. sind, das sind in den Geisteswissenschaften die einzelnen Individuen: die letzten der beschreibenden Wissenschaft unterworfenen Typen.

Der Umstand also, daß wir von unwichtigeren Eigenschaften zu wichtigeren aufsteigen können, beweist durchaus nicht, daß wir bei stetig fortschreitender Vertiefung notwendig bei einem letzten einheitlichen Prädikat anlangen müssen, das wir nur auszusprechen brauchen, um das Geheimnis des Dinges selbst in der Hand zu haben. So dachten die alten Germanen sich, daß jeglicher Gegenstand gleichsam seine Seele habe, seine „Rune", deren Kenntnis den Besitz des Gegenstands selbst verleiht; eine Anschauung, die auch sonst zahllos oft in Zaubergebräuchen und Aberglauben vorkommt. Nicht anders strebten die Theosophen und Mystiker, deren ewiger Typus Goethes Faust geworden ist, nach großen erlösenden Worten, die ihnen ermöglichen sollten, zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Ja im Grund hängt die ganze abergläubische Ehrfurcht vor Definitionen, Schulausdrücken, Formeln, wie jede in geistloser Routine erstarrende Wissenschaft sie übt, mit jenem dunkeln Glauben an das „letzte Wort" zusammen, das endgiltig

die Individualität des betreffenden Begriffs oder Einzelfalls aussprechen soll. Ein Beweis aber, daß dieser dunkeln Sehnsucht nach dem erlösenden Wort auch wirklich eine solche Möglichkeit letzter einheitlicher Aufklärung entspreche, kann aus der Geschichte all solcher Bemühungen in Mythologie und Wissenschaft wahrlich nicht erbracht werden; im Gegenteil spricht auch hier die Erfahrung gegen solche Möglichkeit.

Freilich giebt es noch eine zweite Erwägung, von der aus man zu der Forderung eines bestimmten Kerns und Schlüssels des Charakters gelangen könnte. Die Erfahrung zeigt, daß sich nicht jede Eigenschaft mit jeder beliebigen anderen verträgt, oder mindestens nicht mit einem unbegrenzten Maß einer bestimmten anderen Eigenschaft. Wir können uns etwa schwer vorstellen, daß ein frommer Mann, mag er auch heiter sein, ausgelassen und übermütig sei. Aber hier mag man einwenden, die Frömmigkeit selbst werde ihn im Zaum halten. Wir pflegen uns einen tapferen Soldaten eher freigebig und selbst verschwenderisch zu denken als sparsam oder gar geizig; obwohl es auch an mutigen Kriegern nicht gefehlt hat, die sehr strenge Rechner waren, wie Leopold von Dessau oder Zieten. Auch hier konstruiert man dann rasch eine Verbindung und sagt etwa: der Soldat ist von Alters her gewöhnt, viel zu gewinnen und viel zu verlieren; ein leichtsinniges Wegwerfen des Eigentums ist in unseren geordneten Verhältnissen noch ein Überlebsel aus der Zeit, wo der Landsknecht von Sold und Beute lebte. Derartige psychologische Motivierungen von häufig auftretenden Eigenschaftsgruppen sind jedoch oft genug lediglich ein Spielwerk geschickter Dialektik; und die Behauptung, die Frömmigkeit oder die Tapferkeit müsse von der und jener anderen Eigenschaft begleitet sein, scheitert einfach an der Erfahrung, daß es fromme oder tapfere Leute giebt, die außer dieser einen auch nicht eine einzige weitere Eigenschaft gemein haben. Gar jener schönklingende Satz der George Sand, daß jemand „die Fehler seiner Tugenden“ besitze, ist nur eine sophistische Entschuldigung für bestimmte Mischungen; es giebt schlechterdings keinen Fehler, der mit irgend einer Tugend notwendig, unvermeidlich verbunden wäre. Der Tapfere

braucht kein Wagehals, der Freigebige kein Verschwender, der ehrliche Mann kein Grobian zu sein. Aber niemand wird leugnen, daß Platons Regel von der Lagerung der Tugenden und Laster sich oft bestätigt und daß bestimmten Vorzügen bestimmte gleichsam benachbarte Mängel ungemein häufig zur Seite treten. Was von den Eigenschaften überhaupt gilt, hat auch insbesondere bei den in hitziger Form auftretenden „Leidenschaften" Geltung, und wir besitzen hier die schwerwiegenden Worte eines der größten Menschenkenner und Menschenschilderer; Goethe schreibt (am 23. Oktober 1799) an Schiller: „Crebillon behandelt die Leidenschaften wie Kartenbilder, die man durcheinander mischen, ausspielen, wieder mischen und wieder ausspielen kann, ohne daß sie sich im geringsten verändern. Es ist keine Spur von der zarten chemischen Verwandtschaft, wodurch sie sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisieren, sich wieder scheiden und herstellen." Es wäre eine lockende Aufgabe, aus Goethes eigenen Dichtungen zusammenzustellen, welche Mischungen an Leidenschaft „der große Kenner, in Menschenseelen, seinem Stoff, geübt" für möglich, für wirklich vorkommend hielt; ich erinnere nur daran, wie er sowohl im Werther als im Tasso leidenschaftliche lyrische Temperamente mit unglücklicher Liebe in höchstem Maß und daneben mit Ehrgeiz ausgestattet hat (Bielschowsky hat diese Ähnlichkeit beider Charaktere neuerdings wieder hervorgehoben) und wie er dieselbe Mischung gleichsam nur in schwächerer Dosis auch Weislingen, eine ähnliche dem Eduard der „Wahlverwandtschaften" zugeteilt hat. Man müßte ferner aus den Werken solcher Historiker, die mit psychologischer Feinheit Zuverlässigkeit in der Portraitzeichnung verbinden, eine Reihe von Gemälden ausheben und auch hier das Typische aussondern; und endlich müßte man die Ergebnisse der „Charakterologie" von Theophrast über La Bruyère bis zu Frauenstädt hinzunehmen. — Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese drei Beobachtungsreihen im wesentlichen übereinstimmende Resultate liefern würden; denn sowohl die dichterische Charakterzeichnung, als auch die historische und die philosophische beruhen auf einer typisierenden Auswahl aus der Fülle wirklich überlieferter Züge. Dies hat ja eben auch Dilthey Ursache gegeben, Shakespeare

und Schiller als zuverlässige Quellen zum Studium der Individualitäten zu benutzen.

Gesetzt nun, auf diese Weise ergäbe sich thatsächlich (wie auch wir es für wahrscheinlich halten) ein durchschnittliches oder vielleicht sogar regelmäßiges Mischungsverhältnis der Eigenschaften — wäre dann hieraus ein „Kern des Charakters", eine einheitlich auszudrückende „Individualität" zu gewinnen? Zunächst wäre es Vorbedingung, daß man die Eigenschaften selbst wie meßbare Quantitäten auf eine Einheit zurückführte. Weshalb sollte aber dies mit der Zeit nicht gelingen? sind die Maßnahmen, die Elektricität oder Lichtstärke zu meßbaren Quantitäten machen, doch kaum weniger wunderbar. Wie man so viele Kräfte an ihrer Arbeitsleistung mißt, könnte man sich die Eigenschaften, Leidenschaften, Fähigkeiten an dem Äußersten, was sie zu vollbringen im stande wären, gemessen denken; etwa gute Eigenschaften an dem Maß von Selbstverleugnung, schlimme an dem Maß von Verleugnung aller humanen und ethischen Gefühle, die sie bei dem betreffenden Individuum zu erzwingen vermöchten. Freilich bliebe dabei das Meiste der psychologischen Schätzung überlassen, denn das Maximum der Hingabe an eine bestimmte Eigenschaft wird ja doch selten thatsächlich erreicht: ein Mann, der im stande wäre, seiner „Idee" Frau und Kinder, Glück und Ehre zu opfern, kommt vielleicht nie in die Lage, auch nur das kleinste Opfer für seinen Lieblingsgedanken zu bringen.

Doch denken wir uns all diese Schwierigkeiten überwunden. Eine genaue, in Zahlen auszudrückende Berechnung derjenigen Dispositionen, um die es sich handelt, und damit also auch ihrer gegenseitigen Verhältnisse sei als durchführbar gedacht. Eins ließe sich dann wahrscheinlich als Gewinn für die Psychologie ergeben: wir würden vermutlich Charaktere von harmonischer und unharmonischer Mischung objektiv unterscheiden können. Wie in der Akustik günstige Zahlenverhältnisse der Tonhöhen wohlthuende Klänge, ungünstige aber störende Geräusche ausdrücken, so würden wir hier neben Charakteren von glücklicher Zusammensetzung die „zerrissenen", „unharmonischen", „unglücklichen" Individualitäten auf dem Papier vor uns sehen.

Die großartige Einfachheit, die einen Goethe trotz all seiner inneren „Widersprüche" zu einer so harmonischen, einheitlich sich uns einprägenden Persönlichkeit macht, könnte in Zahlen umgeschrieben werden. Gewiß, das wäre ein Triumph; aber diese psychologische Formel würde so wenig wie jene chemischen Formeln das Rätsel der Individualität mit Einem Oedipuswort lösen. Wir hätten die Tonart, aus der das Stück geht, vielleicht sogar das Thema, das Grundmotiv — aber auf dieser Vorzeichnung, über dies Thema lassen sich immer noch die verschiedensten Stücke komponieren und spielen. Wir würden für die vergleichende Psychologie, wie Dilthey sie anstrebt, einen ungeheuren Fortschritt zu verzeichnen haben — aber für die individuelle, spezielle Psychologie wäre nur ein dunkler Ausdruck durch den anderen ersetzt. Und eine symbolische Wiedergabe der „Individualität", das heißt also derjenigen Momente, die gerade dieses Individuum zu dem machen, was es ist, wäre auch dann noch nur möglich, indem man dem Generalnenner die Zähler der verschiedenen einzelnen „Eigenschaften" oder Dispositionen hinzufügte. Denn ganz dieselben Verhältniszahlen könnten sich ja doch bei ganz verschiedenen Elementen ergeben. So wäre etwa — um das einfachste Beispiel zu nehmen — ein kolossales Überwiegen Einer „note personelle", das alle anderen Dispositionen zu Minimalzahlen herabpreßt, bei Shakespeares Richard III. so gut zu erwarten wie bei Gretchen im „Faust".

Wir glauben damit alle Möglichkeiten erschöpft zu haben, die uns zu „Kern, Natur, lebend Leben des Individuums" gelangen lassen könnten. Wir meinen es nunmehr zuversichtlich aussprechen zu dürfen: dieser Kern ist Fiktion, ist nichts anderes, als ein eiliges Summieren der Haupteindrücke, die eine Persönlichkeit auf uns macht. Wir sehen ja doch einen bestimmten einzelnen Menschen; wir empfangen von ihm einen bestimmten Eindruck, der zwar zweifellos selbst zusammengesetzt ist, von uns aber bei der Schnelligkeit der Beobachtung wie ein einheitlicher empfunden wird. Wir suchen nun diese Einheitlichkeit — die selbst schon trügerisch ist! — in die Seele zurückzuverlegen und zaubern uns eine „Individualität" zurecht, die jeder

einzelnen Eigenschaft, Fähigkeit, Neigung der Person, Maß und Richtung bestimmen soll. Es ist der gleiche Irrtum, wie wenn die Mythologie alter Zeiten alle Meere und Flüsse und Bäche von Einem Wassergott beherrscht glaubte, der ihnen Weg und Stärke anweist. Die Meere und Flüsse und Bäche sind Thatsachen; Poseidon ist eine Erfindung, ist ein Traum. Nicht anders hier. Die Individualität ist schlechterdings nichts weiter als die Thatsache, daß in einer bestimmten Persönlichkeit gerade die und die Dispositionen sich gerade in dem und jenem Spielraum bewegen. Die Individualität ist, um dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zu folgen, nichts weiter als die jedesmal einzig dastehende Mischung von „Eigenschaften". Sie wiederzugeben, giebt es also kein anderes Mittel als das uralte, die Eigenschaften mit möglichst genauer Maßbestimmung aufzuzählen; jeder Versuch, mit Einem Prädikat Einen Charakter zu decken, vergewaltigt die Zusammengesetztheit aller Charaktere, wo er nicht bloß spiegelfechterisch die Aufzählung verschiebt oder verdeckt. Es steckt zwischen oder hinter den sich begegnenden Einzelelementen keine weitere tiefste Seele der Seele; der Mensch ist und bleibt ein räthselhaft zusammengesetztes Wesen, jeder Mensch, der Alltagsphilister so gut wie das Genie; und dieselben Elemente finden sich in allen Charakteren. Wie könnten wir uns denn je verstehen, wäre in einem von uns auch nur Ein geistiges Atom ganz fremdartig, wie aus einer anderen Welt? Nur dadurch scheiden sich unsere Charaktere, daß in unendlicher Variation immer neue Mischungen derselben Urbestandteile immer wieder einen neuen Eindruck hervorrufen — immer wieder eine neue Individualität ergeben.



Tannhäuser.

Oft genug pflegt man die „Zerrissenheit“ als ein charakteristisches Kennzeichen der neueren Zeit anzuführen: in älteren Perioden habe der Mensch einheitlich und einfältig auf Einer Eigenschaft gestanden, erst unsere „Übergangszeit“ stelle ihn in die Kreuzung feindlicher Strömungen, erwecke in seiner Brust unversöhnliche Gegensätze. Es ist längst erwiesen, daß diese Vorstellung von der Einheitlichkeit antiker oder mittelalterlicher Charaktere auf optischer Täuschung beruht. Für Fausts Klage „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust!“ hat man Parallelstellen bis ins Altertum hinein aufgezeigt; und mit einer Warnung vor dem zwîvel, vor der Zwiespältigkeit der Seele, eröffnet der größte Dichter des deutschen Mittelalters seinen „Parcival“. Und wenn auch die rhetorische Kunst der Geschichtschreiber uns gar zu gern die Charakterbilder ihrer Helden zu einer falschen Einheitlichkeit stilisiert — an Gestalten wie Kaiser Heinrich IV. und Kaiser Friedrich II. vermögen wir doch heut noch den inneren Kampf entgegengesetzter Tendenzen in der bewegten Brust nachzufühlen. Deutlicher noch wird es an den Dichtern, in wie bunter Mischung oft die verschiedensten Gefühle nebeneinander liegen; denn für die Berichte stilisierender Historiker treten hier als Zeugnisse ihre eigenen Bekenntnisse ein. Wir sehen Walther von der Vogelweide von strenghöfischer, konventioneller Kunst sich zu freier Versöhnung von Kunst und

Natur durcharbeiten und vermögen an der Hand seiner trefflichen Biographen das Ringen beider Richtungen während einer Epoche der Gärung in seinen Liedern zu beobachten; wir sehen seinen jüngeren Zeitgenossen Neidhart von Reuenthal unwiderstehlich zu jenen reichen, hochmütigen Bauern hingezogen, die es ihn ebenso unwiderstehlich reizt zu verspotten und herauszufordern. Die Aufgabe des Humors ist es so gut bei Wolfram von Eschenbach wie bei Jean Paul oder Fritz Reuter, innerlich empfundene Widersprüche zu überbrücken; der Gegensatz zwischen Ideal und Leben führt auch bei Walthers Meister Reinmar dem Alten wie bei Schiller zu schwermütiger Entsagung. Die Bußpredigt Bertholds von Regensburg hatte damals schon zerrissenen Gemütern Heilung zu bringen, Ketzer zu bekämpfen, die selbständig, abseits vom Wege der Kirche eine Lösung ihrer religiösen Zweifel gesucht hatten. Auch im Mittelalter waren die Seelen nicht so einfarbig, wie in Fouqués Ritterromanen Herz, Schild und Roß in schöner Übereinstimmung erscheinen: alle strahlend weiß, oder alle finster schwarz; und den Deutschen vor allem war auch damals schon das Los geworfen, in täglichem Kampf innere Gegensätze zur höheren Einheit zu bringen.

Das gelang freilich in allen Perioden nur den Besten. Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Was der Genialität Wolframs, der glücklichen Anlage Walthers von der Vogelweide möglich war, blieb dem hochbegabten Neidhart, blieb vielen Geringeren versagt. Sie erregten darum nur um so mehr das Interesse ihrer Zeitgenossen. Wohl spielen die größten Meister Wolfram, Walther, Reinmar ihre Rolle in dem litterarhistorischen Kampfspiel vom Wartburgkriege, das kunstfertige und sachkundige Dichter verfaßt haben; in den Sagen aber, die im Volksmund umliefen, sind nicht sie die Helden, sondern die Männer des inneren Konflikts: Neidhart, der am Fürstenhof sich selbst mit seinen Bauern zugleich parodiert, Heinrich von Morungen, der volkstümliche und ausländisch-gelehrte Kunst in besonders auffällige Mischung bringt, Heinrich von Neufen, wieder ein Höfling, der das Volkslied pflegt, und vor allem — der Tannhäuser.

Hierin allein liegt der Schlüssel zu der merkwürdigen Thatsache, daß eine unbedeutende Erscheinung zu einer symbolischen Figur verklärt wurde. Geht es doch bei uns mit anderen Helden der Volkssage nicht anders. Auch der historische Faust war kein großer Mann, nicht einmal, wie wahrscheinlich der historische Don Juan, eine besonders prägnante Ausbildung eines Typus. Aber er offenbarte, wie ein im Fluß treibender Zweig, die Richtung der Strömung. Er ist für den „zwîvel“ seiner Epoche der klassische Vertreter geworden — der Tannhäuser für den der seinen. Die geistigen Kämpfe, in deren Mittelpunkt die Reformation steht, spiegeln sich in der Faustsage ab, in der Tannhäuserlegende die einer vielfach verwandten Zeit: derjenigen, in der Franz von Assisi, der heilige Dominicus und ihre Kinder, die beiden großen Bettelorden, ein neues Erwachen des religiösen Lebens für das ganze Abendland predigten und bedeuteten.

Der Tannhäuser war ein Adeliger aus einem Geschlecht, das im Salzburgischen und in Baiern saß. Er hat die Bildung seiner Zeit reichlich genossen; daß er aber selbst Geistlicher war, wie man vermutet hat, ist mir unwahrscheinlich. Wir kennen von ihm wenig sichere Daten. Er hat, wie viele Minnesänger, den Kreuzzug von 1228 mitgemacht und dann, von Hof zu Hof und von Ritterburg zu Ritterburg streifend, das Leben eines fahrenden Sängers geführt, etwa bis 1268. In seiner besten Zeit besaß er durch die Gunst Friedrichs des Streitbaren von Österreich in Leopoldsdorf und Hinberg (in Niederösterreich) Lehen, sowie einen Hof in Wien; später verlor er, wie sein Standes- und Dichtergenosse Neidhart von Reuenthal, Gunst und Gut und scheint verschollen zu sein. Die Dichter des ausgehenden Minnesangs liebten es, in litterarhistorischen Stellen die Tradition und die Namen der von ihnen am höchsten geschätzten Meister festzuhalten; seinen Namen nennt keine dieser Stellen. Dafür ging er schon früh in den Venusberg der Volkssage ein, in der der ziemlich dürre Stab seiner Poesie sich mit reichen Blüten bedeckt hat.

Als Dichter ist er durchaus unselbständig. Er nimmt sich den populärsten Sänger seiner Zeit, eben Neidhart von Reuenthal,

zum Muster und leitet in dessen Weise Bilder aus dem bäuerischen Festtagsleben durch ziemlich hochtrabende Eingänge ein, die gern einem Fürsten oder einer wahrscheinlich nur fingierten Geliebten den Hof machen; er hat ihm auch manche kleinere Kunstgriffe abgelernt. Diese Abhängigkeit ist aber keineswegs in einer inneren Verwandtschaft begründet, denn der Tannhäuser besitzt nichts von dem durch und durch künstlerischen Naturell seines Vorbilds. Dieser war der glänzendste Tanzkomponist des Mittelalters, ein genialer Vorgänger seines Landsmanns Johann Strauß; Tannhäuser dagegen gesteht selbst, er verstehe sich nicht auf wirksame Melodien. Seine größeren Kompositionen haben etwas Gemachtes, Gesuchtes, seine Lieder sind unbedeutend, seine lehrhaften Sprüche zerbröckeln in kleine Absätze. Hat er einmal einen Reim, der Effekt macht, so bringt er ihn gleich noch ein paarmal; und die Mode des Refrains — der damals wie zu Bürgers und des jungen Goethe Zeit aus dem Volkslied in die Kunstdichtung eindrang — übertreibt er so ungeschickt, daß man darin parodistische Absicht sehen wollte. Tannhäuser ist ein rechter Epigone der mittelalterlichen Romantik, etwa wie Immermann ein Epigone der neueren deutschen Romantik war: eine im Grunde prosaische Natur, der die „innere Form" des echten Dichters fehlt, der die Dinge nicht von selbst in der Betrachtung poetisch werden und die deshalb auf die Jagd nach solchen Erscheinungen ausgehen muß, die schon an sich poetisch scheinen. Deshalb überschätzt er der Gestaltung gegenüber den Inhalt, das greifbare Ereignis, ungefähr wie der junge Freiligrath sich auf eine „poetische Weltumsegelung" begab, um malerische Stoffe in Arabien und Indien aufzutreiben. Dem entspricht es völlig, daß er auch seinem Leben durch ein unruhiges Aufsuchen von „poetischen Erlebnissen", durch weite Wanderfahrten und anspruchsvolle Lebensgewohnheiten einen reicheren künstlerischen Gehalt zu geben sucht und auf derartigen pathetischen Momenten seines Lebens (z. B. einem Seesturm) ausmalend verweilt. Walther von der Vogelweide, der Klassiker, erwähnt aus seinem Leben nur typische Züge, wie Goethe nirgends die gefahrvolle Seefahrt nach Palermo in seine Dichtung eingeführt hat. Dies

Bedürfnis nach dem greifbaren poetischen Erlebnis liegt aber in der Zeit. Es verrät sich ebenso, wenn der Dichter Hadlaub den ganzen Roman seines Lebens in Verse bringt — den dann Gottfried Keller in seinen Züricher Novellen so anmutig erneut hat — wie wenn andere Sänger grob realistische Einzelheiten in ihre Lieder verflechten. Seinen klassischen Ausdruck aber gewinnt diese Sehnsucht der Epigonen, die die Poesie auch äußerlich durchleben wollen, in der wunderlichen Figur Ulrichs von Liechtenstein. Wenn der Don Quijote des Minnesangs den heroisch-närrischen Versuch macht, das Imaginative zu verwirklichen (wie Goethes Freund Merck sich über andere Poeten ausdrückte), wenn er als Frau Venus umherzog und thörichte Abenteuer den Ritterromanen nacherlebte, so übertrieb er nur denselben Zug, der den armen Tannhäuser einen einmal durchlebten Seesturm als ein kostbares Besitzstück seiner poetischen Schatzkammer ansehen ließ.

Aus diesem Kontrast eines poetischen Verlangens mit einer prosaischen Anlage erwächst nun ganz naturgemäß eine bald gegen die Umgebung, bald wider das eigene Selbst gerichtete Ironie. Durch diese Ironie wird der Tannhäuser zum Humoristen und gewinnt so fast wider seinen Willen Eigenart. Denn gewiß war es nur praktische Berechnung und nüchterne Erwägung, was ihn in die Bahnen des ihm so wenig verwandten, aber hochberühmten und gefeierten Neidhart trieb. Beständig liegt er auf der Lauer, um den Geschmack seiner Zuhörer befriedigen zu können. Die Fürsten verlangen nicht mehr, wie zur Zeit Hermanns von Thüringen, als feine Kunstkenner gelobt zu werden: er spendet der dynastischen Eitelkeit zahlreicher Herrscher plumpes Lob und weiß selbst dem kunstsinnigen Friedrich von Österreich nur in allgemeinen Phrasen die Krone zuzusprechen. Das Publikum, durch die minnesingerische Romantik ermüdet, will derbere Kost und Nahrung für den Verstand: er singt lascive Liebesabenteuer, er reimt geographisch-historische Memorialverse, er giebt dunkle Rätsel auf. Aber all das behandelt er halb humoristisch: die Liebesgeschichten parodieren durch ihre gesuchten Fremdwörter höfische Art, die Aufzählungen machen sich durch ihre wilden Sprünge

in Raum und Zeit über die Unkenntnis minder belesener Spruchdichter lustig, und auch die krause Art seines Rätsels schmeckt etwas nach Ironie.

Das war der Tannhäuser — das war der Mann, dessen Name in einer der tiefsinnigsten und schönsten Sagen fortlebt! Freilich — könnten wir Siegfried und Kriemhild, oder Hektor und Helena mit Augen sehen, wir würden wohl auch enttäuscht sein. Salomo der Weise und Harun al Raschid waren gewiß nicht, was die Sage aus ihnen gemacht hat; aber sie müssen ihr doch Angriffspunkte gegeben haben. Auch dem Tannhäuser ist sein Recht geschehen, wenn er keinen Dichterruhm erntete; ebenso wenig aber war es grundlos, wenn seine psychologisch und kulturhistorisch interessante Persönlichkeit in der Legende fortlebt.

In dem berühmten alten Volkslied, das diese Legende erzählt, wendet sich Tannhäuser, als er sich von der Umstrickung der Frau Venus gelöst hat, an den Papst Urban, der thatsächlich zu seiner Zeit, 1261—69, regiert hat. Da dieser Papst keineswegs besonders berühmt ist und auch keinen speziellen Anlaß zur Verknüpfung mit der Tannhäusersage bietet, hat man mit Recht geschlossen, die Sage müsse sich des Dichters sehr früh bemächtigt haben. Bekanntlich erzählt das Lied, wie Tannhäuser sich von Frau Venus losreißt, zum Papst pilgert, der ihm aber Absolution verweigert, bis der dürre Stab in seiner Hand blühe. Darauf kehrt Tannhäuser in den Venusberg zurück, und die Boten finden ihn nicht mehr, die ihm das Wunder der wieder erblühten Gerte melden sollen. Wie ward der Dichter zum Held dieser Sage? Daß er sich in seinen Liedern gern mit seinem Namen nennt, konnte (wie bei einem anderen Held der litterarhistorischen Legende, bei Neidhart von Reuenthal) dazu beitragen, weil dieser Name wie der ominöse des von Reuenthal allegorische Deutung herausforderte: man konnte ihn als den im dunkeln Tann Verborgenen fassen. Erzählt er doch wiederholt Liebesabenteuer, die ihm im Wald begegnet. Aber keine Spur deutet darauf hin, daß etwa im Sinne Tiecks der Zauber der Waldeinsamkeit (vielleicht gar im Gegensatz zu Urban, dem „Städtemenschen"!) für Tannhäusers

Irrungen und Wirrungen verantwortlich gemacht wurde. Dann wird ihm in einer Handschrift ein Bußlied beigelegt, an dessen Echtheit man ohne genügenden Grund gezweifelt hat; aber daß Autoren bedenklicher Lieder fromme Bußpsalmen anstimmten, war damals kaum selten genug, um Aufsehen zu erregen. Solche Dichterbekehrungen gehören auch zu den ständigen Begleiterscheinungen einer verfallenden Romantik: die innerlich verödende Poesie greift nach dem Zauber altgläubiger Andacht, und Neidhart oder der Tannhäuser täuschen sich in fromme Stimmung hinein wie Tieck und Schlegel, widerrufen ihre Gottlosigkeit wie Heine und Immermann.

Die Ursache ist anderswo zu suchen. Der Stoff der Sage lag in der Luft; er wartete gleichsam nur auf einen geeigneten Träger. Seit mit dem Verfall des Reiches und der Minnedichtung die Fortsetzer des alten Sanges und Geistes immer schwerer gegen die neue Richtung der Didaktik und Askese zu kämpfen hatten, forderte dieser Kampf eine symbolische Darstellung. Der tollgeniale Ulrich von Liechtenstein entsprach nur einem geheimen Sehnen seiner Zeit, wenn er für die bedrängte Frau Venus Lanzen brechen ließ. Aber Ulrich, der aller Welt persönlich befreundete reiche Edelmann, stand zu sehr im vollen Tageslicht, um eine Sagenfigur zu werden. Die Legende brauchte eine Gestalt, mit der sie freier umgehen, an der sie den Kampf zwischen Frau Venus, der schönen Teufelin, und der Kirche lebendig werden lassen konnte. Nun hatte der Tannhäuser den Apfel der Venus gelegentlich einmal unter den unerfüllbaren Wünschen seiner Gebieterin aufgezählt; die Spielmannsphilologie des Mittelalters mochte das verwirren und ihn wirklich mit der Venus zusammenbringen. Dazu war der Dichter ein lockerer Lebemann, der vor seiner Bekehrung für alle weltlichen Genüsse geschwärmt hatte, wie ein Zacharias Werner; der verarmten Dichtergeneration erschien es unglaublich, daß ein Sänger draußen in der Welt schöne Frauen, guten Wein, Leckerbissen und duftige Bäder zur Verfügung haben sollte: das mußten Gaben böser Geister sein. Und vor allem: er war wirklich dem poetischen Erlebnis nachgegangen, hatte das Unerhörte gesucht, hatte wie Ibsens Nora und

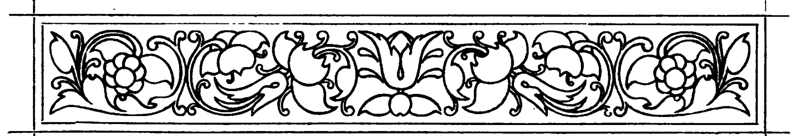
Björnsons Pastor Bratt (in „Über die Kraft") das Wunderbare erwartet: was er sich im Leben gewünscht, das hat er nun in der Sage in Fülle. Der in seinen Liebesgeschichten so oft schönen Frauen begegnet, ist nun ganz von der allerschönsten gefangen; der so oft mit den unmöglichen Forderungen der Geliebten spielt, die ihm gehören will, wenn er ihr den Apfel der Venus bringt (ein Einfall, der so gut gefiel, daß er ihn gleich in drei Gedichten mit wenig Witz und viel Behagen ausgesponnen hat), der wird nun für seine eigene Rettung auf eine unmögliche Frist verwiesen: der dürre Stab, ein beliebtes Gleichnis für den im Glauben verarmten Christen, soll blühen, ehe der Sünder absolviert werden kann.

So ward der arme Epigone zum Träger eines tief symbolischen Mythus. Das Lied stellt sich dar als ein Ausdruck milde vermittelnder Gesinnung, die den unsittlichen Minnedienst nicht billigt, in der herben Strenge der Inquisition und Askese aber, wie sie eben damals die Dominikaner in Mitteldeutschland einführen wollten, geradezu eine Gefahr für das Seelenheil bedrängter Sünder erblickt. Ähnliche Anschauungen kommen im „Wartburgkriege" zum Ausdruck, wo die altheimische milde Frömmigkeit gegen die fremde Art, die mit Elisabeth von Ungarn und ihrem Beichtvater, dem Inquisitor Konrad von Marburg, ins Land kam, sich wehrte. Aber dem wundervollen Volkslied glückte ein ganz anderer Wiederklang als dem gekünstelten Streitgedicht. Das Lied hat, wie große Volkslieder es immer thun, von überall her Nahrung gezogen. Es hat die im Minnesang zu hoher Entfaltung gelangte Form des „Tageliedes" benutzt, das den Abschied zweier glücklich Liebender schildert; es läßt verwandte Sagenstoffe, wie den von der Verzauberung eines Kaisers in einen Berg, anklingen. Seine Verbreitung war ungemein groß. Bald ward es im vorreformatorischen Sinn gegen päpstliche Sündenvergeltung und für die Erlösung des reuigen Sünders durch die Gnade Christi ausgemünzt. — Dann aber ruhte es Jahrhunderte lang.

Die Romantik entdeckte das Tannhäuserlied wieder, aber Ludwig Tieck vermochte es nicht lebendig zu machen. Erst in der Hand Heinrich Heines blühte der vertrocknete Stab auf.

Eine dem Tannhäuser verwandte Natur ergriff den Stoff: Humorist aus der Romantik wie er, wie er gern sich in lasciver Poesie ergehend, und wie er zuweilen von dem Bedürfnis einer Aussöhnung mit Gott ergriffen, gestaltete Heine das Volkslied in genialer Weise um. Hier erklingt der Grundaccord einer ganz neuen psychologischen Auffassung: „Von süßem Wein und Küssen ist meine Seele geworden krank; ich schmachte nach Bitternissen“. Auf ihn baute Richard Wagner sein Musikdrama. Er brachte den Tannhäuser wieder in Verbindung mit dem Wartburgkrieg, mit dem er direkt nichts zu thun hat, der aber vielleicht den gleichen Gegensätzen seinen Ursprung verdankt wie das Tannhäuserlied. Auf jenen Grundton baute auch Heines Schüler Grisebach seine Erneuerung der Sagenfigur im „Neuen Tannhäuser“ und „Tannhäuser in Rom“; von anderen Verjüngungsversuchen ist es besser zu schweigen. Die „Modernität“ des Tannhäusers aber erkannte schon A. Widmann, als er 1850 Friedrich Rohmer zum Helden eines „Tannhäuser“ benannten Romans machte.

Wie in solcher Weise eine Gestalt, die vor sechshundert Jahren das Interesse des deutschen Volkes erregte, wieder lebendig geworden ist und heut wie damals große Gegensätze symbolisch verkörpert — spricht das nicht für eine wunderbare Stetigkeit im Wesen der deutschen Volksseele selbst? Noch heut ist es die Aufgabe der Besten unseres Volkes, jene feindlichen Strömungen zu siegreichem Frieden zu bringen. Einen Kampf wie den zwischen Frau Venus und der Kirche schildern Wolframs „Parcival“ und Schillers „Ideal und Leben“: es ist der Wettstreit zwischen Lebensgenuß und Idealismus, den Faust in seiner Brust fühlt, und wir kehren mit dieser Gleichstellung zu unserem Ausgangspunkt zurück. Fast hätten wir über der Sage die historische Persönlichkeit vergessen. Aber das sollten wir nicht. War der Tannhäuser es auch nicht wert, daß über seinen Reliquien sich der wundervolle Dom der Tannhäusersage erhob, so hat er doch immerhin, ein Mensch und darum ein Kämpfer, in der eigenen Brust jenes Ringen zweier Geistesströmungen empfunden, das die Legende so großartig symbolisiert.



Der Kampf um den Einzelnen.

I.

Der Gegensatz zwischen dem Einzelnen und den ihn umfassenden Gesamtheiten ist naturgemäß so alt wie die Menschheit selbst. Jedes hervorragende Individuum, ja in bestimmten Momenten jegliche Persönlichkeit mußte ihn am eigenen Leibe empfinden. Mit dauernden Zügen hat schon der große Dichter des Elisabethinischen England in seinem „Coriolan", ja auch in „Hamlet" und „Othello" gezeichnet, wie das Selbstbewußtsein des hervorragenden Mannes sich an den Schranken seiner Umgebung blutig stößt; und ältere Bilder und Aussprüche wären leicht aufzuweisen. Die Gestalt aber, in der uns Modernen dieser Gegensatz geläufig ist, diese spezielle Form, die uns fast selbstverständlich dünkt, sie ist kaum über hundert Jahre alt. Sie ist ein Erzeugnis des modernen Staatsbegriffes und seiner einschneidenden Wirkungen. Man kann es geradezu aussprechen, daß erst der Staat Friedrichs des Großen dem Kampfe des Einzelnen gegen die Gesamtheit seine jetzige Form und seine heutige Schärfe gab. Denn nie zuvor war dem Einzelnen ein Abstraktum mit solchen Ansprüchen, solcher Machtvollkommenheit, solcher Strenge entgegengetreten. Wohl spielten auch sonst abstrakte Begriffe im Leben der Völker eine ungeheuere Rolle; aber im Altertum wie im Mittelalter verkörperten die politischen, sozialen, religiösen Institutionen sich in einzelnen

Persönlichkeiten. Wir pflegen freilich die Sprache unserer Tage auch in die Geschichte jener Zeiten zu übertragen, und keineswegs soll es bestritten werden, daß auch für sie etwa von „Übergriffen des Papsttums“, von „Ansprüchen des Territorialstaates“, von „Maßregeln der Innung“ u. s. w. mit Recht gesprochen werden kann. Aber für die Anschauung früherer Epochen fielen diese Abstraktionen eben völlig mit den sie vertretenden Personen zusammen. Heinrich IV. fühlte sich nicht mit dem Papsttum im Kampfe, sondern mit Gregor VII., und Gregor VII. stritt nicht gegen die deutsche Selbständigkeit, sondern gegen die kaiserlich gesinnten Fürsten. Der Gesell, dem ein Platz in der Innung verweigert ward, empfand nicht gegen „Zunftwesen“ oder „kleinbürgerliche Engherzigkeit“ Groll, sondern gegen die bestimmten Meister, die an der Lade saßen. Im siebzehnten Jahrhundert sprachen die Theoretiker wohl schon viel von „Staatsraison“ und „Hoheitsrechten“, der schlichte Bürger wußte aber nicht anderes, als daß er dem Markgrafen von Bayreuth oder dem Bürgermeister von Reutlingen zu gehorchen habe. Wo also hier Zwang und Beengung empfunden ward, fühlte man sie in der ältesten einfachsten Form der Bedrückung: in der des Einzelnen durch den Einzelnen, des Schwächeren durch den Stärkeren. Erbitterung und Verzweiflung konnte natürlich auch dieser Gegensatz erregen, und zu stiller oder lauter Gegenwehr hat er unendlich oft geführt, aber dann galt auch immer wieder die Empörung nur dem Einzelfall; die Regel selbst, daß der Stärkere des Schwächeren Herr sei, galt seit Urzeiten als Naturgesetz. So denken noch heute die Völker des Orients, so alle Nationen außerhalb des Kreises unserer Civilisation. Der Einzelne hat es mit dem Einzelnen zu thun; daß hinter jedem Einzelnen Helfer und Genossen in unbeschränkter Zahl stehen mögen, ändert nichts.

Da geschah in dem werdenden Großstaat des Nordens das Unerhörte, daß der rechtmäßige Vertreter des Staatsbegriffes diesem Begriff einen Platz zu seinen Häupten einräumte. Daß Friedrich II. wirklich gesagt hat, er sei nur der erste Diener seines Staates, das ist Nebensache; Hauptsache ist,

daß er streng nach diesem Grundsatz handelte. Monarchen, die ihr ganzes Leben im Dienste des Staates, in unablässiger Fürsorge für das Volk, in Aufopferung für höhere Interessen hingebracht hatten, gab es sicherlich schon vor dem großen König. Aber noch nie hatte die Welt das Schauspiel gesehen, daß eine im höchsten Sinne geniale Persönlichkeit ihre Neigungen völlig einer täglichen, mühseligen und in ihren Ergebnissen kaum sichtbaren Berufsthätigkeit opferte. Daß der Gutsherr von Sanssouci einem Müller sein angestammtes Besitztum aus Respekt vor dem Kammergericht nicht nahm, das hätte schließlich auch an mancher Anekdote von Karl dem Großen oder Harun al Raschid, von Salomo oder Titus seine Analogie finden können; dagegen, daß der Freund Voltaires, der Flötenspieler von Rheinsberg, der Sieger in hundert Schlachten sich Tag für Tag an den Schreibtisch bannte, mühselige Amtsreisen unternahm, jede Rechnung nachprüfte, und all' dies lediglich um der „Pflicht", um des abstrakten „Staates" willen — dies war das Unerhörte. Deshalb eben konnte er auch Unerhörtes fordern.

Friedrich Wilhelm I. war noch völlig vom alten Stil: er opferte sich dem Staate, aber er setzte sich ihm auch gleich. Seine Launen und Sonderbarkeiten, wie z. B. die Liebhaberei für Riesengrenadiere, beanspruchten denselben Gehorsam wie seine politischen Pläne. Bei Friedrich dem Großen hörte das auf. Wie im modernen Staate Staatseigentum und fürstliches Privatvermögen, einst identisch, streng aus einander gehalten werden, so waren jetzt „Staat" und „Fürst" zweierlei geworden und der Staat das Höhere. Als ein Wesen gleichsam von furchtbarer Strenge, von unentrinnbarer Macht, stand der Staat da. Alle Prädikate Gottes gingen auf das neue Abstraktum über: allmächtig war er durch seine Zwangsmittel, allgegenwärtig durch die Beamtenfülle, allwissend durch Akten und Register; und was das Schlimmste war: um allen Widerstand im Keime zu ersticken, beanspruchte er auch noch, allgütig zu sein. Er nahm, ganz im Sinne des damals herrschenden Rationalismus, für sich in Anspruch, daß er das Interesse nicht nur der Gesamtheit, sondern auch jedes einzelnen Gliedes

am besten, ja allein richtig beurteilen könne; kein Stand und kein Ort, keine Gemeinschaft und keine Kirche, keine Tradition und am allerwenigsten eine Persönlichkeit behielt das Recht, seine eigene Sache zu führen. „Vor der Allgewalt des Willens geht zu Grunde jedes Recht."

Nun war der Zustand, der unmittelbar vorher geherrscht hatte, nicht von der Art, daß man seine Erhaltung irgend in weiteren Kreisen hätte wünschen können. Die naive Gleichsetzung der persönlichen Neigungen und Interessen der Machthaber mit den Interessen der von ihnen beherrschten Gemeinschaften war, besonders in Deutschland und Frankreich, allmählich zur furchtbarsten Willkür ausgeartet. Ludwig XIV. hatte für die Bedrückung seines Landes doch wenigstens mit „gloire" gezahlt; was aber erntete der Franzose von seines Nachfolgers Ludwig XV. despotisch-frivolem Schalten? Das Volk konnte nur gewinnen, wenn über dem allgebietenden Herrscher eine neue Instanz erschien.

Wenn aber in den weitesten Kreisen der Bevölkerung das Beispiel Friedrichs des Großen mit gutem Recht als die Sonne einer neuen Zeit begrüßt wurde, so fehlte es doch keineswegs an entschiedenem Widerspruch. Diejenige Opposition haben wir hier nicht zu besprechen, deren Vertreter in ihren Interessen angegriffen waren, adelige und geistige Kleinfürsten und all ihr Gefolge von interessierten laudatores temporis acti. Aber in dem durchaus ideell gemeinten und von praktischen Rücksichten freien Widerspruch ganz anderer Leute liegt nichts Geringeres vor, als der erste Keim zu jenen Tendenzen, als deren wildester, entarteter Ausläufer der heutige Anarchismus uns erschreckt!

Auf den ersten Blick scheint es fast unbegreiflich, daß die historische Kette von diesen oft ganz ins Wüste und Verbrecherische überspringenden Verteidigern einer unbedingten Ordnungsfeindlichkeit zu Männern entschiedenster Anhänglichkeit an das Alte, zu Vertretern christlicher Gesinnung und persönlicher Sittenstrenge zurück leitet. Dennoch ist dies der Fall, und die Entwickelung ist eine durchaus folgerichtige, mag man sie auch besser unter dem gern zitierten Bilde der Spirale als

unter dem einer starren, geraden Linie auffassen. Die „Liberalen“ der fridericianischen Zeit stehen durchweg auf Seite des neuen Systems, mögen sie nun von rein politischen oder von historischen und philosophischen Gesichtspunkten ausgehen; mögen sie in der öffentlichen Thätigkeit eine bedeutungsvolle Rolle spielen oder nicht. Josef II. und Mirabeau stehen so gut im Bann der fridericianischen Staatsidee wie Schloezer oder Bentham. Aber von ein paar deutschen „Ideologen“ geht der Widerspruch aus, und gerade einige Führer der geistigen und besonders der litterarischen Entwickelung finden wir an der Spitze derjenigen Partei, die in politischen Fragen für die alten Zustände kämpft.

II.

An erster Stelle ist hier der Name Herders zu nennen. Nahezu seine ganze schriftstellerische Thätigkeit bewegt sich um die Angel Einer Frage: wie steht der Einzelne zur Gesamtheit? Diese Frage führte ihn auf litterarischem Gebiete zu der epochemachenden Idee der „Volkspoesie“, diese Frage ließ seine Auffassung der Weltgeschichte und der Kunstgeschichte durch die Lehre von dauernden Typen so fruchtbar werden. Wie urteilt nun der Prophet des „Sturmes und Dranges“ über die neue Staatsidee und ihre Wirkungen? Am schärfsten drückt es die Hauptschrift seiner kurzen Reaktionsperiode, „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774), aus. Hier lesen wir die heftigsten Deklamationen gegen den Geist der neueren Zeit. „Gewisse Tugenden der Wissenschaft, des Krieges, des bürgerlichen Lebens, der Schiffahrt, der Regierung — man brauchte sie nicht mehr: es ward Maschine, und die Maschine regiert nur Einer . . . Das Heer ist eine gedingte, gedankenkraft-willenlose Maschine geworden, die ein Mann in seinem Haupte lenkt . . . Im Grunde also würde ein Römer und Spartaner vielleicht sagen, Tugenden im innersten Herde des Herzens weggebrannt, und verwelkt ein Kranz militärischer Ehre — und was ist an der Stelle? Der Soldat ist erster Lohndiener des Staates in Heldenlivrei . . . Er ist — und mit leichter Mühe die Reste von einzelnen Existenzen gesprengt;

die altgothischen Freiheitsländer, Eigentumsformen, das elende Gebäude in schlechtem Geschmack, in Grund geschossen und zerstört, wird in seinen kleinen Trümmern so dicht blockiert, daß Land, Einwohner, Bürger, Vaterland manchmal wohl Etwas, aber Herr und Knecht, Despot und Livreiendiener jedes Amts, Berufs und Standes Alles ist."

Die Worte sprudeln leidenschaftlich hervor, fast formlos; aber klar ist die Anschauung. Glaubt man nicht, einen der Allermodernsten zu hören? Könnte ein Herold des aristokratischen Individualismus unserer Tage, ein Oskar Wilde oder Huysmans, verächtlicher den Mechanismus unseres Lebens neben der bunten Vielheit des „altgothischen" Mittelalters herabsetzen? Und doch — man hüte sich, die Ähnlichkeit zu überschätzen. Denn was spielt Herder gegen den neuen Geist aus? Das gerade, was unsere Neuesten am ingrimmigsten hassen: die Tradition. Auf diesen Begriff hatte sein Lehrer Hamann seine ganze Philosophie gestellt; auf diesen Begriff zieht sich Herders Antipathie gegen den fridericianischen Staatsbegriff mit seiner militärischen Einheitlichkeit zurück. In den „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit" (1784—91), der reifsten Frucht seiner ganzen Lebensarbeit, behandelt das neunte Buch des zweiten Teils ausführlich die Frage nach der Stellung des Einzelnen zur Gesamtheit. Und hier spricht er sich über unser Thema mit voller Deutlichkeit aus:

„Sobald der Regent in die Stelle des Schöpfers treten und durch Willkür oder Leidenschaft von seinetwegen erschaffen will, was das Geschöpf von Gotteswegen nicht sein sollte: sobald ist dieser dem Himmel gebietende Despotismus aller Unordnung und des unvermeidlichen Mißgeschicks Vater."

Mit dieser Beurteilung der Rechte des einzelnen Geschöpfs haben wir aber nicht nur für Herders Stellung in dem Prozeß „Man versus State" (wie Herbert Spencer den Gegensatz formuliert), sondern auch für die Tendenzen seiner Nachfolger den Schlüssel gefunden. Gerade weil Herder der Sachwalter des Einzelnen, der genialen Persönlichkeit, der Originalität ist — hat er doch erst diesen von Young neu gefundenen Begriff durch seine Vertiefung wahrhaft fruchtbar gemacht — eben

deshalb ist er Feind des regierenden Einzelnen. Darin nun aber bestand sein historischer Fehler, daß ihm Friedrich der Große das Fridericianische System verdeckte. Was bei diesem am wichtigsten war: die Unterordnung des Regenten unter die Staatsidee, das gerade übersah Herder und glaubte nur willkürliche Eingriffe des Einen Mannes zu erblicken. So konnte ihm in seinem „Reisetagebuch“ der ungeheuerliche Fehlschluß begegnen, in Friedrichs Thätigkeit nur Negatives sehen zu wollen, das keine Dauer haben könne!

Dieser Irrtum war aber nur möglich, so lange eben des großen Königs unvergleichliches Werk mit seiner Person zugleich erblickt ward. Als nach seinem Tode ein Fürst folgte, der durchaus kein König von Gottes Gnaden im welthistorischen Sinn des Wortes war, da mußte man sich wohl gewöhnen, das neue System unpersönlich aufzufassen. Um so mehr mußte man nun also den auf Eine Lebensdauer nicht beschränkten Gefahren desselben gegenübertreten. Wilhelm von Humboldt, dem vom Schicksal die seltsame Aufgabe gestellt war, überall zu vollenden, was Herder begonnen hatte, schrieb 1792 seine „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“ — jenen Katechismus der individuellen Freiheit, den John Stuart Mill eigentlich nur ins Englische übersetzte (ich meine freilich nicht nur das sprachliche Übersetzen) und den Herbert Spencer in seiner Art neuerdings aufgefrischt hat. Humboldts Schrift (die leider erst 1851 veröffentlicht wurde) ist durchaus von der Einen Idee beherrscht, den Einzelnen vor Übergriffen des Staates zu schützen. „Der wahre Zweck des Menschen“, beginnt er den zweiten Abschnitt, „nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt, ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. In dieser Bildung ist Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwickelung der menschlichen Kräfte noch etwas Anderes, obgleich mit der Freiheit eng Verbundenes: Mannigfaltigkeit der Situationen. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmigste Lagen versetzt, bildet sich minder aus.“

Als höchste Aufgabe des Menschen also gilt, wie weiterhin ausgeführt wird, die Originalität, „und das also, worauf die ganze Größe des Menschen zuletzt beruht, wonach der einzelne Mensch ewig ringen muß, und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren darf, ist Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung." Dieses Ideal hat nun aber keinen gefährlicheren Feind, als den uniformierenden Staat. „Der Geist der Regierung herrscht in einer jeden seiner Einrichtungen, und wie weise und heilsam auch dieser Geist sei, so bringt er Einförmigkeit und eine fremde Handlungsweise in der Nation hervor". Aus dieser Gesinnung heraus kommt also Humboldt selbstverständlich zu der Theorie, daß die Wirksamkeit des Staates überall auf das absolut Notwendige einzuschränken sei. Zu einer Zeit, in der die Büreaukratie Preußens in ihre gefürchtete Vielregiererei sich immer mehr einlebte, zu einer Zeit, in der Hegel vor dem Götzenbilde des allmächtigen Staates alle Sonderinteressen opferte, kam Humboldt dazu, den Staat nur als ein notwendiges Übel aufzufassen und ihm die freie Gemeinschaft der Volkesgenossen, die „Nation" im idealen Sinne energisch überzuordnen: „Denn die Staatsverfassung und der Nationalverein sollten, wie eng sie auch in einander verwebt sein mögen, nie mit einander verwechselt werden. Wenn die Staatsverfassung den Bürgern, sei's durch Übermacht und Gewalt, oder Gewohnheit und Gesetz, ein bestimmtes Verhältnis anweist, so giebt es außerdem noch ein anderes, freiwillig von ihnen gewähltes, unendlich mannigfaltiges und oft wechselndes. Und dies letztere, das freie Wirken der Nation unter einander ist es eigentlich, welches alle Güter bewahrt, deren Sehnsucht die Menschen in eine Gesellschaft führt. Die eigentliche Staatsverfassung ist diesem, als ihrem Zwecke, untergeordnet, und wird immer nur als ein notwendiges Mittel, und, da sie allemal mit Einschränkungen der Freiheit verbunden ist, als ein notwendiges Übel gewählt".

Der Ausdruck „Nationalverein", den wohl Humboldt geprägt, hat für uns Deutsche später große politische Bedeutung gewonnen, als der Name eines auf Errichtung des deutschen

Nationalreiches gerichteten Bundes, der über den einzelnen „Staaten" die ideale Gesamtnation zu verwirklichen suchte. Was aber der Freund Goethes und Schillers darunter verstand, sah viel eher dem ähnlich, was die idealistischen Vertreter eines theoretischen Anarchismus anstreben: eine freie Gemeinschaft, die auf dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit sich aufbaut und keinerlei Zwang erfordert, weil sie nur freiwillige Mitglieder anerkennt. Nur sind diese Männer — der französische Geograph Réclus und der deutsch-schottische Dichter Mackay z. B. — in dem bedeutsamen Punkt über Humboldt hinaus gegangen, daß sie den Staat für ein durchaus nicht notwendiges, für ein höchst überflüssiges Übel ansehen. Sonst aber hat kaum Jemand auch ihren Standpunkt klarer formuliert als der berühmte dänische Archäologe Zoëga, Herders und Humboldts Freund in Rom, der schon 1779 schrieb, seine Politik „reduziere Alles auf die Individuen", und ferner: „Ich kann mir nur eine einzige politische Verbindung denken, in die der Mensch ohne schmerzhaftes Gefühl geschmälerter Freiheit eintreten könne, wenn nämlich eine Gesellschaft von durchaus gemeinschaftlichem und leicht zu durchschauendem Interesse sich zu wechselseitigem Schutze vereinigt, und Alles sie als Gesellschaft betreffende durch Stimmenzählung entscheidet." Diese freie Gesellschaft deckt sich nahezu völlig mit der „Gruppe", wie der Anarchist Jean Grave sie in seiner „Société future" (1895) als Ersatz für den Staat zeichnet.

Wenn aber die modernen Staatsfeinde sehr viel radikaler sind als ihre Vorgänger im Zeitalter der Aufklärung, so haben sie keineswegs allein diese Verschärfung zu verantworten; schon die nächsten Nachfolger fügen zu den Angriffen Herders und seiner Genossen ganz neue Streitpunkte hinzu. Für die Älteren vertritt der Staat nur die Unterdrückung des „äußeren Menschen"; sobald wir aber die Linie Hamann-Herder-Humboldt überschreiten, so wird auch die Schädigung des „inneren Menschen" dem Staate Schuld gegeben. Er soll die Natur entstellen, den Charakter vernichten, alles Gute in der Seele vertilgen. Solche Anklage wäre den Bekämpfern der modernen Staatsallmacht in ihrer ersten Generation nie beigekommen.

Und damit hängt zusammen, daß der direkte Zielpunkt der Angriffe sich geändert hat.

III.

Für Herder ist das Staatsoberhaupt verantwortlich; den Regenten klagt er an, alle Rechte zu vernichten. Für Humboldt ist es der abstrakte „Staat", dem Einhalt zu thun geboten erscheint. Sobald man aber zu ihren Parteifreunden in unserem Jahrhundert gelangt, sind es die Beamten, die alle Schuld trifft. Der „Schreiber" ist der Prügelknabe aller staatsfeindlichen Individualisten. Freilich war er schon vorher viel gescholten worden. „Läuft denn nicht all' unser Thun und Lassen auf amare, docere, legere und audire hinaus, scribere und recensere etwa ausgenommen, die doch auch wieder nach jenen gehen?" — so hatte Lichtenberg schon 1779 unmutig ausgerufen, und in seinem feurigen Jugendstück, den „Räubern", wußte Schiller seiner Zeit keinen schlimmeren Schimpf anzuthun, als daß er sie das „tintenkleckſende Säculum" nannte. Damals aber waren die Schriftsteller gemeint, jetzt die Büreaukraten. Ausdrücklich stellt 1807 E. M. Arndts „Geist der Zeit" beide einander gegenüber. Und da finden wir die ethische Wendung der Staatsabwehr schon in voller Kraft. „Nicht bloß verkümmert und entwürdigt sind die Menschen durch die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der neueren Zeit, woraus allmählich Despotismus geworden ist, sondern auch schwer belastet. Wir wissen und fühlen es alle. Die Menge der Zurüster, Helfershelfer und Diener der Gewalt ist unendlich. Für sie muß der Bauer pflügen und der Bürger schwitzen, und doch könnte man sicher in den meisten Ländern zwei Drittel von ihnen ausstreichen, und kein Wunder würde man sehen, wie die Dinge sich wohl besser hielten und trügen, als mit allen diesen Lückenbüßern, Altflickern, Ausrufern und Häschern der Regierungen". Man sieht: für ihn ist das Beamtentum an sich ein Schimpf, gerade wie neuerdings in England John Ruskin es als Raub am Volkseigentum gescholten hat, wenn einer Gehalt annimmt.

Aber über die direkte Schädigung durch die Beamten geht der Schaden hinaus, den der Staat stiftet; auch die Seelen des Volkes verwüstet er: „So ist endlich eine solche überkünstliche Staatsmaschinerie entstanden, daß selbst die Gescheitesten die Maschine nicht mehr im Gang erhalten können. So viele Netze mit mannigfaltigen Stricken, Fäden und Verknüpfungen sind sichtbar und unsichtbar gestellt, daß Jäger und Wildpret zugleich darin gefangen werden und bei der vergeblichen Arbeit, sich loszuwickeln, sich nur immer tiefer zum Verderben darein verwirren. Dem schon geschwächten Menschengeschlecht hat diese Umgarnung die letzte Kraft genommen. Von tausend unsichtbaren Ketten gehalten, von tausend künstlichen Kräften behext, im Hause, auf der Gasse, hinter den Gardinen belauert und beschützt, haben sie endlich geglaubt, es müsse so sein; mit diesem Glauben war alles Herrliche dahin, Klugheit oder List regieren nun wirklich die Welt." Ist es nicht, als hörte man Ibsen oder Nietzsche über die niederdrückende Wirkung des Staates klagen? Und doch spricht der feurigste deutsche Patriot, des großen Ministers Stein treuester Helfer bei der Wiederaufrichtung Preußens. Aber Jahrzehnte lang hören wir jetzt von den „Schreibern" und ihrem Staat in diesem Ton sprechen. Als 1820 Wilhelm Wackernagel, später ein berühmter Meister deutscher Philologie, sich eine Zeit lang als Schreiber ernähren möchte, ist sein Bruder Philipp, der gleichfalls (durch seine Sammlung von Kirchenliedern) sich um die Geschichte der deutschen Litteratur verdient gemacht hat, außer sich. „Willst du vielleicht wie eine matte Fliege im Tintenfaß ersaufen? Es ist ja so scheußlich, so über alle Maßen fürchterlich, diese Schreibfrohn, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Ist doch auch dieses ganze Wesen und Schreibgeschlecht, diese faule mattherzige Art wie verflucht. Du ahnst es nicht, es ist nicht möglich, auf wie schreckliche Weise sich aller Stolz und jede menschliche Hoheit, die Gott giebt, hinaus schreibt aus dem Herzen. Siehe die Schreiber an, die Schlacken ausgebrannt, die Geister ausgemergelt!" So geht es noch Seiten fort. Und wieder ein Jahrzehnt später beginnt Wolfgang Menzel sein Buch „Die

deutsche Litteratur" wie Arndt mit einem Klagelied über die Vielschreiberei. Alle diese Männer lieben die Litteratur, aber sie hassen den Schreiber. Er ist ihnen der Inbegriff des Niedrigen, Platten, Gemeinen. Er ist ihnen der Teufel, der das edle Volk verdirbt. Auch dies wäre Wilhelm von Humboldt nicht beigekommen. —

Worauf beruhen diese beiden neuen Gesichtspunkte: das ethische Moment in den Ankämpfen gegen den vorher nur als gefährlich, nicht als unsittlich angegriffenen Staat, und der Haß gegen das Schreibertum? Wüßten wir es nicht, wir könnten aus dem Ton dieser Anklagen noch die Stimme heraushören, die ihn zuerst angab. Es ist die Stimme Rousseaus, deren Echo wir vernehmen. Eine Strömung, die ursprünglich ganz andere Richtung hat, als die der Feinde des Fridericianischen Systems, hat sich mit deren Tendenzen vereinigt. Hamann und Herder sind Rousseau abgeneigt, Humboldt ist von ihm kaum berührt (obwohl sein Lehrer Forster ein Apostel Rousseaus war); seitdem aber hat der Geist des „Contrat social" alle für solche Ideen überhaupt nur empfänglichen Gemüter durchdringen und erfüllen können. Er bringt das Neue in die Fortsetzung älterer Tendenzen.

Von vornherein steht Rousseau von den Männern, die den neuen Staatsbegriff verwerfen oder doch ihn einschränken wollten, sehr weit ab — so weit, wie romanische Art sich von germanischer scheidet. Bei den Deutschen fanden wir überall das gleiche bestimmende Moment: die Rechte des Einzelnen scheinen ihnen bedroht. Wo aber der individualistische Germane die Einzelpersönlichkeit im Auge hat, da sieht der zu Abstraktion und Mythenbildung geneigte Romane nur den abstrakten Menschen. Auch Rousseau sieht den „Menschen" von Staat und Gemeinschaft bedroht; sein „Mensch" aber verhält sich zu dem Herders wie der Held einer Racineschen Tragödie zu dem eines Shakespearischen Dramas. Der Einzelne spielt bei ihm schlechterdings keine Rolle. Nie hatte der deutsche Absolutismus der neueren Zeit ernstlich gewagt, in das Allerheiligste der religiösen Überzeugung einzugreifen; der französische Reformator opfert unbedenklich die Religions-

freiheit der staatlichen Obrigkeit. Der Einzelne wird dem abstrakten Menschen so unbedenklich preisgegeben, wie nur irgend Friedrich der Große oder Hegel ihn der Staatsidee preisgeben konnte. Die Folgen zeigten denn auch, wie weit Rousseaus Politik von der unserer Ideologen ablag. Was hätte Herder mehr entsetzen können, als die wüste Gleichmacherei der französischen Republik, die sich auf Rousseau berief und berufen durfte? Nie ist die doktrinäre Verneinung jedes Einzelrechtes weiter getrieben worden, als von den Jakobinern; gönnte doch die neue Staatsverfassung nicht einmal den Bezirken oder den Wochentagen ihre altgeheiligten Namen, sondern ersetzte sie durch fabrikmäßige Benennungen eigener Mache! Der Revolutionär schwärmte für den allmächtigen Staat, ja für die allmächtige Polizei wie nur irgend ein preußischer Geheimrat. Und das ist nicht der einzige Punkt, in dem in Rousseaus an konsequenten Widersprüchen so unbegreiflich reicher Persönlichkeit und Thätigkeit die vielberühmte „Ironie der Weltgeschichte" zur Erscheinung kam. Im Grunde ist dieser Vater der großen Revolution ja der Reaktionärste aller Sterblichen: zurück will er, zurück nicht bloß ins Mittelalter, wie die romantisch-sentimentalen Konservativen, sondern in die Urzeit. Die politischen Reaktionäre aller Länder, die Joseph de Maistre und Ludwig v. Haller, die Adam Müller und Fouqué erkannten doch einen langen Abschnitt der menschlichen Entwickelung an: den, der von dem Naturzustand der Vorzeit zum christlichen Mittelalter geführt hat. Radikaler verwirft der Bürger von Genf all' und jeden Fortschritt, sieht er in jedem Fußbreit, den die Civilisation gewinnt, eine Eroberung des Teufels.

Aber eben dieser Radikalismus machte ihn mächtig, schuf ihm gerade auch in Deutschland eine starke Gemeinde. Der Deutsche läßt sich durch romanischen Radikalismus allzeit leicht imponieren: die eigene gründlichere, sorgfältig nachprüfende, liebevoll individualisierende Art erscheint ihm als „Halbheit" neben dem abstrakten Sturm und Schwung der südlichen Nationen. Mag ein Zola die Lehre vom litterarischen Naturalismus bis ins unerträgliche Extrem, ein französischer

„pointilleur“ die Vorschriften des malerischen Impressionismus bis zur Lächerlichkeit treiben: in Deutschland werden nie begeisterte Apostel für solche „Ganzheit“ und „Unbedingtheit“ fehlen. Und ebenso schien Rousseau deutsches Zögern, deutsche Bedenklichkeit zu beschämen. In einem wichtigen Punkt besonders erleichterte sein Auftreten gerade den Deutschen den Anschluß. Im Gegensatz zum Germanen ist der Romane ein treuer Pfleger der Tradition. Der Germane dient nur konkreten greifbaren Herren gern; seine historisch gefeierte „Treue“ (über deren Eigenart wir freilich schon einmal zu sprechen hatten) gilt Menschen, nicht Prinzipien. Im vollen Glauben an den erwählten Führer wird er mit seinem Chlodwig heute verbrennen, was er gestern angebetet, anbeten, was er gestern verbrannt hat. So haben wir weite Gefolgschaften die großen Wandlungen Luthers und Bismarcks oder auch Richard Wagners und Nietzsches voll Hingebung mitmachen sehen. Aber dieser deutschen Treue gegen die Person muß eine gerechte Geschichtsbetrachtung romanische Treue gegen die Sache gegenüberstellen. In tadelnswerter Übertreibung traf Börne doch richtig den Gegensatz, als er den „leibeigenen“ Deutschen dem „geisteigenen“ Franzosen gegenüberstellte. Der Romane bleibt der Tradition, dem Prinzip, dem abstrakten Programm ergeben, wie der Germane seinem Heerführer. Garibaldi ist so wenig treulos, wenn der alte Republikaner dem Königtum huldigt, als ein Verehrer Bismarcks so gescholten werden darf, wenn er aus dem Freihändler ein Schutzzöllner wird: beidemal folgt der Italiener seiner Fahne „Italiens Einheit“, beidemal der Deutsche seinem erwählten Vertrauensmann. Nun sahen wir aber, wie der Gegensatz gegen den Despotismus die Hamann und Herder, echte Deutsche Zoll für Zoll, zum romanischen Traditionsdienst zwang. Die Überlieferung ward ihnen so heilig, wie sie es französischen Politikern, Malern, Technikern nur irgend sein konnte. Beiläufig bemerkt, ist dies einer der Punkte, der ihren Nachkommen, den Friedrich Schlegel und Zacharias Werner, den Übertritt zum Katholizismus erleichterte, denn der Katholizismus ist die auf die allgemeine Tradition, der Protestantismus die auf die Erfahrung des

Einzelnen sich aufbauende Form des Christentums. — Und auf der anderen Seite war Rousseau, in so viel Fragen er auch thatsächlich von der Überlieferung abhängig blieb, prinzipiell doch zu einer absoluten Bestreitung all und jedes Traditionsrechts gelangt. Er und die Schüler Hamanns und Herders, die „kleine aber mächtige Partei" des Sturmes und Dranges, kamen sich also hier entgegen.

Dennoch blieb man sich vorerst des Gegensatzes bewußt. Hamann und Herder selbst haben wiederholt gegen Rousseau polemisiert, freilich nur der Erstere mit beharrlichem Ingrimm — bei dem Zweiten verrät sich schon die Annäherung durch einen beständigen inneren Kampf zwischen Sympathie und Antipathie. Die unbedingten Anhänger Rousseaus in Deutschland gesellten sich keineswegs den Gegnern der fridericianischen Ethik bei — denn wohl kann man von einer solchen sprechen und in der Staatsidee nur einen einzelnen Teil dieser Ethik erblicken. Kant, der Rousseau bewunderte, übersetzte Friedrichs Praxis in philosophische Theorie. Forster haßt die „altgothischen" Stände und Obrigkeiten, für die Herder eine Schwäche hatte, ingrimmig und schließt als rechter Schüler Jean Jacques' sich feurig der französischen Revolution an, die in ihren Grundsätzen nur die fridericianische Staatsidee teils vertiefte, teils auch übertrieb. Noch waren die beiden Ströme getrennt.

Aber sie konnten sich nicht fern bleiben. Für die Weltgeschichte hat das Euklidische Axiom keine Bedeutung, daß Parallelen sich erst in der Unendlichkeit schneiden; hier gilt geradezu der Satz, daß sie sich mit rasch zunehmender Geschwindigkeit einem Kreuzungspunkt nähern müssen. Die deutschen Antirevolutionäre und die französischen Revolutionäre trafen in den leuchtendsten Worten ihrer Programme zusammen; diese lauteten: „Feindschaft gegen den Staat der Gegenwart." Es waren freilich zwei recht verschiedene Staaten, der, den Robespierre umstürzte, und der, den Humboldt reformieren half; aber antimodern war man auf beiden Seiten. Es ist gleichsam symbolisch, wenn man beide Richtungen in zwei charakteristischen Gestalten innerhalb der preußischen Regierung verkörpert sieht. Neben Wilhelm v. Humboldt,

dem Schüler der Griechen, dem Freund und Helfer unserer Klassiker, dem Begründer der Universität Berlin, steht der Staatsminister v. Haugwitz, der Franzosenschwärmer, der Verehrer Rousseaus. Er hat einst mit dem jungen Goethe und den damals noch nach „Tyrannenblut" dürstenden Grafen Stolberg die Schweizerreise gemacht, auf der Goethen der wildtaumelnde Naturkultus der Rousseau-Schüler zurückstieß; er hat in seinem Haus die Lehren des Genfers in theatralischer „Natürlichkeit" der Kindererziehung verwirklicht — Wilibald Alexis hat es in seinem meisterhaften historischen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" köstlich geschildert — und hat schließlich aus lauter Begeisterung für Frankreich und die neuen Ideen sein Vaterland an Napoleon nahezu verraten. Haugwitz und Humboldt stehen neben einander, wie der phrasenhafte Enthusiasmus Rousseaus und die tief gegründete Besonnenheit unserer Klassiker. Beide aber sind dem Prinzip abgeneigt, das vor allem der von ihnen mitgeleitete Staat vertritt; beide sind Freunde der Naturwüchsigkeit, der Originalität, der Freiheit, die keinen entschiedeneren Widersacher besitzen, als den durch und durch preußischen König Friedrich Wilhelm III. Bis ins Innerste des Staates ist also der Feind seiner Allmacht eingedrungen; in der nächsten Generation sollte mit Friedrich Wilhelm IV. die Antipathie gegen straffes Centralisieren, die Anhänglichkeit an romantische Tradition, die Freude an hochtönenden Prinzipien sogar den Thron Preußens besteigen.

IV.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der gemeinschaftliche Gegensatz die beiden Schulen zusammen führt. Herder war der Meister des „jungen Deutschlands" gewesen, das im „Sturm und Drang" den Gegensatz gegen steife Konvention, gegen beengende Regel, gegen Despotie des Staates und der Vorurteile verkündet, das für Freiheit, Originalität, Individualität gefochten hatte. In dieser Bewegung war Rousseau durchaus schon ein mitwirkendes Element, aber er wirkte gewissermaßen

wie eine auswärtige Macht, mit der man sich erst auseinandersetzen mußte. Nun lebten die Tendenzen der Stürmer und Dränger, wie man längst erkannt hat, in der Romantik wieder auf; jetzt aber war Rousseau völlig in die Tendenzen aufgenommen, verarbeitet, verdaut möchte ich sagen. Und deshalb also klingen die Angriffe bei Arndt, Wackernagel, Wolfgang Menzel so anders als bei Hamann, Herder, Humboldt; deshalb auch richten sie sich gegen andere Zielpunkte. Was bei Herder noch als fremdes Element gefühlt ward, hatte sich jetzt zu einem Teil des eigenen Wesens umgebildet. Mit uralten germanischen Denkeigenheiten versetzt, kehrten sie wieder. Das Pathos des Genfers verschmolz mit der unausrottbaren deutschen Neigung, jede mißfällige Richtung in Politik, Kunst, Wissenschaft, Religion als unmoralisch aufzufassen und anzuklagen; seine Abneigung gegen die Civilisation vereinigte sich mit der nie ausgestorbenen Scheu der Germanen vor allem ins Dunkle, in die Stube, an den Schreibtisch gebannten Wesen. Die alten Skandinavier hatten sich die mythische Gestalt des Recken Starkad geschaffen, der alle Anpassung an fremde Art als Verweichlichung und Entartung schilt; sie schien in Blücher und seinen Flüchen gegen die „Federfuchser" historisch zu werden. Das deutsche Mittelalter hatte „Ritter" und „Schreiber" in einen Gegensatz gebracht, der sich keineswegs nur in zierlichen Streitgedichten aussprach, sondern wiederholt, beim Investiturstreit so gut wie bei der Einführung des römischen Rechts, zur Vergiftung der Parteileidenschaften beitrug; er lebte wieder auf, wenn Strachwitz (mit zeitgemäßer Erweiterung des Begriffs „Schreiber") sang:

Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.

Dieser Gegensatz wird von der Romantik vertieft und ausgedehnt. Die volle Wucht moralischer Entrüstung wird auf den „Schreiber" geschleudert, weil jedermann nun Original, Künstler, Held sein will. Der ethische und ästhetische Abscheu vor der Trivialität machen bei den auf ihre Originalität stolzen Romantikern aus dem Alltagsmenschen, aus

dem „guten Staatsbürger“ eine jämmerliche Karrikatur. Der „Schreiber“, das heißt der Beamte, fällt mit dem „Philister“ zusammen, der „Held“ mit dem „Künstler“. Unaufhörlich arbeiten nun die Männer der Romantik und ihre Gesinnungsgenossen in anderen Lagern mit dieser Antithese. Nur das Genie ist ein wahrer Mensch; nur der ist es, in dem der verderblich uniformierende Staat Herders noch nicht die edle Urwüchsigkeit Rousseaus verdorben hat. Da haben wir die beiden Strömungen in Eins; da haben wir die Wendung aus dem Politischen ins Ethische. Brentano und Görres stellen dem „Menschen“ den „Uhrmacher“ gegenüber, d. h. den pünktlichen Maschinenmenschen; Rückert verspottet den Prosamenschen unter dem Bild des Apothekers, in dessen Nähe die Blumen nicht zu blühen wagen:

> Als fortfuhr das Mustern,
> Ward zu Hustern
> Aller Nachtigallen
> Liederschallen,
> Und die Rosenhecken
> All' vor Schrecken
> Wurden leichenfarber
> Als Rhabarber.

Justinus Kerner ist unerschöpflich in seinem Spott auf den blinden Alltagsmenschen. Ein „Philister“ zu sein, wird geradezu zum moralischen Makel; Philister aber ist, wer sich willig von dem verhaßten Staat modeln läßt. Es ist kein Wunder, wenn diese theoretische Überzeugung von der Verwerflichkeit des Staates zur wirklichen Auflehnung geführt hat. Sie hatte ihren guten Anteil z. B. an dem Anwachsen der ultramontanen Partei in Preußen. Der Schöpfer dieser Partei in ganz Deutschland ist eben jener Görres, der mit Brentano zusammen die Satire gegen den „Philister“ schrieb; und in seiner wilden Brandschrift gegen die Regierung Friedrich Wilhelms III. aus Anlaß der Verhaftung des Erzbischofs von Cöln schilt er gut romantisch den Geist der Fridericianischen Zeit (nicht, wie man oft ungenau citiert hat, den Staat) einen „starren Knochenmann“ und spricht völlig wie

Herder und Arndt von „diesem abstrakten Beamtenstaat, der auf der jetzigen Welt lastet wie ein gespenstischer Alp, der äußerlich uns bei jeder Bewegung, die wir vornehmen, hemmt, preßt, drückt und zwickt, engt und drängt und ängstigt.“ Der Gegensatz ist hier ein rein ethischer geworden: der Mann, der seine Religion ganz im tiefsten Herzen als Wahrheit empfindet, muß eine Nachgiebigkeit gegen von außen kommende Maßregelungen als Verrat am höchsten Gut auffassen. Freilich ward aus dieser in letzter Linie wieder zum theoretischen Anarchismus führenden Anschauung selten die letzte Konsequenz gezogen. Niemand hat die Anfeindung des neueren Staatsbegriffs geistreicher und tiefsinniger durchgeführt als E. Th. A. Hoffmann — und er war selbst „Schreiber“, Beamter sogar aus der verhaßtesten Klasse, der der Juristen. Das hindert ihn aber nicht, zum Vertreter der philiströsen Weltanschauung gerade den Juristen zu wählen. In dem tiefsinnigen, satirisch-phantastischen Märchen „Nußknacker und Mausekönig“ bringt der Obergerichtsrat Drosselmeier den Kindern als Geschenk ein Schloß, in dem automatische Figuren hin- und herspazieren; eine stellt ihn selbst vor. ‚Nach einer Weile, als immerfort auf dieselbe Weise die Herren und Damen hin- und herspazierten, die Kinder tanzten, Pathe Drosselmeier vor die Thür trat, da rief Fritz ungeduldig: „Pathe Drosselmeier, nun komme mal zu der anderen Thür da drüben heraus.“ — „Das geht nicht, liebes Fritzchen,“ erwiderte der Obergerichtsrat. — „Nun, so laß mal,“ sprach Fritz weiter, „den grünen Mann, der so oft herausguckt, mit den anderen herumspazieren.“ — „Das geht auch nicht,“ erwiderte der Obergerichtsrat aufs Neue. — „So sollen die Kinder herunterkommen,“ rief Fritz, „ich will sie näher besehen.“ — „Ei das geht alles nicht,“ sprach der Obergerichtsrat verdrießlich, „wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, muß sie bleiben.“ — „So?“ fragte Fritz mit gedehntem Ton, „das geht alles nicht? Hör’ mal, Pathe Drosselmeier, wenn Deine kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse nichts mehr können, als immer dasselbe, da taugen sie nicht viel, und ich frage nicht sonderlich nach ihnen. — Nein, da lob’

ich mir
rückwärts
gesperrt."
und ließ
her trottie
Herzenslust.

Hier hat
Symbol gefu
Schloß, in den
immer dasselb
immer zur selbe
nur herum und
Mechanik nun
Quieta non move
für Mechanik bega
Aber das unverdor
nicht geknickte Kind
Husarenart lobt es
auf freiem Felde und
Und wenn die kleinen
Modedamen und Gr
Professoralweisheit, tri
— nichts weiter können,
freie Geist nicht viel nac

Wir müssen uns hier
ausbitten. Was Lessing von
des menschlichen Geistes sagt,
wir ein einzelnes Motiv aus
göttliche Vorsehung viel zu vie
sie der gerade Weg der näch
linien dieses mannigfaltig versch
Darstellung nachzugehen suchen;
eifen und nachholen und
ter.

et, daß die Natur verderbt sei durch die Sündhaftigkeit der
nschheit, der neue, daß die Menschen verderbt seien durch
Schlechtigkeit der Natur." Und dennoch stammt beides aus
gleichen Wurzel. Als Rousseau die Originalität und Frei-
predigte, als Herder und Arndt den Mechanismus des
es verabscheuen lehrten, da legten sie schon den Grund
er maßlosen Überschätzung des nur Einmal Vorhandenen,
etzt sich zu der Forderung des Chaos auswächst; denn
haos scheint den nebulosen Individualisten ästhetisch
ler als die leider an Symmetrie, Ordnung, Wieder-
krankende Natur. Lieber polnische und türkische Zu-
ls preußische oder englische! rufen Herder und Nach-
iner Richtung wie Lothar Bucher; weg mit den Fesseln
ur und ihrer Gesetze! donnern Maupassant und
s.

t klar, daß mit diesen Forderungen der Begriff
ik sich von selbst erledigt. Mag ihr System nun
gen und Encyklopädisten einstimmig behaupten) auf
uhen, mag es auf Kunst, auf bewußte Anpassung
ein (wie die englischen Empiristen und ihre Schüler
ncer, Rée, Nietzsche annehmen) — in beiden Fällen
ein Gewebe von Gesetzen, von wiederkehrenden
und schon als solches für den anarchistischen In-
zu verwerfen. Nur konsequent haben deshalb
seine Nachbarn und Freunde (wie Rudolf Steiner
ophie der Freiheit") den Begriff einer allgemeinen
pt gestrichen und nur Einen Moralsatz anerkannt:
en Gott haben neben Dir selbst." Was sie ganz
n, das müssen wir wieder auf das „Genie"
n die Lehre ihrer Vorgänge, der Romantiker, zu
ür diese ist, um Bleibtreus Satz aus einem
einem historischen [illegible] das Genie, was
der Mensch [illegible] und in der That
dieser Modi[illegible] der
thik. Wie [illegible] eine
und eine „St[illegible] thut,
Genie thut [illegible] näßig-

ich mir meine Husaren, die müssen manövrieren vorwärts, rückwärts, wie ich's haben will, und sind in kein Haus gesperrt." Und damit sprang er fort an den Weihnachtstisch und ließ seine Eskadron auf den silbernen Pferden hin und her trottieren und schwenken und einhauen und feuern nach Herzenslust.'

Hier hat Hoffmann für den großen Gegensatz ein geniales Symbol gefunden. Das Ideal der Philister ist ein schönes Schloß, in dem Tag für Tag mit mechanischer Regelmäßigkeit immer dasselbe geschieht. Der Pathe Drosselmeier kommt immer zur selben Thür heraus, der grüne Mann guckt immer nur herum und spaziert niemals mit den Anderen. „Wie die Mechanik nun einmal gemacht ist, so muß sie bleiben." Quieta non movere! der Wahlspruch aller Büreaukratie, aller für Mechanik begeisterten Gemüter wird hier zur Wahrheit. Aber das unverdorbene, in seiner natürlichen Genialität noch nicht geknickte Kind verlangt Abwechselung, Willkür, Neuigkeit. Husarenart lobt es sich, vorwärts und rückwärts manövrieren, auf freiem Felde und nicht im engen Hause sich versuchen. Und wenn die kleinen geputzten Dinger in dem Schlosse — Modedamen und Gratulationscarmina, Ministerialakten und Professoralweisheit, triviale Wahrheiten und Alltagsmanieren — nichts weiter können, als immer dasselbe, dann fragt der freie Geist nicht viel nach ihnen.

V.

Wir müssen uns hier die Erlaubnis zu einer Parenthese ausbitten. Was Lessing von der ganzen Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes sagt, das gilt nur um so mehr, wenn wir ein einzelnes Motiv aus ihr zu verfolgen suchen: daß die göttliche Vorsehung viel zu viel mitzunehmen hat, als daß für sie der gerade Weg der nächste sein könnte. Den Mäanderlinien dieses mannigfaltig verschlungenen Weges muß unsere Darstellung nachzugehen suchen; es liegt im Stoff, wenn wir abschweifen und nachholen und einschalten müssen. So denn auch hier.

Wenn die Romantiker und ihre Gesinnungsgenossen rings umher den Staat als einen toten Mechanismus auffassen, so stellen sie ihm als Summe der lebendigen Erscheinungen, des ewigen Wechsels, die Natur entgegen. Aber auch hier gilt, was wir oben sagten: daß im geistigen Leben Parallelen sich suchen, sich kreuzen wollen. Man verglich so lange Staat und Natur, bis sie zuletzt vor den Augen der Betrachter ähnlich wurden, aus Gegensätzen Analoga. Die Naturgesetze hatten lange genug mit ihrer hohen Strenge die Staatsgesetze als kleinlich und willkürlich beschämen sollen — „hier ist nichts Willkür, alles langsam wirkendes ewiges Gesetz," schrieb Goethe an Frau v. Stein, als auf der Schweizerreise der Begriff der Natur ihn mächtiger als je ergriff. Aber allmählich begann der an dem Organismus des Staates großgezogenen Unzufriedenheit auch die Natur derselben Fehler teilhaftig zu scheinen. Der Begriff toter Regelmäßigkeit, starrer Gesetzmäßigkeit ward vom Staat auf die Natur geworfen. Nun stimmen die Maler und die Dichter in England und in Frankreich, die Whistler und die Huysmans ihr trauriges Lied von der „geistlosen Natur" an, aus der höchstens menschliche Willkür einmal etwas Neues hervorzaubern könne; sie schelten die Natur thöricht, denn sie sei nur im Stand, in immer gleichen halbfertigen Entwürfen den Menschen zum Flug seiner Phantasie anzuspornen. Bis zuletzt Maupassant (in „L'inutile beauté") in die wilde Schmähung ausbricht: „Ich spreche es aus, daß die Natur unser Feind ist, daß man immer gegen die Natur kämpfen muß, weil sie uns unaufhörlich auf die Stufe des Tieres herabzieht. Was auf Erden reinlich, hübsch, elegant, ideal ist, das hat nicht Gott hingestellt, sondern der Mensch, das menschliche Gehirn. Wir sind es gewesen, wir haben durch unsere Poesie, unsere Auslegung, durch die Bewunderung unserer Dichter, durch die Idealisierung unserer Künstler, durch die Erklärung unserer Gelehrten — sie täuschen sich, aber sie finden doch geniale Ursachen für die Erscheinungen — durch all das ein wenig Anmut, Schönheit, Reiz, wie es sonst unbekannt war, ein wenig Geheimnis in die Schöpfung hineingebracht." Völlig wird in seiner halbtollen Anklage über die

Geschöpfe Gottes das wiederholt, was die Arndt und Görres und Brentano und Hoffmann von denen des Staates ausgesagt haben: geistlos seien sie und roh und von erschreckender Gleichförmigkeit und keiner höheren Zwecke sich bewußt.

Gott selbst ist so zuletzt bei den radikalen Individualisten unter der Gewalt dieser Sehnsucht nach dem Neuen, dem Unvorhergesehenen, dem Originellen, zum gigantischen Zerrbild geworden, ein Gegenstück der Allegorie des Staatsgeistes bei Görres, des „starren Knochenmanns," des „gespenstischen Alps." Wie für die Romantiker Gesundheit, Geist, Freiheit nur außerhalb des engen Hauses, nur außerhalb des Staates denkbar ist, so ist für diese Neuesten nur außerhalb der Naturgesetze Raum für alles Schöne. Der Mensch nimmt (wie ein Anderer von ihnen, Karl Bleibtreu, nicht ohne Geist ausführt) unter den Geschöpfen ganz dieselbe Stellung ein, wie unter den Menschen das Genie. Nur er schafft, alles sonst ist verdammt, ewig zu reproduzieren, zu wiederholen. „The mere creative instinct does not innovate, but reproduces," orakelt Oskar Wilde, und Maupassants Sätze mühsam noch überbietend, erklärt er sogar, Leben und Natur folge nur sklavisch den Erfindungen des Künstlers, wie auch Maurice Barrés behauptet, die Natur von Florenz habe sich der florentinischen Kunst angepaßt. Wir graben hier die Wurzel dieses wilden Weltanarchismus auf: der zum Absurden überspannte Begriff der Originalität und seine sinnlose Überschätzung führt zu diesen Verirrungen. Man kann scheinbar von Rousseau nicht weiter abstehen, als diese Neuesten, Whistler und Wilde, Maupassant und Huysmans. Er sah die Natur als gut, als allein gut; ihm war sie die hohe Schöpferin, und der Mensch verdarb ihre schönen Werke:

Die Welt ist vollkommen überall —
Wo der Mensch nicht hin kommt mit seiner Qual,

sang Rousseaus Bewunderer Schiller. Jetzt ist der Mensch der einzige lichte Punkt in der Schöpfung, alles, was „Natur" heißt, ist verderbt und elend. W. H. Riehl spricht es mit einem prägnanten Chiasmus aus: „Der alte Pessimismus

findet, daß die Natur verderbt sei durch die Sündhaftigkeit der Menschheit, der neue, daß die Menschen verderbt seien durch die Schlechtigkeit der Natur.“ Und dennoch stammt beides aus der gleichen Wurzel. Als Rousseau die Originalität und Freiheit predigte, als Herder und Arndt den Mechanismus des Staates verabscheuen lehrten, da legten sie schon den Grund zu jener maßlosen Überschätzung des nur Einmal Vorhandenen, die zuletzt sich zu der Forderung des Chaos auswächst; denn das Chaos scheint den nebulosen Individualisten ästhetisch wertvoller als die leider an Symmetrie, Ordnung, Wiederholung krankende Natur. Lieber polnische und türkische Zustände, als preußische oder englische! rufen Herder und Nachfahren seiner Richtung wie Lothar Bucher; weg mit den Fesseln der Natur und ihrer Gesetze! donnern Maupassant und Huysmans.

Es ist klar, daß mit diesen Forderungen der Begriff einer Ethik sich von selbst erledigt. Mag ihr System nun (wie Theologen und Encyklopädisten einstimmig behaupten) auf Natur beruhen, mag es auf Kunst, auf bewußte Anpassung gegründet sein (wie die englischen Empiristen und ihre Schüler Herbert Spencer, Rée, Nietzsche annehmen) — in beiden Fällen ist es immer ein Gewebe von Gesetzen, von wiederkehrenden Vorschriften, und schon als solches für den anarchistischen Individualisten zu verwerfen. Nur konsequent haben deshalb Nietzsche und seine Nachbarn und Freunde (wie Rudolf Steiner in der „Philosophie der Freiheit“) den Begriff einer allgemeinen Ethik überhaupt gestrichen und nur Einen Moralsatz anerkannt: „Du sollst keinen Gott haben neben Dir selbst.“ Was sie ganz allgemein lehren, das müssen wir wieder auf das „Genie“ beschränken, um die Lehre ihrer Vorgänge, der Romantiker, zu finden. Denn für diese ist, um Bleibtreus Satz aus einem kategorischen zu einem historischen zu machen, das Genie, was für die Neuesten der Mensch überhaupt ist. Und in der That treffen wir mit dieser Modifikation den Grundsatz der romantischen Ethik. Wie Nietzsche scheiden auch sie eine „Herrenmoral“ und eine „Sklavenmoral“. Der Philister thut, was er soll; das Genie thut, was es will. Öde Regelmäßig-

keit, wie die des Uhrwerks kennzeichnet den Menschen niederer Ordnung:

> Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
> Wie des Färbers Gaul nur im Ring herum —

so ruft der Krieger schon in „Wallensteins Lager“ — er schildert den Philister, wie Maupassant die Natur schildert . . . Dagegen ist das „Original“ immer neu, immer frisch und immer im Rechte. „Ich laß mich gehen,“ war der Wahlspruch Friedrich Rohmers, des typischen Repräsentanten jener „Titanen von 1840“, die die Theorie der Romantiker in Praxis umzusetzen suchten. Zu dem Originalitätsdünkel tritt dabei mitwirkend eine gewisse Nervosität, die sich durch jegliche Vorschrift beengt fühlt, wie nervösen Leuten jeder Schuh zu eng, jeder Hut zu schwer ist. Nicht einmal von den uralt-ewigen Gesetzen der Natur wollen sie sich fesseln lassen. Tag und Nacht soll für sie nur gleichwertiges Material sein. Zwar E. Th. A. Hoffmann gehorchte nur der praktischen Notwendigkeit, wenn er sein eigentliches „Leben“ in die Nachtzeit verlegte, weil der Tag von seinen Berufsgeschäften in Anspruch genommen wurde; auf ihn passen fast besser noch als auf Müllner, dem sie eigentlich gelten, Platens gern citierte Spottverse: „Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon.“ Aber bei dem Herrn von Meusebach, dem originellen Freund der Brüder Grimm und verdienstvollen Sammler alter Drucke und Handschriften — die Berliner Bibliothek verdankt ihm ihren Reichtum an deutscher Litteratur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts — ward das zur freigewählten Lebensart: tagsüber schlief er bei verdunkelten Fenstern, bei Nacht wachte er.

Indes — wenn man die ersten Schöpfungstage negiert und Tag und Nacht gleich setzt, so hat das alles mit der Moral noch wenig zu schaffen. Und unsere verehrten Leser dürften sich öfters schon gefragt haben, was denn eigentlich alles, was wir hier zuletzt erzählten, mit dem Kampf um den Einzelnen zu thun habe? Wir konnten aber nichts von diesen Thatsachen entbehren, um voll zu beleuchten, worauf es uns

ankommt: daß die ethische Bewegung, an deren Schwelle wir bei Besprechung der romantischen Weltanschauung eben stehen, erwachsen ist aus der Opposition gegen den Staat, gegen die Regel, gegen alle Regelmäßigkeit. Wahre Sittsamkeit, sucht F. Schlegels „Lucinde“ zu zeigen, ist gerade das, was der Menge Schamlosigkeit scheint. Philistermoral' ist die größte Unmoral, predigt Brentano immer wieder. Oft ist es gezeigt worden, wie die Romantiker in ihren Bestrebungen, nur ja dem Genie eine eigene Ethik zu sichern, zu den unheimlichsten Folgerungen kommen, denen auch bei der einen Hälfte — F. Schlegel, Zacharias Werner, Brentano — die Praxis entsprach, während die Anderen, A. W. Schlegel, Tieck, Arnim dem alten Satz des Martial treu blieben: „Mein Leben ist tugendhaft, und ausgelassen ist nur meine Muse.“ Hierauf braucht denn hier nur kurz hingedeutet zu werden. Mit aller Bestimmtheit lehren die Romantiker jedenfalls dies, daß die Moral des gemeinen Sterblichen das Genie nicht binde. Es ist eine Lehre, die sich als Erfahrungssatz auf die Erfahrungen von Jahrhunderten berufen kann; als ethisches Dogma ist sie eine folgenreiche Neuerung.

Unseres Amtes ist es hier nicht, die Berechtigung dieser neuen Moral zu untersuchen; einige Worte seien dennoch bei einer so wichtigen Frage auch dem gestattet, der sonst nur Referent sein möchte. — Wie uns scheint, übertragen die Lehrer der Geniemoral mit Unrecht einen Satz von beschränkter Anwendbarkeit ins Grenzenlose. Wir gestehen zu, daß ein König in seinem Lande zu regieren habe — in seinem Lande, nicht in jedem Lande. Billig scheint es uns, daß man einem künstlerischen Genie Freiheit gegenüber alterprobten Kunstregeln zugestehe. Goethe mag im „Götz“ und wieder im „Tasso“ und nochmals im „Faust“ Dramen ganz neuer Art, ganz eigenen Stils schaffen — er ist der Herr, und sein Genie wird sicherer als unser Regelbuch den Weg finden. Ebenso räumen wir auch dem moralischen Genie das Recht ein, seine eigene Moral zu besitzen. Christus weiset Mutter und Geschwister mit herben Worten von sich — er darf es, denn an seine Ethik kann der gewöhnliche Maßstab nicht gelegt werden. Aber es scheint uns

nun ein Taschenspielerstück, dem religiösen Reformator oder dem poetischen eine unbegrenzte Souveränität über alle Regeln der Welt zuzugestehen. Hätte Buddha gedichtet, so wären schlechte Reime durch all seine moralische Höhe nicht gut geworden; und wenn Napoleon den Herzog von Enghien erschießen läßt, bleibt die That trotz all seiner Feldherrnlorbeeren ein Mord.

Gewiß ist oft genug, in der Regel vielleicht, mit einer speziellen Begabung eine moralische Erhebung verbunden. Michelangelo und Goethe, Friedrich der Große und Jacob Grimm, Mozart und Moltke können auch als Menschen Hunderttausenden zum Vorbilde dienen. Aber daß sie deshalb über die Moral noch nicht erhaben sind, das wußten sie Alle. Nie hat Goethe sich ein besonderes Recht zugesprochen, weibliche Herzen zu brechen; an dem Schmerz der armen Friederike, die er verließ, hat er schwer getragen, sich angeklagt, bereut, sich gebessert. Den Halbgenies aber ist natürlich jedes Beispiel willkommen, das ihre eigene Haltungslosigkeit zu rechtfertigen scheint. Es steckt nur allzuviel von solcher bösen Nachfolge in den Romantikern. In solchen Dingen berufen sich die Verteidiger der Geniemoral alle so gern auf Goethe — auf ihn, der doch immer wieder gelehrt hat, Selbstüberwindung, Herrschaft über Temperament und Neigung sei des höheren Menschen Aufgabe: „das ist Recht und Pflicht zugleich.“ Er war Beamter geworden, sogar — schrecklich zu sagen! — Minister; das haben ihm die jüngeren Stürmer und Dränger, das hat ihm die ganze Kette der im bürgerlichen Leben scheiternden „Originalgenies“, der Bürger und Grabbe u. s. w. nie verziehen. Wollte man seine Autorität in Frage stellen, so nannte man ihn „den Herrn Geheimrat“. „Leb' mit der Welt in Frieden,“ ließ Goethe sich von der Allegorie der Wahrheit zurufen; sie wollten im Kampf mit der Welt leben. Eigene Moral wurde ihnen Ehrensache. Floß sie nicht aus dem eigenen Charakter, so gewann man sie einfach durch Verneinung der üblichen.

Nun aber war noch ein Schritt zu thun. Die individuelle Moral hatte man bisher nur den Genies zugestanden. Ein Schritt weiter — und man proklamierte sie allgemein. Denn

der Mensch, wir müssen die charakteristische Äußerung wiederholen, ist das Genie unter den Geschöpfen. Mit dieser Verallgemeinerung war der Boden der bisherigen Ethik endgültig verlassen; mit ihr erst trat man aus dem politischen Anarchismus in den ethischen hinüber. Ein scheinbar furchtbarer Schritt — und der schließlich doch zu ethischer Vertiefung, zu Ansätzen einer wirklichen fruchtbaren Reform führen sollte, ein Schritt, dessen Spuren wir eben jetzt in der ethischen Bewegung unserer Tage, bei den Amerikanern Coit und Adler und Salter wieder erkennen.

VI.

Er geschah nicht auf einmal, dieser Schritt. Denn große Schwierigkeiten standen ihm gegenüber. Es waren ja gerade die Geistesaristokraten, die bisher individuelle Moral gelehrt hatten. Gerade sie wollten von den Vielen, von den „Allen" unterschieden bleiben. Und doch ging aus ihrer Mitte die höchst wunderbare Bewegung hervor, die man „die Entdeckung des Einzelnen" nennen möchte.

Aus der Mitte der Romantik heraus wird zuerst das Wort gesprochen, Jèder sei ja eine Individualität. Kein Geringerer spricht es aus als Schleiermacher. In seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1799), diesem höchst charakteristischen Denkmal der Anziehung und Abstoßung zwischen „Bildung" und „Religion" steht fast beiläufig dies Anerkenntnis, das aller Anschauung der Schlegel und Tieck, der Arnim und Brentano zuwiederlief. Diese machen eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem genialen Einzelnen und den trivialen Vielen. Der milde Geist des Predigers verkürzt den fundamentalen Unterschied zu einem graduellen. „Jenen so oft beklagten Überfluß an den gemeinsten Formen der Menschheit," sagt Schleiermacher, „die in tausend Abdrücken immer unverändert wiederkehren, erkennt der aufmerksamere fromme Sinn leicht für einen leeren Schein. Der ewige Verstand befiehlt es, und auch der endliche kann es einsehen, daß diejenigen Gestalten, an denen das Einzelne am Schwersten zu unterscheiden ist, am Dichtesten aneinander gedrängt stehen

müssen; **aber jede hat etwas Eigentümliches**; Keiner ist dem Anderen gleich, und in dem Leben eines Jeden giebt es irgend einen Moment, wo er, sei es durch die innige Annäherung eines höheren Wesens, oder durch irgend einen elektrischen Schlag, gleichsam aus sich selbst heraus gehoben und auf den höchsten Gipfel desjenigen gestellt wird, was er sein kann."

Zweierlei sagt der inhaltsvolle Satz aus: etwas Eigentümliches besitze jede Gestalt, und jede auch so zu sagen einen genialen Moment. Den zweiten Punkt hat die **Litteratur** der nächsten Jahre ausgebeutet; besonders im Norden, im Land des kurzen Sonnenscheins, spielt der Eine Moment eine große Rolle. H. Chr. Andersen hat ausgesprochen, Jeder habe dichterische Momente, aber nur dem Dichter gelinge es, sie festzuhalten; und die letzte Erzählung der bedeutenden schwedischen Schriftstellerin, die als Herzogin von Cajanello starb, schilderte einen Bildhauer, dem Ein solcher Moment vollendeten Schaffens gegönnt ist. J. P. Jacobsen, vielleicht der genialste der nordischen Erzähler, nimmt immer wieder die Jagd des Halbgenies oder Nichtgenies nach dem göttlichen Moment zum Gegenstand, und Ibsen hat immer wieder in seinen Dramen die Sehnsucht der Frau oder des Kindes nach diesem „wunderbaren" Augenblick vorgeführt. Aber für unsere Betrachtung ist das ein Nebenweg, den wir nur eine Sekunde beleuchten können, um dann auf den Hauptpfad zurückzukehren. Ihn eröffnet der andere Teil des Schleiermacherschen Satzes. Wie die Lehre vom genialen Moment für die Litteratur, so ist die von der Originalität auch des Geringen für die **Ethik** fruchtbar geworden.

Aber es dauerte eine Zeit. Lange schon hatten Wissenschaft und Kunst gelernt, an die Stelle spekulativer Allgemeinheiten und akademischer Idealtypen lebendig und klar aufgefaßte Einzelbeobachtung zu setzen, ehe die Morallehre den gleichen Schritt zu thun wagte. Wohl hatten schon Männer wie der originelle dänische Denker **Kierkegaard** und (von Schleiermacher und der Romantik, die jener bekämpfte, abhängig) der mächtige deutsche Philosoph **Feuerbach** den

Einzelnen, seine Erfahrung, seine Wünsche zum Träger und Schöpfer aller Religion und Moral gemacht; aber auch sie sprachen das mehr als Erfahrungssatz aus, denn als Dogma. Zum Dogma ward dieser Satz erst in Max Stirners berühmtem Buch „Der Einzige und sein Eigentum.“ Hier ist nicht mehr der abstrakte „Einzelne“ der Träger der Religion, der Schöpfer der Götter, sondern jeder beliebige konkrete Einzelmensch soll es sein; jeder wird für souverän erklärt, und nicht einmal bloß seine Gesamtanlage, sondern jede momentane Regung, jede Laune und Stimmung wird als heilig und unverletzlich ausposaunt. Das war denn nicht ernstlich durchzuführen: die Theorie richtete sich selbst, indem jeder beliebige Andere sie ohne weiteres für sich auslöschen durfte. Stirner hat denn auch wohl Bewunderer gefunden, aber keine Schüler oder Nachfolger. Selbst der Philosoph, der seiner „antikratischen“, seiner gegen alle Herrschaft und Gewalt gerichteten Lehre am nächsten kam, Eugen Dühring, hat nicht weniger Wasser in den Wein dieser radikal individualistischen Theorie gethan. Dühring ist als Gelehrter und Denker dem Autor des „Einzigen“ weit überlegen, als Schriftsteller ihm mindestens gewachsen. Er hat jederzeit mit Energie an bestimmten Idealen festgehalten, an dem einer realen, durch exakte Forschung zu erreichenden Wahrheit vor allem. Sie bildet den Mittelpunkt seiner originellen Ästhetik und seiner nicht ebenso originellen, aber dafür um so gesunderen Ethik (der er freilich so wenig nachgelebt hat, wie ein Seneca der seinen). Die unbedingte Anerkennung der Wahrheit, das heißt der realen Thatsache, ist der Grundstein seines Systems. Ein solcher Geist, den noch dazu überall die Schulung an den Naturwissenschaften leitete, konnte natürlich der ethischen und sozialpolitischen Emancipation des Individuums nur zustimmen. Aber ebenso mußte er, gerade auch aus seiner wissenschaftlichen Erfahrung heraus, Rangunterschiede anerkennen, die Stirner ignoriert hatte. Ihm fällt es nicht ein, jeder Begabung der Menschen gleiches Recht zuzusprechen, im Gegenteil hat er sogar ganzen Nationen mit großer Schärfe die Berechtigung ihrer Eigenheiten, ja

ihrer Existenz abgestritten. Natürlich setzt eine derartige ethische Beurteilung feststehende, allgemein anzuerkennende Maßstäbe voraus, und nur innerhalb der Schranken, die diese festen Moralgrenzen ergeben, gestattet Dühring dem Individuum freie Bewegung. Allerdings aber soll damit auch die Beschränkung erledigt sein und niemand das Recht haben, um allgemeiner Zwecke wegen in das Einzelleben einzugreifen; nicht einmal die Erziehung darf dem Kinde seine Rechte aus Rücksicht auf dessen eigene Zukunft verkürzen.

Man sieht, wir sind hier von Stirners Grundforderung recht weit entfernt. Es ist eben in der realistischen Tendenz, in der Anerkennung der vorhandenen Thatsachen über ihn hinaus ein wichtiger Schritt gethan worden; nachdem man den „Einzelnen“ und sein Recht entdeckt hatte, mußte doch wieder statt der abstrakten Gleichsetzung aller Einzelnen eine Unterscheidung und verschiedene Beurteilung derselben eintreten. Hieran ist denn auch kaum je wieder gerüttelt worden. Die Anerkennung der Vorrechte auserlesener Individualitäten gehört seitdem wieder zum festen Bestand der allgemeinen Morallehre. —

Dennoch aber, so gewiß die Lehre von den „Auserlesenen“ immer wiederkehren wird — an Anfechtungen hat es auch ihr nicht gefehlt, an Anfechtungen, die nicht bloß von den ausgeschlossenen „Durchschnittsmenschen“ kamen, sondern von den Privilegierten selbst. Dem Überschwang des „genialen Individualismus“ folgte gerade in genialen Individuen eine Reaktion. Die ganze gebildete Welt hatte jener ergriffen; international ward deshalb auch sein Abblühen, seine Wandlung, die uns an die Schwelle der Gegenwart führt.

In drei große Namen läßt sich die Reaktion gegen jenen selbstherrlichen Geist zusammenfassen: Renan — Ibsen — Nietzsche. Diese drei genialen Individualisten vertreten drei verschiedene Stufen des Kampfes gegen den unbedingten Individualismus. Nie war den Romantikern und all ihren Nachfolgern die Idee gekommen, an der Macht des Genies zu zweifeln. Als man am emsigsten die bisher allgemein anerkannten Abstraktionen nachprüfte, hatte niemand den

Begriff des Genies einer solchen Revision unterworfen. Die Drei haben es gethan. Sie haben in der eigenen Brust diesen letzten Zweifel des Genies durchlebt, und ihr Werk ist der Zeuge.

Keiner von ihnen zweifelt an der Existenz hervorragender geistiger Begabung oder auch nur an ihrer Stärke; dazu sind alle drei zu gute und geübte Kenner des eigenen Ich. Aber ihnen allen ist die Einsamkeit des Genies, in der die Romantiker geschwelgt hatten, unheimlich. Alle drei möchten sie den Gegensatz des Einzelnen gegen die Welt aufheben.

Deshalb wirft Renan sich mit Leidenschaft in alle Glaubens- und Anschauungsformen der Welt. Alle durchlebt er, alle rechtfertigt er. Man fühlt eine geheime Sehnsucht heraus: er möchte besiegt werden wie die starken Frauen der individualistischen Poesie, wie Hebbels Brünhild oder Jacobsens Frau Marie Grubbe. Es verlangt ihn danach, von seinem rastlos überwindenden Geist erlöst zu werden, Ruhe zu finden in irgend einer von ganzen Zeitaltern angenommenen Anschauung. Aber was geringeren Geistern gelang, blieb seiner Größe versagt. Brentano mochte seinen Geist am Bette einer visionären Nonne vergraben; Renan blieb immer Herr, und wie Buddha aus jeder Verwandlung unverändert wiederkehrt, so that es sein Geist. So hat Renan in sich die ganze Geistesgeschichte durchlebt, hat überall das Recht der Mengen anerkannt und wieder verleugnet, jeden Glauben nachgefühlt und bestritten; der große Aristokrat ist für keinen Volksglauben zu stolz und der große Historiker für keine unhistorische Prophezeiung zu gelehrt gewesen. Neben ihm stehen Freunde wie der ältere Flaubert und der jüngere Taine. Flaubert, der bitterste Spötter, hat auch Anwandlungen jener Sehnsucht, mit den Vielen, mit den Anderen zu fühlen. Man ist nicht ungestraft Sohn einer demokratischen Zeit, einer Epoche, in der ein Mazzini die populäre Tradition für ein philosophisches Erkenntnismittel ausgiebt, und für eins, das persönlicher Evidenz gleichwertig sei. Und Taine bekehrt sich dann vollends zu der Partei der Vielen. Der Autor der „Tentation de St. Antoine“ hatte

vergeblich versucht, den tollsten religiösen Spuk zu begreifen; Taine findet jede noch so originelle Erscheinung in ihrer Umgebung motiviert, macht das „Milieu", die Summe der kleinen Einflüsse, das Echo der Majoritäten, zum Ursprung des kühnsten Genies.

Eine ganz andere Natur als Renan, knorrig, schroff, unhistorisch, steht Ibsen da. Auch er ist weit entfernt von dem Geniekultus der romantischen Färbung, so unbedingt er auch die Alltagsmenschen verachtet. Aber während Renan durch sentimentales Einfühlen die Einsamkeit des kritischen Weltbeschauers zu überwinden sucht, strebt Ibsen, ihrer durch Reflexion und Dialektik Herr zu werden. Jedes seiner Dramen ist ein Kampf zwischen dem Einzelnen und einer jener Abstraktionen, die der Menge als bequemer Ersatz eigenen Geistes dienen. Aber man verkennt ihn, wenn man meint, er gebe immer dem Einzelnen recht. Jedes Drama ist zugleich ein Stück Selbstprüfung. Die „Stützen der Gesellschaft" (1877) stellen den Kampf der Wahrheit mit dem „Gespenst" der Respektabilität dar; aber der Gregers der „Wildente" und der Dr. Stockmann des „Volksfeind" bringen die unbedingten Wahrheitsapostel in zweifelhafte Beleuchtung. „Nora" (1879) opfert die Ehe idealen Anforderungen, aber die „Frau vom Meere" (1889) zweifelt an dem Recht so strenger Forderungen. Die einsamen Helden in „Rosmersholm" (1880) und „Hedda Gabler" (1891) sind keineswegs in günstigerem Lichte dargestellt als die milden, unbedeutenden Gegenspieler. Und gar in „Baumeister Solneß" (1893) wird das Genie als der Architekt symbolisiert, der hohe Kirchen baut, aber nicht auf den Thurm steigen kann, weil ihn in der Höhe der Schwindel packt. „Klein Eyolf" (1895) läuft in ein hohes Lied auf die einfache Güte aus, und „John Gabriel Borkmann" (1896) zeichnet den Mann der rücksichtslosen Selbstbehauptung als einen Fluch für seine ganze, zum ruhigen Glück berufene Umgebung. — Und wieder stehen dem nordischen Meister zwei andere Dichter zur Seite. Björnson hat in dem wunderbaren Drama „Über die Kraft" ganz direkt die Grenzen des genialen Vermögens zum Thema gemacht; Tolstoi

hat immer wieder (am herrlichsten vielleicht in der kleinen Erzählung „Drei Greise", am breitesten in „Krieg und Frieden") verkündet, wahres Genie und volkstümliche Schlichtheit seien überhaupt Eins, und das einsame Genie sei nur ein Narr, und wenn es Napoleon heiße . . .

Nietzsche wird fast nur als Vertreter der Lehre von zwei Moralen, Herren- und Sklavenmoral, gewürdigt. Er hat sie geistvoller und vielseitiger formuliert als irgend ein Anderer; aber das würde nicht genügen, ihm die Bedeutung, die ihm in Wirklichkeit zukommt, zu sichern. Was sich als roter Faden durch fast alle seine Bücher zieht, das teilt er, wie wir sahen, mit Anderen. Auf jene alte Scheidung der Genie-moral und Philistermoral, die bei den Romantikern in Blüte stand, auf die Forderung, daß der freien Ausbildung einer originellen Persönlichkeit voller Raum bleibe, wie Feuerbach und seine Genossen sie aussprechen, geht auch sein Dogma von der doppelten Moral zurück. Aber ganz ihm eigen, unendlich reich, ein in seiner Art einziges Phänomen ist, was sich an diesen Faden in Nietzsches Schriften reiht. Er ist eine heraklitische Natur; Alles ist bei ihm ewig im Fluß, es giebt bei ihm nur ein Werden der Ideen und Anschauungen, kein Sein. Daher baut er auch kein System, sondern formt vollendete Aphorismen. Als Wilhelm Scherer nach charakteristischen Kennzeichen für die „neue Generation" suchte, die um 1840 geboren ist, da gab er als eins der wichtigsten dies an: „Die neue Generation baut keine Systeme." Und in der That, weniges ist für Nietzsche (geboren 1844) so bezeichnend wie dies. Und ein zweites Merkmal führt Scherer an. Julian Schmidt hatte den Pessimismus als Grundstimmung dieser Generation ausgegeben. Scherer antwortet, sie habe wohl tiefe Eindrücke von Schopenhauer empfangen, aber sie habe sie überwunden. Auch das trifft ins Innerste von Nietzsches Wesen. Die französischen Denker der gleichen Generation blieben bei Schopenhauer stehen, den die „Invasion des deutschen Geistes", die von Renan, Taine, Michelet begünstigte Aufnahme deutscher Wissenschaft und Kunst ihnen vermittelt hatte. Die Bourget und Huysmans, die Maupassant und Barrés

sind Pessimisten bis auf die Knochen. Nicht so Nietzsche. Er überwand den tiefsten Eindruck seines Lebens, weil sein Leben, sein Denken (beides ist eins) beständiges Überwinden war. Die Scheu des Genies vor seiner eigenen Kraft, die wir bei Flaubert, Renan, Ibsen, Björnson wirksam sahen, ist hier bis zu einer Höhe gesteigert, die Selbstvernichtung wird. Er will völlig unabhängig sein — unabhängig auch von dem eigenen Genie. Er will täglich und stündlich auch die eigenen Ideale nachprüfen und mit dem Hammer beklopfen. Er kennt die Gefahren origineller Ideenbildung, und nur in unaufhörlicher Emancipation von den eigenen Gedanken sieht er die Möglichkeit wahrer Erkenntnis. Im beständigen Kampfe um die Wahrheit, um die Freiheit sahen Lessing und Goethe das Glück des Menschen; nicht der Besitz — das Erwerben ist Ziel. Nie hat ein Geist strenger als Nietzsche dieser hohen Lehre gehuldigt. Kaum ist eine Idee ausgesprochen, so trübt sie sich schon; sie setzt kleine Unwahrheiten an, sie wird vom Staube der Welt befleckt. Und aufs Neue wirft ihr Autor sich auf sie, reinigt sie, und unter seinen Händen wandelt sie sich. Wie Renan die ganze Spirale der Religionsgeschichte durchlebt hat, so erfährt Nietzsche alle Wandlungen der Geschichte der Philosophie am eigenen Leibe und Geiste. Pessimist ist er und Optimist, Skeptiker und Dogmatiker, Rigorist und Latitudinarier, Alles aus eigener Entwickelung, nichts aus Eklektizismus oder Reflexbewegung (wenn auch natürlich äußere Einflüsse, wie der des ihm befreundeten empirischen Psychologen Rée, die Wandlungen befördern und beschleunigen). Ein ins Krankhafte gesteigertes psychologisches Reinlichkeitsbedürfnis will immer nur blanke, neue Gedanken sehen; auch von sich selber duldet er keine Tradition, fordert er täglich neues „Anschauen". So jagt er sich in atemloser Hast von Entwickelung zu Entwickelung, betrachtet sein Gestern heute als Stoff zu kritischer Analyse und morgen als abgethan; so verzehrt er sich in dem Bedürfnis nach dem stets erneuten Rausch intellektueller Genüsse, wie E. Th. A. Hoffmann sich in der Jagd nach dem Rausch ästhetischen „Schauens" verzehrt hatte. Ein großes Denkmal, liegen seine Werke vor uns, unendlich reich; und wie eine ganze Bibliothek menschlicher

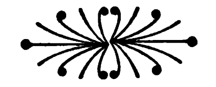
Bemühung um die Erkenntnis finden sie ihre Einheit nur in dem ewig verwandelten, ruhelos suchenden Geiste.

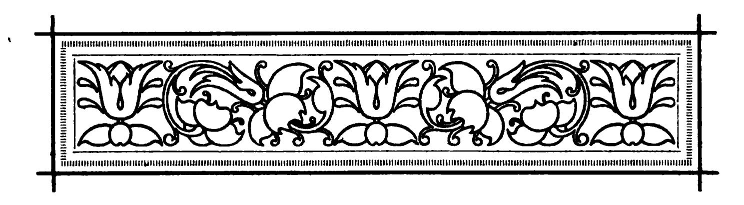
Daß ein solcher Geist sich in höherem Grade als die meisten seiner Vorgänger gerade auf dem ethischen Gebiete übt, begreift sich leicht. Wahrhaftigkeit ist auch seines Wesens Kern, und gerade die Scheu vor jener minimalen Unwahrhaftigkeit, die in jeder Wiederholung liegt, ist ja ein treibendes Motiv seiner Thätigkeit. Ganz wahr ist jede Idee nur im Augenblick der Entstehung, denn der Anlaß gehört als ein bedingendes und einschränkendes Moment zu ihrem Wesen. Deshalb hatte Herder die Bedeutung der „Gelegenheit" betont und alle Poesie, Predigt, Gesetzgebung für unwahrhaftig erklärt, die nicht aus einer bestimmten Gelegenheit hervor fließt; deshalb war Kierkegaard auf die Bedeutung der „Veranlassung" mit Nachdruck zurückgekommen. Die äußersten Konsequenzen aber zieht erst Nietzsche. Sobald die Gelegenheit, der Anlaß abgestorben ist, scheint auch ihr Ergebnis ihm verwelkt. Ästhetische und ethische Feinfühligkeit, zu nervöser Überreizung gesteigert, gehen auch hier Hand in Hand wie bei den Romantikern, wie bei Flaubert. Und deshalb nimmt auch die Lehre von zweierlei Moral bei ihm eine eigene Gestalt an. Freilich stellt auch er die Moral der Auserwählten hoch über die der „Sklaven". Aber indem er so schroff wie niemand vor ihm beide Gruppen wie verschiedene Menschenklassen behandelt, kommt er dazu, den Vielen ein gewisses Recht auf ihre Moral zuzugestehen, was die Romantiker nie zugestanden hätten. Nur soll dann auch diese in ihrer Art vollkommen sein. Nichts beleidigt ihn mehr, als unklare oder heuchlerische Mischformen. Und damit ist ein neuer Schritt von größter Bedeutung gethan.

Rechnen wir ernstlich mit der Wirklichkeit, tragen wir ihr Rechnung auch auf ethischem Gebiete, so müssen wir schließlich eingestehen, daß von allen Menschen so wenig Eine Moral verlangt werden kann, als etwa ein und dasselbe Kraftmaß. Der Eine hebt mit Leichtigkeit das Centnergewicht der Aufopferung, der Andere würde darunter liegen bleiben.

Irre ich nicht, so strebt gerade die ethische Bewegung unserer Tage dahin, eine gesunde, aus den Anschauungen der

Gegenwart erwachsene und nicht künstlich fabricierte Moral mit derartigen Rücksichten auf die Individualität zu vereinigen. Sie will nicht in der bequemen Weise unserer „Freidenkerkongresse" auf einen unbeweglichen Katechismus vereidigen, sie will aber auch nicht in der Art der katholischen Kasuisten jedem Einzelfall ein eigenes Recht zugestehen. Und wenn sie so das Allgemeine und das Persönliche, das Recht der Gemeinschaft und das Recht des Einzelnen, Ethik und Individualität zugleich zu pflegen sucht, dann hat sie das schöne Recht, sich als würdige Vollendung eines Jahrhunderts voll ethischer Bemühungen anzusehen. Und dann wird sie in dem Erringen eines großen Sieges über mächtige Gegensätze, in dem Aufbau eines hohen Friedens nach geistigem Kampf vor allem auch den Charakter einer großen deutschen That tragen.





Lenz.

Geb. 12. Januar 1751. Gest. 23./24. Mai 1792.

Jakob Michael Reinhold Lenz, dessen tragische Lebensirrfahrt am 23./24. Mai 1792 ihr Ende fand, ist am 12. Januar 1751 auf dem Pfarrhof Seßwegen in Livland geboren. Die Vertreter des Deutschtums in jenen nördlichsten Kolonien bildeten damals noch immer, ja bilden auch heut noch eine Art Fortsetzung des deutschen Ordens; ihrer Gemeinschaft und ihrer Pflichten bewußt, stellen sie gegen die Bevölkerung fremden Stammes und anderer Religion eine gerüstete Waffenbrüderschaft. In diesem Orden nahm Lenz' Vater als ein stattlicher Geistlicher, später sogar als General-Superintendent in Riga eine vornehme Stellung ein; die Familie war stolz auf protestantischen Sinn und bürgerliche Tüchtigkeit. Aber der zweite Sohn des Pastors, schon äußerlich eine zarte und weiche Erscheinung, war zu dem beständigen Wachtdienst, den die bürgerliche Ehrenfestigkeit, die deutsche Gesinnung, die religiöse Form verlangten, nicht gewaffnet. Seine ersten frühreifen Gedichte zwar konnten dem Vater nur gefallen: „Gedanken über den Versöhnungstod Christi" und Verwandtes, was der Sohn jeder anderen frommen Bürgerfamilie, Goethe etwa, als Knabe nicht viel anders gedichtet hätte. Sechszehnjährig verfiel er in eine Krankheit, die seine Nervosität noch steigerte. Bald darauf tritt er selbständiger als Dichter auf mit einem in schwachen

Hexametern verfaßten erbaulichen Lehrgedicht „Die Landplagen“. Von den vier apokalyptischen Reitern ausgehend, schildert er in einer Reihe grauser Schreckensgemälde die Verwüstungen, die Hunger und Pest, Feuer und Erdbeben anrichten. Ein Grundzug seiner Poesie ist hier schon sichtbar: die Neigung, Leben und Poesie möglichst eng zusammenzubringen. Er sucht Fälle auf, in denen gewisse Trauerspiele in jedem Hause und auf jeder Straße sich abspielen, wie er später selbst überall Romane und Dramen zu erleben versuchte.

Er studiert in Königsberg, Theologie natürlich, aber ohne allzuviel Frucht; er hört auch Kant und richtet an ihn ein Gratulationsgedicht zur Professur. Statt nun aber heimzukehren, geht er als Hofmeister mit zwei Herren von Kleist, kurländischen Edelleuten, nach Straßburg. Zu diesem Schritt, der über seine Zukunft entschied, mochten bedrängliche Schulden den Anlaß geben; der innere Grund war wohl die Sehnsucht, mehr zu sehen, mehr vor allem zu erleben als in der regelmäßigen Laufbahn des livländischen Theologen ihm vergönnt schien.

In Straßburg bildete damals Goethe, der junge, feurige Goethe den Mittelpunkt einer angeregten, strebenden Studentengesellschaft. Auch hier war man auf deutscher Grenzwacht gegen fremdes Wesen; denn das Elsaß fühlte sich damals noch gut deutsch, und die „Altdeutschen“ lernten am Münster doppelt altdeutsches Wesen lieben und schätzen. Ende Juni 1771 lernt Lenz den genialsten der Dichterjünglinge kennen. Goethe schildert den neuen Ankömmling im elften Buch von „Dichtung und Wahrheit“: „Klein aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Mann gar wohl anstand.“ Das ist nicht das Porträt eines alles umstürzenden und erneuernden Genies, wie Lenz nach der Ansicht seiner neueren

Anbeter war. Eine entschieden poetisch begabte Natur, ein lebhafter Sinn für das Bedeutende waren ihm eigen; aber ihm fehlte das Beste: die Kraft der Selbstbestimmung. Mit unwiderstehlicher Macht wies einem Goethe, einem Schiller, einem Lessing und Klopstock die innere Stimme den Weg, den sie zu gehen hätten; Lenz aber verfiel wehrlos der unbedingten Abhängigkeit von zwei großen Namen. Es waren die Goethes und Shakespeares.

„Shakespeare hat euch ganz verdorben", schrieb Herder, der große Erzieher Goethes, an den Autor des Götz. Goethe war ernst und wahrhaft genug, die Worte zu verstehen. Herder selbst hatte ihm den Shakespeare gepredigt; der feurige Lehrer der „Originalgenies" erst hatte den Schüler Gellerts und Oesers ganz frei gemacht von den Banden der französischen Konvention und ihn gelehrt, in echter lebendiger Empfindung das Kennzeichen des wahren Dichters zu sehen statt in eleganter Korrektheit. Nun aber war Goethe gleich bis an die äußersten Grenzen gegangen, bis zu einer Formlosigkeit, die er im „Götz" selbst später teilweise getilgt, die er sich nirgends wieder gestattet hat. Herder erkannte die Gefahr: sie lag darin, daß Goethe nur die Symptome von Shakespeares Genie nachzuahmen schien, statt daß er an diesem Genie selbst sich zu freier Originaldichtung aufbaute. Die Gefahr war da; Goethe ward durch Herders Warnung und durch seine wunderbare Gabe der Selbstkritik gerettet — aber Lenz ward ihr Opfer. Er sah die wirkliche Welt, seit man ihm die Shakespeares geöffnet hatte, nur noch in den Formen dieser poetischen Welt. Alles dichtete sich ihm um zu tollen Verwandlungsspielen, zu verwickelten Intriguen, zu rührenden Liebesscenen. Er konnte nichts mehr sehen, wie es war. Und ebenso wie die wirkliche Form der Dinge verschwamm ihm von Stund an die poetische Form. Ein echter Künstler strebt nach Vollendung, nicht ungeduldig, aber beharrlich zum Ziel schauend; einem halben Künstler, der halb Dilettant ist, wird das Schwelgen im Gefühl des Dichtens Selbstzweck. Goethe dichtete, weil er dichten mußte, weil ein bestimmtes Bild von ihm Verwirklichung gebieterisch forderte; Lenz dichtete, weil die Empfindung zu dichten, poetischen

Stoff in Händen zu haben ihm wohl that. „Ihm konnte nicht wohl werden", urteilt Goethe, „als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann."

So wirkte die übergewaltige Erscheinung Shakespeares zerstörend auf das junge Talent, das sonst vielleicht in langsamer Ausbildung zu Höherem gelangt wäre. So aber flog Ikaros der Sonne allzu nah und seine Flügel schmolzen und er stürzte unaufhaltsam. Durch die plötzliche Bewegung im Wachstum gehemmt, blieb sein Genius für immer fragmentarisch. Er kann nichts zu Ende denken; er bleibt mitten darin stecken und dreht dann den Faden nach anderer Richtung weiter.

Dazu die zweite Übermacht: Goethe. Jahrhunderte lang hatte man in Deutschland nicht den Mut gehabt, ein ganzer Dichter zu sein. In „poetischen Nebenstunden" hatten die Canitz und Besser ihre Verse zu machen vorgegeben, etwa wie ein vornehmer Mann zur Unterhaltung Lampenschirme malt oder Stühle schnitzt. Klopstock hatte wieder die Würde des Dichters gerettet. Nun war die Parole ausgegeben: aus dem Herzen selbst, aus dem Leben fließt die echte Dichtung. Für wen galt das, wie für Goethe? All seine Werke sind erlebt; Dichtung und Wahrheit reichen sich bei ihm die Hand als unzertrennliche Geschwister. Eben erst, hier in Straßburg, hat er den wunderbaren Roman mit Friederiken durchlebt — eine Geschichte, einfach wie ein Kinderlied und voll von der unerschöpflichen Poesie zweier liebender Herzen. Lenz ist hingerissen von dem Anblick. Goethe wird sein Idol. Aber wieder: statt an der gleichen Quelle Begeisterung zu schöpfen, an der Natur selbst und dem Leben, versucht er die Krüge leerzutrinken, die Goethe mit dem Wein der Poesie gefüllt. Halb lächerlich, halb rührend, wie von jetzt ab Lenz ein Plagiat von Goethes Leben durchlebt. Hebbel hat in Bezug auf Laubes Demetrius einmal gesagt, man könne so wenig eines anderen Gedicht zu Ende dichten, wie man eines anderen Liebe zu Ende lieben könne: Lenz hat es doch versucht, Goethes Sesenheimer Idylle auszuleben, und hat sich Friederiken läppisch-keck als Fortsetzer der Liebe Goethes aufdrängen wollen. Er dichtet

ihm satirisch-litterarische Parodien und Komödien nach; er muß nach Weimar, um ja Goethes Leben genau nachleben zu können. Nicht grundlos hatte er einen langen Brief an Goethe gerichtet über ihre „Ehe“; er verließ wie nach dem Bibelspruch Vater und Mutter, um diesem Manne zu folgen.

1774 erscheint sein erstes Originallustspiel: „Der Hofmeister“. Es folgt „Der neue Menoza“, 1775 „Die Soldaten“, 1776 „Die Freunde machen den Philosophen“. Daneben zahlreiche Entwürfe, in deren einem — „Die Kleinen“ heißt es — sonderbarer Weise ein böser Minister von Bismarck eine Hauptrolle spielt. Die Technik ist überall dieselbe: interessante und wichtige Probleme werden aufgegriffen, wie der ihn selbst so nah berührende Streit zwischen Privat- und Schulerziehung, die Stellung des Offiziers zur Gesellschaft. Ein paar gut und kräftig gezeichnete Figuren sollen die Problemdichtung durchführen. Aber eh man sichs versieht, ist der Dichter mitten auf der Bühne, schwatzt in seiner Person Reden herein, stellt aus purer Freude an Intrigue ihnen überflüssige Schlingen und freut sich augenscheinlich wie ein Kind, wenn er sich wieder sein gut angelegtes Kunstwerk verdorben hat. So hat er es gerade auch im Leben gemacht. Der „entschiedene Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich“, den Goethe ihm vorwirft, ist nichts als ein Resultat seiner Auffassung der Welt als eines Theaterspiels; wo er steht, fühlt er sich als Akteur in einer improvisierten commedia dell'arte, fängt an, einen Faden zu spinnen, und ist höchlichst erstaunt, wenn die anderen nicht mitspielen wollen. Wie bei den Romantikern theoretisch, geht bei ihm praktisch Bühne und Zuschauerraum unaufhörlich in einander über. Deshalb hat er auch keinen Dichter heftiger angegriffen, als Wieland, dessen weltkluge, über die eigenen Schöpfungen lächelnde Ironie ihm innerlichst entgegen war.

Bald nimmt diese Theaterspielerei eine gefährliche Wendung. Einer seiner Zöglinge hat sich mit einem Fräulein Cleophe Fibich verlobt; der jüngere Kleist sucht diese nach des Bruders Abreise für sich zu gewinnen. In dies Drama glaubt der Dichter nun nicht gescheiter eingreifen zu können, als wenn

er sich seinerseits in eine Liebe zu Cleophe hineinstimuliert. Er war nun einmal nur dazu geboren, Gefühle anderer zu adoptieren.

So gerät er mit den Kleists auseinander. Die Familie zürnte ihm lange schon. Von neuem klammert er sich an Goethe, als dieser 1775 durch Straßburg kommt. Er fühlt sich verpflichtet, auch Goethes Liebe zu seiner Schwester Cornelie nachzuahmen und ins Schmachtend-Verliebte umzudichten. Endlich, 1776, stürzt er sich nach Weimar, wie die Motte in das brennende Licht. Er ist entzückt; in dem genialen Treiben Karl Augusts und Goethes, in den künstlerischen Festspielen, in der geistreichen Unterhaltung glaubt er sein Ideal von Einheit des Lebens und der Poesie erfüllt zu sehen. Er sucht sich eine Hofdame als Gegenstand poetischen Anschwärmens aus. Welch eine Tiefe des Ernstes hinter der lachenden Außenseite dieses Musenhofs sich barg, mit welcher Hingebung der Herzog und sein Rat an ihrer Selbsterziehung und am Besten des Landes arbeiteten, wie eifrig Wieland an seinen Werken feilte, — all das entging seinem oberflächlichen Auge. Eine Zeit lang sieht man halb lächelnd, halb ärgerlich seinem Treiben zu; schließlich wird es zu arg. Man meinte früher, der Übersetzer Shakespearescher Lustspiele habe sich dazu hinreißen lassen, der Herzogin gegenüber den Malvolio in die drastische Sprache der jungen Genies zu übersetzen, und eine tolle Liebesscene sollte sogar in Tassos Umarmung der Prinzessin sich wiederspiegeln. Mit mehr Recht nimmt man jetzt an, der Arme habe sich damit begnügt, bei Hofe die Rolle eines shakespeareschen Narren zu spielen, und ein gar zu gröblicher Versuch, das Leben besonders Goethes und der Frau von Stein zu satirisieren, habe ihm den Hals gebrochen. Wie konnten die Männer, die mit ernstem Idealismus an dem hohen Kunstwerk ihrer Lebensführung arbeiteten, sich die täppischen Improvisationen dieses „seltsamsten und indefinibelsten Individuums" auf die Dauer gefallen lassen? Er mußte fort. Landesverwiesen geht er nach Emmendingen zu Goethes Schwager Schlosser. Seine Zerrüttung kommt zu immer deutlicherem Ausdruck. Seitdem ihm in Goethe das

beständige Vorbild fehlte, das er, freilich stets unglücklich, nachgeahmt hatte, ist er völlig haltlos; denn ganz hatte er es versäumt, in seiner weichen Seele einen festen Kern auszubilden. Was konnte dem Feind des Alltagslebens der biedere Philister Schlosser sein? Er irrt umher, in der Schweiz, in Emmendingen. Im November 1777 kommt es zum ersten Wahnsinnsanfall. Christoph Kauffmann, der Kraftapostel, schleppt ihn zurück nach dem Elsaß. Seinen Aufenthalt in dem wüsten Steinthal bei dem trefflichen hochverdienten Pfarrer Oberlin schildert ein glänzendes Novellenfragment des früh verstorbenen Dichters Georg Büchner, von seinen Verehrern über dem viel geringeren Drama „Dantons Tod" vergessen. Wie sonst die Poesie, sucht er nun das Wunder selbst in das Leben herabzuzaubern, versucht, ein totes Kind lebendig zu beten; in helleren Momenten schreibt er wirre Gedichte. Dann wird er stiller und stiller.

Endlich 1779 holt sein Bruder ihn nach der Heimat zurück. Ein gebrochener Mann kehrt heim in eine Familie, die ihm innerlichst fremd geworden war. Ohne Verständnis, ohne Verzeihung stand man ihm kalt und lieblos gegenüber. Mancherlei versucht er noch; in Dorpat, in Petersburg, in Moskau giebt er Unterricht, spinnt Projekte und zettelt Liebesabenteuer an. Jene Projektensucht insbesondere, die der großen russischen Regentin überstürzende Neuerungen auch in Herder erweckt und großgezogen hatte, wird bei ihm, gänzlich im Blauen schwebend, die letzte Form des Dichtens, des phantastischen Umträumens der Wirklichkeit. Einsam, in Hypochondrie sich verzehrend, von Fremden unterstützt, lebt er ein Schattenleben dahin; die Wirklichkeit ging ihrem Verächter verloren. Am 23. oder 24. Mai 1792 ist er gestorben.

Lenz ist erst durch Goethes Autobiographie wieder erweckt worden. Dann hat Tieck, dem die romantischen Züge zusagen mußten, 1828 seine Werke schlecht herausgegeben. Übereifrige Verteidiger sind gefolgt und haben zum Teil seine eigene Methode fortgesetzt, Leben und Roman als eins anzusehen. Endlich ist durch Erich Schmidt und Karl Weinhold seine Lebensgeschichte von eigenen und fremden Erdichtungen frei dargestellt

worden; des Letzteren kurzer Lebensabriß vor seiner Ausgabe der Gedichte liegt unserer Skizze zu Grunde.

An Versuchen, Lenz zum poetischen Helden zu steigern, hat es auch weiterhin in der Litteraturgeschichte nicht gefehlt. Eifriger noch als goethefeindliche Litterarhistoriker haben goethehassende Dichter und Dichterlinge an seiner Verherrlichung gearbeitet. Gerade wegen seiner ewigen Unreife ward Lenz zum Heros derer, die mit sich viel zu zufrieden sind, um noch etwas zulernen zu wollen; gerade wegen seiner Zerfahrenheiten ward er der Abgott derer, die an ihre Lebenshaltung ernste Arbeit nicht anzuwenden gewillt sind. Karl Bleibtreu hat den „echten Dichter" gegen die „kalte Exzellenz" Goethe ausgespielt, alle die sind gefolgt, die in jedem Dichter, der durch Mißgeschick oder eigene Schuld scheiterte, eine Rechtfertigung eigener Unbrauchbarkeit sehen. Wer war wohl mehr Dichter, Goethe, dem jedes Erlebnis von selbst zum echten Kunstwerk ward, oder Lenz, der jedes durch Schrauben und Zerren zum Märchen umzubilden suchte? Für Goethe war auch das Leben nur ein Stoff, der künstlerisch beherrscht werden mußte; Lenz verstand auch die geringste Kleinigkeit nicht zu beherrschen. Wir bedauern diesen armen „Narren des Glücks", wie Hamlet sich selbst nennt, dem seine Begabung, seine Begegnung mit Goethe, seine Übersiedelung nach Weimar — alles, was anderen ein Segen geworden wäre, zum Verhängnis ward; als Zeugnis für poetische Größe aber reicht die bürgerliche Untauglichkeit noch nicht aus. Er war eine reich begabte Natur, lyrische Klänge von zartestem Ton sind ihm gelungen, wie sie in seiner Zeit sonst nur aus Goethes Mund erklangen, und kräftige dramatische Skizzen von packender Wirkung; er ging daran zu Grunde, daß er, statt ganz Lenz zu sein, immer ein zweiter Goethe sein wollte.

So liegt etwas wie Ironie darin, daß der Dichter gerade, der nicht nur in der Poesie, sondern im Leben selbst der unterwürfigste Nachahmer Goethes war, gegen Goethe zum poetischen Gegenpapst ausgespielt werden soll. Es liegt eine wehmütige Ironie auch darin, daß die neuesten Originalgenies ihn neben Bürger und Grabbe zum Propheten erklären. Vorläufer war

er freilich — damals schon vertrat er den jetzt so häufigen Typus derer, die vor lauter Naturalismus die Natur und vor lauter Bedürfnis nach Poesie die Poesie nicht sehen. In langer Reihe zeichnet die modernste Dichtung problematische Naturen, denen das Leben nie poetisch genug ist und denen die Poesie nie lebendig wird. Des Dänen Jakobsen „Niels Lyhne" ist die genialste Zeichnung dieser Art. Ein Typus dieser Gattung war Lenz. In der Blütezeit unserer Dichtung war er der erste Epigone, der erste, der nur aus zweiter Hand empfand und dichtete. Darin liegt seine größte Bedeutung: der unglückliche, verirrte Dichter ist eine warnende Gestalt für alle Zeiten geworden. —

Sein letzter Wunsch hat sich erfüllt. In einem rechten Epigonengedicht voll verzagter Anrufung großer Namen schließt er seine Klagen mit den Worten:

Und du, mein Genius, wenn Gott mich würdig hielt,
Einen mir zum Geleit zu geben,
Schütze, treuer Gefährte des Lebens,
Schütze mein einsames Grab,
Daß kein Blick aus dem Reiche der Seligen,
Von Shakespeares brennendem Auge,
Oder dem düster leuchtenden Auge Ossians,
Oder dem rotblickenden Auge Homers,
Sich auf dasselbe verirre,
Damit sich meine Asche im Grabe nicht empöre,
Für Scham, daß auch ich einst wagte zu dichten!

Wie charakteristisch, daß der ewig Aufgeregte selbst Shakespeares ruhig-ernstes Auge in ein „brennendes" umdichtet! — Doch das grausame Schicksal erfüllte ihm als ersten Wunsch den letzten. Sein Grab ist unbekannt. Aber rührende Gedichte, bis jetzt geheim gehalten, sind vor kurzem wie aus seinem Grabe hervorgesprossen, und ihre Veröffentlichung hat dem unglücklichen Nachbar Goethes nach dem Tode einen Lorbeerkranz geschaffen, der den milden Augen der Nachwelt die Unruhe dieses früh zerrütteten Gehirns gnädig verdeckt.



Friedrich Wilhelm IV.

Geb. 15. Oktober 1795. Gest. 2. Januar 1861.

Am 2. Januar 1897 waren sechsunddreißig Jahre verflossen, seit Friedrich Wilhelm IV. zu Sanssouci entschlief. Freilich — das einst so glänzende und blendende Licht, das damals erlosch, hatte schon seit Jahren nur trüb geflackert. Und welche Hoffnungen hatten einst das Aufsteigen dieses Gestirns begleitet! Von dem geistreichen, kunstbegeisterten Prinzen erhoffte man ein mediceisches Alter; glänzend begann er mit der Berufung solcher Namen wie Rückert und Tieck — und blieb von der jungen, lebenskräftigen Poesie seiner eigenen Tage zeitlebens abgeschnitten. Von dem witzigen Feind alles zopfigen und steifen Wesens erwartete man eine Verjüngung der unvergleichlich angelegten, aber etwas eingerosteten preußischen Verwaltung; reformlustig trat er auf — und überließ bald den abgestorbensten Reaktionären die Leitung. Mit dem größten Recht aber hatten vor allem die Männer ihren zuversichtlichen Blick dem patriotischen, für den Glanz des alten Reiches lebhaft erglühenden Fürsten zugewandt, die eine Aufrichtung des neuen Einheitsreiches begehrten; er trat seine Regierung an wie ein Reformator Deutschlands — um zuletzt die von dem Volke ihm dargebotene Krone zurückzustoßen und Preußen mehr als je zum Vasallen Österreichs, ja Rußlands herabzudrücken.

Jäh enttäuscht wandten die Deutschen sich ab von dem Manne ihrer Hoffnungen. So viel fehlte ihm, was unserem Volk

vor allem gilt: Festigkeit, Stärke, Energie, Klarheit. Was konnten daneben seine glänzenden Gaben gelten, sein Idealismus, der hohe Schwung seiner Rede, seine echte Religiosität, sein Witz, seine Kunstliebe? Herb, wie man einen vermeintlichen Freund beurteilt, in dem man sich getäuscht, sprach man von dem Fürsten, der sich als Friedrichs des Großen Nachfolger gefühlt hatte. Die Biographen, die aus persönlichem Umgang den König lieb gewonnen hatten, vermochten gegen die Kraft des allgemeinen Urteils nicht aufzukommen. Auch ist der König als historische Figur schwerlich zu retten. Nicht bloß der „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" war er, als den ihn Fr. D. Strauß' geistreicher Vortrag (unter der Maske Julians des Abtrünnigen) gezeichnet hat — vor allem war er der Dilettant auf dem Throne, dessen Inhaber ihren Stolz in Sachkunde und ernste Arbeit zu setzen gewohnt waren. Mochte er immer hinter dem Großen Friedrich zurückbleiben — niemand ist verpflichtet, ein großer Mann zu sein; aber das war schlimm, daß von Friedrich Wilhelm I. so wenig in ihm war.

Das aber war der Fluch seiner Zeit: ihre Grundstimmung war der Dilettantismus. Gewiß, auch damals fehlte es nicht an ernsten Arbeitern. Damals bereiteten Kaiser Wilhelm und Moltke sich auf ihre großen Thaten vor; unermüdlich arbeitete die deutsche Wissenschaft und Johannes Müller, Leopold Ranke, Justus Liebig bereiteten der Reformation der Medizin, der Geschichtsforschung, der Chemie die Bahnen. Aber sie alle hatten mit dem Spiel der voreiligen Spekulation und des schnell fertigen Epigramms zu kämpfen. Niemals, vor allem nicht in den Tagen Goethes und Schillers, wie man oft behauptet, haben die Deutschen den Ruf unpraktischen Tiefsinns und unbrauchbaren Geistreichtums so wie in jenen Tagen gerechtfertigt.

Friedrich Wilhelm war ganz ein Sohn jener Zeit. Überproduktiv in Entwürfen, war er schnell übermüdet, wo es im Einzelnen auszuarbeiten galt. Rasch geblendet von allem, was glänzend schien, in Ritter Bunsens Liebenswürdigkeit ebenso rasch verliebt, wie ihn jedes glänzende Marmorstück entzücken konnte, rasch auch sich selbst in kühnen Perspektiven berauschend, verlor er das Gefühl für das Solide, Not-

wendige. Von der Philisterverachtung der Romantiker war in ihm mehr, als in einem preußischen König sein durfte, in dessen Landen allzeit das Bürgertum das feste Fundament der politischen Entwickelung, die Schule für Heer und Beamtentum gebildet hatte. Dazu trafen diese gefährlichen Tendenzen der Zeit bei ihm besonders günstigen Nährboden. Die Hohenzollern sind mit wenigen Ausnahmen nie solche Liebhaber von Prunk und Kostbarkeit gewesen, wie etwa viele wettinische und welfische Fürsten; aber ihr auf Hohes gerichteter Sinn ließ sie oft eine verhängnisvolle Freude an der Pracht des pathetischen Moments empfinden. Sein ganzes Leben hat Friedrich I. nach dem einen Augenblick gedürstet, wo er feierlich die Krone sich aufs Haupt setzen konnte; an der Freude, die schauerlich-erhabene Empfindungen ihm erregten, faßten schlaue Höflinge Friedrich Wilhelm II.; noch an Kaiser Friedrich hat Gustav Freytag, vielleicht übertreibend, ähnliche Züge geschildert. Diese Leidenschaft erreicht in Friedrich Wilhelm IV. den Gipfel. Er spricht gern — nicht bloß, weil er gut spricht (er war wohl der beredteste Fürst neuerer Zeiten), sondern vor allem, weil es ihm wohlthat, sich in begeisterten Worten zu berauschen. Eine große Feierlichkeit, Eröffnung von Ständen, Einweihung von Kirchbauten, das erhebt ihn über das Leben des Alltags; sein Herz schwillt, große Worte brechen hervor — und die Thaten, welche sie ankündigen, ersterben wieder in der verhaßten Mühe gewöhnlicher Arbeit. Jener traurige Umzug, den der König, mit den deutschen Farben geschmückt, 1848 hielt, beweist, wie weit eine Verwechselung des auf dem Theater und im Leben Wirksamen bei einem Manne gehen konnte, der schon vermöge seiner Stellung allzusehr gewohnt war, die Menschen nur in festlicher Vorbereitung, in Gala und mit Ordensband vor sich zu sehen, und der allmählich bei den Dramen seines Lebens über der Dekoration die Handlung vergaß.

Mit alledem wäre Friedrich Wilhelm IV. aber noch nicht die interessante Figur, die er thatsächlich ist. Er wäre der **Dilettant** unter den Hohenzollern, wie etwa der blinde König Georg von Hannover dilettantisch den Welfen gespielt hat.

Ein anderer Zug kommt hinzu, um seine Individualität abzurunden. Friedrich Wilhelm IV. ist der typische Kronprinz. Er ist das immer geblieben, obgleich er zwanzig Jahre lang die Krone trug.

„Deutschland ist Hamlet," sang Freiligrath in jenen Tagen. Auch darin war der König ein typischer Vertreter seiner Zeit und seines Volkes, daß er Hamlet war. Der Dänenprinz ist nicht einfach ein Mann von hohen Gaben, dem eine zu schwere Aufgabe auferlegt ist. Auch Orest, auch Macbeth, auch Wallenstein unternehmen mehr, als sie leisten können, ihr Gewissen ist, wie Hilde in Ibsens „Baumeister Solneß" sagt, nicht robust genug. Aber Hamlet ist Thronfolger. Vieles in seinem Leben ist typisches Kronprinzenschicksal. Er steht dem Thron zunächst — und wird doch am eifersüchtigsten von der Regierung ferngehalten. Überall wirkt der Konflikt zwischen der ideellen Nähe zum Thron und der thatsächlichen Ferne von der Regierung auf ihn. Dem typischen Thronfolger wird es zur inneren Notwendigkeit, die Krone anzuprobieren, wie Prinz Heinz bei Shakespeare. Er vergleicht sich mit dem Inhaber der Herrschaft; sein Ideal — sei es nun der alte Hamlet oder Friedrich der Große — ist mehr, dazu bestimmt, den gegenwärtigen Herrscher herabzudrücken als den künftigen zu erheben. Er bildet sich seinen kleinen Hof; er hat seine Horatios, mit denen er bittere Witzworte austauscht, er macht boshafte Notizen, er ist geistreich, er läßt Theater spielen, er bringt sich künstlich in pathetische Gefühle.

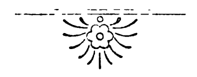
Bei all dem lagert im Hintergrund seiner vielversprechenden Gebärden eine stille Zufriedenheit darüber, daß er zur Unthätigkeit verurteilt ist. So stört nichts die erhabene Vorstellung, die er von seiner dereinstigen Regierungsthätigkeit hat. Ohne sich je für oder gegen eine Maßregel entscheiden zu müssen, kann er immer warten, bis sie sich seiner Kritik darbietet. Mit der alten Zeit, wo noch nicht bei jedem Königstrunk ein Salut aus den Kanonen abgegeben wurde, kokettiert Hamlet nicht minder eifrig als mit der Zukunft. Aber es ist eben Koketterie. Scheint die Zukunft ihm entgegenzukommen, so weicht er zurück. Der anregende Wechsel von bitterer Kritik

und romantischer Schwärmerei ist ihm Bedürfnis. Sein Geist entwickelt sich in beständiger Übung zu immer größerer Schärfe. Man bewundert ihn, jeder denkt: welch ein Herrscher müßte das werden!

Hat er nun das Glück, als Kronprinz zu sterben, so überleben ihn die Hoffnungen des Volkes. Wie jene glücklichen Gelehrten, deren Werke nie über den ersten Teil herauskommen, geht er in den beneidenswerten Stand der „vor der Zeit Abberufenen" ein. Aber wenn er das Unglück hat, vom Schicksal beim Wort genommen zu werden, dann bleibt ihm nicht viel mehr übrig, als mit verzweifelter Wut in die Grube zu springen. Seine kritische Schärfe richtet sich nun gegen die eigenen Pläne und lähmt die Kraft der Entschließung; seine idealistische Schwärmerei zaubert ihm Wunder vor und raubt ihm die gesunde Anschauung der Wirklichkeit. Er gerät in Konflikt mit sich selbst; sein Geist, nur für den Platz des Thronfolgers erzogen, fährt fort, gegen seine Stellung zu intriguieren. Ein wilder Zweikampf mit vergifteten Degen ist das Ende; tötlich verwundet sinkt der verheißungsvolle Held — „und Fortinbras rückt klirrend ein, das Reich zu erben."

So ist Friedrich Wilhelm IV. gefallen. Mit bitterem Witzwort hat man gesagt, er sei an den Ideen des März gestorben. Aber das Duell mit der Revolution war nur die Katastrophe. Seit er den Thron bestiegen hatte, war er ein verlorener Mann. Indem er seinen historischen Beruf antrat, wurde er seinem persönlichen Beruf untreu. Er begann die Fortführung des Kölner Domes, wie er die Anbahnung des neuen Reiches begann; sie zu vollenden war hier wie dort einem Fürsten bestimmt, der nicht zum Kronprinzen geschaffen, sondern jeder Zoll ein König war. Kaiser Wilhelm hatte nie geglänzt, nie große Hoffnungen erregt — ehe der Moment war, sie zu übertreffen. Kein Meister der Rede, dem Pomp feierlicher Momente eher abgeneigt, in stiller Arbeit zum Ziel steuernd, begann er schon bei des Bruders Lebzeiten, die geistreich verpfuschte Politik in segensvolle Bahnen zu lenken. Währenddes blickten aus dem Fürstensitz des großen Friedrich

die glanzlosen Augen des gebrochenen Mannes, der einst Deutschlands Hoffnung gewesen war, in die Ferne. Kurze Zeit nach dem Beginn des neuen Jahres verschied er. Einst hatte man von seinem Regierungsantritt eine neue Epoche erhofft. Man hatte geirrt: seine Regierung bedeutete vielmehr den Abschluß einer alten Zeit. Der Anbruch des neuen Jahres hat ihn getötet.





Karl Immermann.

Geb. 24. April 1796. Gest. 25. August 1840.

Am 24. April 1796 wurde Karl Immermann in Magdeburg geboren. Nicht für jeden berühmten Namen ist der Säkulartag ein Glückstag: nur zu oft erinnert er die Nachlebenden daran, daß von dem vor hundert Jahren Geborenen nichts mehr übrig ist als eben nur der Name. Fast scheint es auch mit Immermann so bestellt. Stück für Stück sind seine Werke in Vergessenheit gesunken. Seine Gedichte vergingen sofort nach dem Erscheinen spurlos, und ihre unlyrische Härte, ihre unkünstlerische Absichtlichkeit verdiente kein besseres Los. Die romantischen Dramen errangen zuerst einen kurzen und engen Beifall, nicht bei dem Publikum, aber bei der Kritik; längst sind auch sie verschollen. Aber gegen Ende seines wandelvollen Lebens leuchtete ihm ein besserer Stern. Die Mythe „Merlin" erregte vielseitiges Interesse; zu breiter Wirkung ist sie nicht gelangt. Der Erziehungsroman „Die Epigonen" wird in den Litteraturgeschichten noch heute als einer der wichtigsten Nachfahren des „Wilhelm Meister" gerühmt, und mit Recht; gelesen wird er nicht mehr. Und endlich der „Münchhausen"? Gewiß, jeder hat von Immermanns berühmtestem Werk eine ungefähre Vorstellung; viele haben in ihrer Jugend den „Oberhof" (mit Bildern von Vautier) auf ihrem Tisch gehabt, und einige ältere Herren schwärmen noch

für Karl Buttervogel. Aber schwerlich darf man behaupten, irgend ein Werk Immermanns gehöre noch zur lebenden Nationallitteratur. Sein Feind Platen wird noch wirklich gelesen, wird noch — ein untrügliches Merkmal einer bestimmten Stufe von Popularität — citiert und übt auch noch auf Dichter der Gegenwart einen Einfluß aus, der sogar vielleicht gerade jetzt im Steigen ist; Immermann gehört zu den Größen, die die deutsche Lesewelt nur aus Beschreibungen kennt.

Dennoch thäte man ihm unrecht, hielte man ihn für eine jener ausschließlich litterarischen Berühmtheiten, die nur bei Schriftstellern und Gelehrten wirkliches Interesse erwecken können. Solche großen Männer kleiner Kreise waren etwa Graf Schack in Deutschland oder Leconte de Lisle in Frankreich — Männer, deren Dichtungen bei dem Leser schon ein beträchtliches Maß von Bildung und Schulung voraussetzen, das große Publikum aber mit einer gewissen Absichtlichkeit fern halten. Immermann dagegen hatte nicht nur den Ehrgeiz, ein nationaler Autor sein zu wollen — er ist es auch wirklich gewesen. Gerade auch seine Irrwege, gerade auch die Art, wie er die heiß begehrte allgemeine Anerkennung verfehlte, gerade auch die, wie er eine fortdauernde Wirksamkeit verscherzt hat — all das beruht mit darauf, daß er ein Mann seines Volkes und seiner Zeit war. Und deshalb wird seine Persönlichkeit ein lebendiges Interesse auch dann noch verdienen und erwecken, wenn die letzten Überreste seiner direkten Wirksamkeit verlöscht sind. —

Karl Immermann ging aus jener guten altpreußischen Bureaukratie hervor, die, an sich der ausgezeichnetste Beamtenstand, den die Welt gesehen hat, durch gewisse Übertreibungen ihrer Tugenden die Abneigung und den Spott der auf ästhetische Ideale gerichteten Romantik herausforderte. Er selbst geriet dadurch ebenso notwendig ins Fahrwasser der Romantik, wie etwa Theodor v. Bernhardi, der vortreffliche Militärschriftsteller und Historiker, ein erbitterter Feind dieser Richtung ward, weil seine Mutter und sein Onkel Ludwig Tieck ihr angehörten. Immermanns Vater hatte erst spät geheiratet (wie es auch

der Sohn that), und jener Mangel an Jugendlichkeit, den man den Kindern alter Eltern nachsagt, ist Immermann in besonderem Grade eigen. Er studiert, und sein angeborenes Gerechtigkeitsgefühl bringt ihn mit der Herrschsucht einer Hallischen Burschenschaft in Konflikt, was auf sein eigensinniges und nachtragendes Gemüt die schlimme Folge hat, ihn gerade gegen die besten Kreise seiner Altersgenossen, gegen die süddeutschen Liberalen und was ihnen verwandt war, mit anhaltender Verbitterung zu erfüllen. Auch diese Kleinlichkeit, die Konduitenlisten führt und Vermerke darin nie vergessen kann, gehört so gut wie sein ernster, tiefer Patriotismus, wie sein festes Pflichtgefühl und seine unermüdliche Arbeitslust zum Erbteil des altpreußischen Beamten. — Er widmet sich der juristischen Laufbahn, wie so viele seiner schriftstellerischen Genossen: E. Th. A. Hoffmann, Müllner, Uechtritz, Grabbe, Schnaase und andere, denen er als Autor oder als Mensch näher treten sollte. Gerade der völlige Mangel jeder Berührung zwischen diesem bürgerlichen Beruf und der Poesie schien beiden größere Unabhängigkeit zu verbürgen, als etwa das philologische oder theologische Studium; Immermanns Dichtung hat aber doch den Kriminalisten nur zu oft verraten, gerade wie die Müllners auch. — Er wird nach Münster versetzt: der Sohn urprotestantischer Eltern, für den das evangelische Grunddogma von der göttlichen Gnadenwahl jederzeit der feste Punkt in allen Wirren des Glaubens und Denkens blieb, kommt in die westfälische Bischofsstadt, die auch durch ihren Adel eine „Residenz des Mittelalters" geblieben ist. Der Anblick der dortigen altheimischen Kreise hat den seiner Gegenwart feindlichen Romantiker vor jener Annäherung an den Ultramontanismus gewahrt, die für Zacharias Werner, Friedrich Schlegel, Clemens Brentano entscheidend ward. Aber für ihn war es kaum ersprießlicher, daß sein von vornherein zur Überhebung geneigter Geist in der bildsamsten Epoche — dreiundzwanzigjährig kam er als Divisionsauditeur nach Münster — hier auf eine Umgebung stieß, die der Preuße, der Protestant, der Beamte sofort zu übersehen glaubte und die er es nie der Mühe wert hielt, zu studieren. Die Überhebung liegt seiner

Generation im Blute; als unfehlbare Richter und als Vollender aller begonnenen Künste werden in dem Zeitraum, der der großen Revolution folgte, in den Jahren etwa von 1790 bis 1820, die Immermann und Platen, die Stirner und Rohmer, die Friedrich Hebbel und Richard Wagner geboren. Aber fast all den Anderen ward doch das gegönnt, daß sie in einer an starken Eindrücken reichen Umgebung lernen und sich bilden durften. Immermann ward das nicht beschert; zu lernen hat er als Schriftsteller nie gelernt. Und bis ans Ende seines Lebens fehlte auch seiner Dichtung der gesunde und kräftige Untergrund einer bestimmten lokalen Anschauung; zeit- und ortlos schwebten die Poesien im leeren Raum, bis ganz zuletzt das lebhafte Industrieleben seiner Heimat in den „Epigonen", das starke Bauerntum Westfalens im „Münchhausen" ein festeres Fundament hergab.

Aber noch in anderem Sinne ward die Versetzung nach Münster für Immermann zum Schicksal. Hier lernte der Jüngling Elisa von Ahlefeldt kennen, die Gattin des berühmten Freischarenführers von Lützow. Eine leidenschaftliche Liebe spann sich an. Elise hatte in dem tapferen, aber geistig nur geringe Ansprüche erhebenden und nur geringen Ansprüchen genügenden Soldaten nicht gefunden, was ihre romantische Seele und vor allem ihr geistreicher Kopf verlangten; Immermann sah in der merkwürdigen Frau sein Ideal erfüllt. Er dichtete sich zum Petrarca um und sie zur Laura, er nahm sie zum Modell in zahlreichen Schöpfungen; aber er konstruierte sich auch aus diesem Erlebnis heraus die gefährlichen Lehren vom Unwert der Ehe neben der Minne, von der dienenden Stellung der Hausfrau, schließlich allgemein von der Gleichgiltigkeit der herrschenden Anschauungen — alles Lehren, die auch den Romantikern geläufig waren, die aber bei diesem ernsten, schwerflüssigen und hartnäckigen Mann eine dauernde Verbitterung gegen Zeit und Welt zu Wege brachten.

Unablässig versucht er sich nun darin, dieser bösen wahren Welt poetische Idealwelten gegenüber zu stellen. Im Anfang ganz in romantischer Kunstlehre befangen, kommt er, der früh

Goethe zu übersehen glaubt und Schiller geringschätzig abgethan hat, erst ganz allmählich auf die Bahnen, die jene Beiden groß machten. Die Natur zu beobachten und ihr treulich nachzuschreiben, Goethes großes Kunstgeheimnis, gelingt ihm erst in dem „Reisejournal" von 1833; aber derselbe Hochmut, der ihn bis dahin nur Geistesprodukte hatte beachten und die „rohe Natur" bei Seite schieben lassen, äußert sich hier noch in der dünkelhaften Art, wie er über die politischen Kämpfe seiner Zeit aburteilt. Und Schillers großen Zauberschlüssel, auf die geistigen Strömungen der Nation zu achten und ihnen Ausdruck zu verleihen, hat er denn auch erst im „Münchhausen" zu gebrauchen versucht, wo die Sehnsucht des deutschen Volkes, aus raffinierter Überspekulation wieder auf gesunden Boden herabzusteigen, von Schelling und Hegel zur Naturforschung, von den Schlegel zu den Grimms, von den geistreichen Salons der Johanna Schopenhauer oder der Rahel Levin zu arbeitenden Bauern und Bürgern zu gelangen, symbolischen Ausdruck gefunden hat. Darauf folgten dann noch die „Memorabilien" mit ihrer oft einseitigen, oft aber auch großartig tiefen Erfassung bestimmter Bewegungen der deutschen Volksseele.

Daß Immermann schließlich dahin kam, Fühlung zu erlangen mit der deutschen Natur in Volk und Landschaft, das war erst das Ergebnis langer, strenger Arbeit. Mit Leidenschaft hat dieser selbstherrliche Mann, wie es gerade den Besten geht, einen Herrn gesucht, einen Meister, vor dem er sich beugen könnte, der es ihm möglich machte, was vor Goethe und Schiller, vor Napoleon und Friedrich dem Großen, vor Fichte und Humboldt ihm nicht gelungen war: in Demut zu lernen. Was der Dichter nie fertig brachte, das erreichte schließlich der Mensch. Er hatte sich in seinem Bedürfnis, zu verehren, anzubeten, einen mystischen Kultus zurechtgemacht und einem Messias der Zukunft die Verehrung zu Füßen gelegt, die er keiner lebenden Macht gab. Er hatte in seinem Scherzgedicht „Tulifäntchen" mit der spielenden Manier der Romantik gebrochen und die Heldenthaten kleiner Menschen verspottet: große Seelen wollte er sehen statt der prahlerischen

Kleinheit manches romantischen Propheten. Dann schrieb er seinen Faust: den „Merlin“ und legte in diese tiefsinnige Legende die Sehnsucht seines Herzens nach Allem, was erhebt, weil es erhaben ist, um seinen Helden, den Zauberer Merlin, am Ende demütig Ergebung in einen höheren Willen verkünden zu lassen. Der geistige Hochmut Satans, die weltliche Eitelkeit der Tafelrunde, der Tugendstolz der Jungfrau und die heidnische Selbstsicherheit des Zauberers Klinschor — bei dem an Goethe gedacht ist — zerschellen; die Demut siegt. Und nun gelang es, ganz allmählich freilich, auch Immermann, seinen Hochmut etwas zu bezwingen. Der sonst nur unter geistreichen Raisonneurs und anspruchsvollen Weltdamen das Wort hatte führen wollen — im Leben wie in der Dichtung hatte er die einfachen Leute bisher verachtet — der kam in den „Epigonen“ zu Arbeitern und Landleuten, die freilich hinter Abenteurern und Wundermädchen von der Familie Mignons, neben Bildungsstrebern und emanzipierten Frauen immer noch zurücktraten. Dann aber erschien endlich der „Münchhausen“. Hier machte er sich durch die Satire frei von Allem, was in seiner Zeit anspruchsvolle Unwahrheit zeigte. Die konservative Leugnung aller historischen Entwickelung wird in dem alten Baron, die doktrinäre Leugnung alles historischen Rechts in dem „Homunculus“ gegeißelt; die visionäre Halbmystik der Spiritisten, die blasierte Weltverachtung der spekulativen Philosophie, die unreale Tendenzdichtung der Gutzkow und die lederne Chronikenverarbeitung der Raupach, die falsche Legitimität des hessischen Kurfürsten und der zweifelhafte Byronismus des Fürsten Pückler — Alles erhält seine Schläge. Und im Mittelpunkt steht der Geist der Lüge selbst, Münchhausen, aus dem alten Lügenmeister herausgewachsen zu einer Verkörperung desjenigen, worin Immermann das Unglück seiner Zeit sah: der Unwahrhaftigkeit, der geistigen Unsolidität, der Neigung, einem brillanten Aperçu die einfache Thatsache und dem genialen Auftreten die schlichte Ehrlichkeit zu opfern. Und nun erbaut sich aus dem Gegensatz zu diesem Vertreter hohlen Geistreichtums und unzuverlässiger Anmaßung der Oberhof: echtes deutsches Leben in gefestigten Anschauungen. Hier neben Münchhausens Emmerentia mit ihrer gespreizten

Sentimentalität der alte Baron in seinem Traumleben, Agesel in seinen pathologischen Anachronismen — dort die Prachtfigur des Hofschulzen, neben ihm die blonde Lisbeth, der Jäger, der Küster — gesunde Menschen mit den Schwächen und den Vorzügen gesunder Menschen.

Kunstfehler blieben auch hier. Statt mit dem Oberhof abzuschließen, führte Immermann nochmals in die romantisierende Zeit- und Litteratursatire zurück und brachte sogar nach ältester Manier den bekannten Schriftsteller Immermann in seinen Roman hinein; doch endet er immerhin auf dem festen, erst während des Schreibens eroberten Lande der realen Welt. Diese soll mit der Gruppe Münchhausens durch eine unmögliche Genealogie verknüpft werden, wie etwa Mythologie und Heldensage alter Völker die Götter- oder Sagenkreise durch mühsam ausgedachte Stammbäume verbinden: Lisbeth die Tochter Münchhausens und der Emmerentia! Aber es geht doch ein großer, starker und gesunder Zug durch das Ganze, der mehr noch gilt als die tausend geistreichen oder gemütvollen Einzelheiten: Immermann hat sich in und an diesem Werk gesund geschrieben.

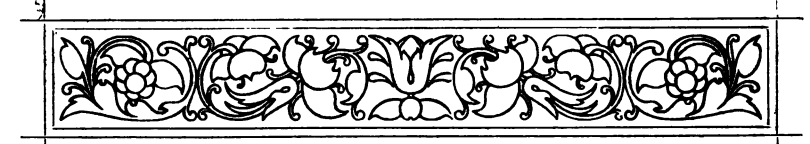
Auch im Leben war ihm ein letztes Glück beschieden: eine einfache, gut bürgerliche Liebe zu einem schlichten Mädchen löste sein romantisches Verhältnis zu Elisen ab, und nachdem beide Teile einer Verheiratung öfters nahegetreten waren, öfter noch sie verweigert hatten — die Ehe mit Lützow war längst gelöst —, kam es nun zu einem heilsamen, wenn auch schmerzlichen Bruch. Noch konnte Immermann im Frohgefühl des jungen Glücks an eine Erneuerung des alten Minneromans von Tristan und Isolde gehen: noch war es ihm gegönnt, ein Töchterchen im Arm zu wiegen, aber nur wenige Tage: dann nahm ihn am 25. August 1840 der Tod hinweg. Ruhe im Glück sollte dem tapfern Kämpfer nicht gegönnt sein.

Immermanns Unglück war es, ganz und gar ein Mann seiner Zeit zu sein. Die Zwiespältigkeit, die er mit beredten Worten als die Krankheit seiner Epoche geschildert, erfüllte vor Allem *seine* Brust. Hochmut neben dem Bedürfnis der Heroenverehrung, Unermüdlichkeit in der Arbeit ohne die Fähigkeit

zu lernen, ein gutes, der Liebe und der Freundschaft offenes Herz ohne das Talent, am Nebenmenschen abweichende Eigenheiten zu dulden, Sehnsucht nach romantischer Verklärung bei scharf kritischer Beleuchtung der Ideale — so ließen die Gegensätze sich häufen und durch seine eigenen Aufzählungen vermehren. Durch und durch aufs Deutsche gerichtet, gegen fremde Völker (die Hellenen, die er ehrt, gelten ja als geistige Ahnen der Germanen) hart und ungerecht, vermochte er es doch zu einer warmen Liebe zu seinem Volk nicht zu bringen; zu sehr verletzte ihn Alles, was seiner eigenen Individualität nicht entsprach. So blieb er in Zeit und Ort lange heimatlos gerade deshalb, weil er so tief in seiner Gegenwart und seiner Heimat wurzelte. Das zerstörte ihm die Früchte von Jahrzehnten tapferster Ringens. Aber der feste, starke Mann blieb aufrecht. Er erlebte noch den Sieg und das Glück; als tröstendes Vorbild steht er vor uns, und wir schreiben auf seinen Grabstein jene schöne alte Inschrift:

Voluit. Quiescit.





August Graf von Platen.

Geb. 24. Oktober 1796. Gest. 5. Dezember 1835.

Leicht fehlt ein Wanderer seines Wegs, noch eher
Ein Dichter seiner Zeit und seiner Stätte;
Was wäre der, wenn er gesungen hätte
Zu Florenz, an dem Hof der Mediceer!

So hieß er nur ein kalter Formendreher,
Der Marmormensch mit seiner edlen Glätte,
Und schwand im Dunstkreis unsrer kleinen Städte,
Ein trunkener auf zehn betrunkene Seher.

Die einzige Heimat, die er je besessen,
Ist jenes frühe Grab, das weit entfernte,
In den geliebten Lorbern und Cypressen.

Und kaum erblühet ihm als späte Ernte
Im trägen Deutschland, rasch nur im Vergessen,
Der Jugend Dank, die dichten von ihm lernte!

Ich glaube, daß dies Sonett Dingelstedts auf Platen wirklich den richtigen Standpunkt giebt, um den tot gelobten Dichter lebendig zu zeigen. Ist man doch längst von jener Überschätzung des „Milieus" zurückgekommen, die jede Individualität aus ihrer Umgebung ableiten wollte, und hat doch selbst der Großmeister dieser Sekte, Taine, zu der Ausflucht (denn was ist es sonst?) greifen müssen, Napoleon für

ein Produkt des Milieus — eines Condottiere der Renaissance zu erklären! Und doch zeigt gerade Platen, daß in dieser paradoxen Herleitung einer Persönlichkeit aus ganz entfernten Ursprüngen viel Wahrheit liegen kann. Ist es ja doch überhaupt nur eine Täuschung, wenn man annimmt, alle, die zu gleicher Zeit leben, gehörten auch kulturhistorisch derselben Epoche an. Ich erinnere mich noch, wie ich vor neun Jahren in dem toten schweizerischen Bischofstädtchen Sitten im Schaufenster der Buchhandlung Photographien von Victor Emanuel und Eugenie ausliegen sah. Was in der übrigen Welt seit fast zwanzig Jahren in den Hintergrund gewandert war, gehörte 1888 in Sitten noch zu den Neuigkeiten. Mit Anschauungen, Ideen, litterarischen Formen steht es nicht anders: unser Stubennachbar kann von uns durch ein Jahrhundert getrennt sein; dann besonders, wenn er in Bücher eingeschlossen lebt. Wir werden dann geneigt sein, ihn hochmütig über die Achsel anzusehen als einen Zurückgebliebenen; aber wir werden nicht immer recht haben. Gerade unsere nach Individualitäten jagende Zeit sollte einen vollkommenen Typus der Renaissance, der im 19. Jahrhundert lebt, höher schätzen, als beliebige Modernitäten vom Durchschnitt. Und so sollten wir uns Platen gegenüberstellen, um dem Dichter gerecht zu werden, an dem unmittelbar nur Eine Seite der Persönlichkeit die Lebenden anspricht: die politische Tendenz.

August Graf v. Platen-Hallermund wurde am 24. Oktober 1796 in Ansbach geboren, der Sohn eines vornehmen, aber unvermögenden Geschlechts. Man hat ihn deshalb oft einen Aristokraten genannt — mit Unrecht, wenn man das Wort im sozialen Sinn meinte. Schon der Jüngling hat sich in seinem Tagebuch mit größter Entschiedenheit für eine liberale Verfassung ausgesprochen; der Mann hat das abweisende Gedicht „an einen Ultra" gerichtet; und niemals hat Platen in der Auswahl seiner Vorbilder oder seiner Freunde eine Vorliebe für Adel oder „Spitzen der Gesellschaft" gezeigt. Wohl aber ist er von Kind auf Aristokrat gewesen in dem Sinn, daß er gegen das Häßliche, Alltägliche, Gewöhnliche eine heftige Scheu hegte. Wir wollen das heute nicht mehr

als berechtigt gelten lassen. Es heißt jetzt: das Was dürfe dem Künstler keinen Unterschied machen, nur auf das Wie komme es an; er müsse das Häßliche und das Gewöhnliche durch seine Behandlung zu adeln wissen. Auch Platen selbst hat diese Auffassung nicht ganz von der Hand gewiesen. Ähnlich wie Goethe im „Vorspiel auf dem Theater" schreibt er dem Dichter die Aufgabe zu, das Formlose zur Schönheit zu ordnen:

Nein, was häßlich scheint und niedrig und entblößt von Halt und Norm,
Werde zierlich wie das Schöne durch des Geistes edle Form.
Um den Geist emporzurichten von der Sinne rohem Schmaus,
Um der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott den Dichter aus.

Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß dieser Lehre ein Ideal zu grunde liegt, das unsere Zeit mit Entschiedenheit verwirft: die Vorstellung nämlich von einem objektiven „Schönen." „Das Schöne" wird als anerkanntes Maß der Dinge hingestellt, dem das Formlose angenähert werden soll; und unsere heutige Ästhetik bestreitet, daß es etwas gebe, was „das Schöne" heißen kann. Dies ist nun gleich der Punkt, der uns so ungerecht gegen Platen macht. Gerade hierin stand er vollkommen auf dem Boden der Renaissance (und der Antike): er glaubte an einen Kanon der Schönheit, an eine allgemeine, über den Dingen schwebende Form. Diese suchte er auf mit leidenschaftlichem Eifer:

Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort.

Darüber hat er das versäumt, was jetzt allein erlaubt sein soll: den individuellen Wert der Dinge zur Geltung zu bringen. Er schreibt ein Drama, „die Liga von Cambrai", lediglich (wie er selbst gesteht) um „große Gesinnungen" auf die Bühne zu bringen; er verfaßt beschreibende Epigramme im Stil der griechischen Mythologie, lediglich um eine einfache Beobachtung in die reinste und knappste Form zu bringen. So wurden die Humanisten nicht müde, dasselbe Thema immer und immer wieder umzuformen, ob auch hundert Vorgänger

es schon behandelt hatten: noch schien die letzte beste Form nicht erreicht, und auf die kam es an, nicht auf Originalität. Und deshalb hat Platen, obwohl er selbst durchaus eine Individualität war, als Dichter so vielfach fremde Muster nachgeahmt: Aristophanes war ihm die Verkörperung des satirischen Dramas, wie Calderon die des romantischen; Hafis, die griechischen Lyriker, Johannes von Müller waren ihm für das lehrhafte oder lyrische Gedicht oder die Geschichtschreibung unbedingte Muster. In all dem war er wirklich ein Sohn des Cinquecento und nicht seiner Zeit; der vereinsamte Geist, unter Barbaren (oder was er dafür hielt) aufwachsend, der sich erst selbst die Poesie wieder erobern mußte — die schönheitsdurstige Seele, der es nicht gelang, das Schöne in der Nähe zu finden, sie wurden wieder in dieselben Bedingungen zurückgeworfen, unter denen einst die Hofdichter der Mediceer gelebt hatten. Schon Goethe erkannte diese Schwäche Platens. „Man sieht," sagte er, „an seinen Stücken die Einwirkung Calderons. Sie sind durchaus geistreich und in gewisser Hinsicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein specifisches Gewicht, eine gewisse Schwere des Gehalts. Sie sind nicht der Art, um im Gemüt des Lesers ein tiefes und nachwirkendes Interesse zu erregen, vielmehr berühren sie die Saiten unseres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der auf dem Wasser schwimmend keinen Eindruck macht, sondern von der Oberfläche sehr leicht getragen wird." Wenn er aber dann weiter die Schuld an diesem wirklichen Mangel der Gedichte Platens nicht nur seiner Kunstansicht zuschreibt, sondern auch einem gewissen Mangel an Größe der Gesinnung, an Fülle des Innern, so thut er doch Platen Unrecht, mindestens in dem ersten Punkt. Größe der Gesinnung fehlte dem Manne wohl nicht, der alle Lebensaussichten, alle vorteilhaften Angebote unbedenklich seinem Ideal opferte. Aber Fülle des Innern, die mag ihm abgesprochen werden. In einer Zeit der größten Ereignisse besaß Platen in staunenswert geringem Grade das Talent, etwas zu erleben. Gerade weil viel zu früh ein bestimmtes, zu bestimmtes, zu enges Ideal ihn fesselte, hat er nie um sich zu sehen, hat er auch nie tief in sich zu blicken

gelernt. Wie Klopstock, der den größten Teil seines Lebens nur ein trauriger Epigone seiner selbst war, wie Peter Cornelius, wie zahllose Politiker Deutschlands, hat er seine Entwickelung auf dem Altar eines vorzeitig gereiften Prinzips zum Opfer gebracht.

Von dem sechsjährigen Knaben wird uns erzählt, als die Mutter ihm Verse vorlas, habe er, ohne sie zu verstehen, entzückt gerufen: „Ach Mama, das klingt schön" und habe dem Wohlklang gelauscht, als sei es Musik. Haben wir wirklich das Recht, einer Individualität diese Richtung auf äußere Schönheit zu verbieten, weil süßlicher Singsang späterer Nachahmer uns alles Schönklingende verdächtig gemacht hat? Schwerlich; aber wir dürfen bedauern, daß niemand das frühreife Kind in die Einheit von innerer und äußerer Schönheit einführte. So blieb er lebenslänglich auf dem Boden stehen, den aus der Poetik der Renaissance heraus Opitz den deutschen Poeten gezimmert hatte: gewöhnliche Sprache und poetische Sprache als zwei verschiedene Dialekte anzusehen und kunstmäßig aus dem einen in den anderen zu übersetzen. Deshalb konnte den Jüngling Tiedges mit Ruhm vergessene „Urania" entzücken, in der philosophische Auseinandersetzungen mit Hilfe von Metaphern und Bildern in Verse übersetzt wurden; deshalb konnte ihn der Philosoph J. J. Wagner begeistern, der an Übungsstücken zeigt, wie man den König von Thule ins Gnomische übersetzen kann (nämlich so:

> Was die Geliebte dir gab, und ihre Berührung geheiligt,
> Als in dich verlebt leb' es und sterb' es mit dir!)

oder wie man das Brandassekuranzenwesen und die unsicheren Wirkungen der indirekten Steuern in freie Rhythmen zu bringen vermag; deshalb konnte er selbst, als die Entfremdung vom Vaterlande ihn ganz den verheerenden Wirkungen seiner Theorie überließ, Exerzitien in antiken Versmaßen zurechtschmieden, die uns wirklich wie in toter Sprache geschrieben fremd bleiben. Aber er war doch nicht bloß ein Theoretiker, er war auch eine Natur; und wo diese Natur siegreich über die Prinzipien aufflammte, da ist er ein echter und — nach meinem Urteil — ein großer Dichter.

Daß er mehr Poet war als Aristokrat, das zeigte sich, als der Zehnjährige sich im bayerischen Kadettenkorps nur Freunde der Poesie zum Umgang aussuchte; als der Page, Offizier geworden, sich schweren Herzens von dem Galakleid verabschiedete, in dem er seiner ersten und einzigen Liebe, einer jungen französischen Marquise, gefallen hatte; als der Lieutenant nur dichterische Lorbeeren ersehnte und glücklich war, 1818 die Lücken seiner Bildung als Student in Würzburg und Erlangen ausfüllen zu dürfen. Reisen, die ihn entzückten, führten ihn auch zu seinen verehrten Meistern Jean Paul, Rückert, Goethe; doch ein „erhebliches Gespräch" kam mit dem Altmeister nicht zu Stande. Ehrlich und aufrichtig hatte Platen erst lernen müssen, Goethe von Herzen zu bewundern, gerade wie er dem Sonett lange keinen Geschmack hatte abgewinnen können; aber was er sich dann erobert hatte, hielt er in treuer Seele bewundernd fest. Die ersten schriftstellerischen Erfolge gestatteten ihm, seinen Herzenswunsch Wahrheit werden zu lassen: 1824 betrat er zuerst den Boden Italiens und überschritt dabei als echter deutscher Poet den Zeitraum, der dem eben nur beurlaubten Offizier zugemessen war. Weitere Reisen und die Gunst des Kronprinzen Ludwig, des späteren Königs, waren die einzigen Ereignisse in seinem Leben, bis er 1826 für immer in das Land Mignons zog. Er besaß nun, was er ersehnt hatte: Schönheit um sich her in herrlichen Gefilden, prächtig einherschreitende Volkstypen, eine wundervoll klingende Sprache. Glücklich war er nicht. Goethe gab ihm allein die Schuld: „daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Litteratur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen." Und er sah darin bestätigt, was er früher ausgesprochen hatte: „Platen besitzt manche glänzende Eigenschaften, allein etwas fehlt — die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und seine Mitpoeten als sich selber." Und für Goethes Liebling Felix Mendelssohn-Bartholdy wird der Dichter in seiner Selbstverbannung zur reinen Karrikatur. „Graf Platen," schreibt er aus Neapel, „ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbebrillter, heiserer Greis von fünfunddreißig Jahren; er hat mir Furcht

gemacht. Die Griechen sahen anders aus! Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf Deutsch thut." Ich glaube, hier hat doch Goethe und seinen Schüler gerade das verblendet, was sie im Prinzip mit Platen gemein hatten: die Liebe zur schönen Form und der Kultus der antiken Heiterkeit. Platen entbehrte nicht der Liebe, aber er wußte sie nicht in die richtige Form zu übersetzen; er schimpfte auf die Deutschen, aber nur, weil er auch in Hesperien sich als Deutscher fühlte und sich gut deutsch entrüstete wie andere gute Patrioten aller Zeiten, Luther, Friedrich der Große, Börne, Sallet, Treitschke.

Er liebte, nachdem jene Jugendliebe verblüht war, wie die Männer der Renaissance: Freundschaft ging ihm über Frauenliebe, und Ruhm über Freundschaft:

> Der Ruhm ist auch nur eine Liebe, doch
> Die Liebe großer Herzen; denn sie geht
> Nicht mehr vom Einzelnen zum Einzelnen.

Und doch fühlt er, daß selbst der Ruhm ihm nicht ersetzen könnte, was ihm fehlt: „denn nur die Glücklichen bedürfen nicht des Ruhms." Liebe ward ihm nicht zu teil, wohl treue Freundschaft und gefährliche Bewunderung; daß er sie nicht gesucht hätte, darf man nicht sagen. Er liebte aber freilich seine Kunst und seine Ideale mehr als irgend wen, mehr auch, wie Goethe sagt, als sich selbst; aber was man dem Priester und dem Gelehrten verzeiht, darf man es dem Dichter als Sünde anrechnen?

Und er liebte seine Deutschen. Hier vor allem hat patriotische Leidenschaft oft genug den stillen Mann beredt gemacht. In der Bedrückung Deutschlands durch Polizei und Orthodoxie, in der Anschwärmung Rußlands durch die maßgebenden Kreise Preußens, in der Gefährdung des freien Wortes durch Zensur und Intendantenlaunen sah er vor allem das Häßliche. Da schrieb er zornige Satiren in seinem „Briefwechsel zwischen einem Deutschen und einem Berliner", da richtete er gegen den Zaren die leidenschaftlichen Polenlieder, die wahrlich allein genügen sollten, um die Fabel von seiner Marmorkälte zu ver-

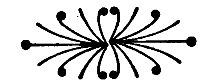
nichten, und die noch Georg Herwegh als Vorbild anrief; da sang er auch in sanfteren Tönen seine Hoffnungen für ein verschöntes Deutschland. Und diesem Patriotismus entsprang auch seine litterarische Polemik. „Ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen", meinte der alte Goethe unwillig. Es war wohl doch nicht beide Mal ganz dasselbe. Ob Heine ein Patriot war (wie auch wir glauben), und wie weit, das brauchen wir hier nicht zu untersuchen, den Kampf mit Platen aber hat er zweifellos nur aus persönlichen Motiven aufgenommen. Platen dagegen sah in dem Schicksalsdrama, das seine „Verhängnisvolle Gabel" bekämpfte, und in der Jungromantik, der sein „Romantischer Oedipus" galt, wirklich nationale Gefahren; die Entwickelung des „Schönen", die Blüthe der deutschen Kultur schien ihm bedroht, und deshalb griff er zum Schwert. Bei der Polemik liefen ihm freilich gegen Heine häßliche persönliche Angriffe mit unter. Ungerecht genug hat er Immermann verhöhnt, einen Mann, der so ernst wie wenige strebte; mit überflüssigem Selbstlob hat er die Zweifel seines eigenen Herzens, die in seinem Tagebuch so laut und ehrlich erklingen, niederzuringen versucht; die Nachahmung der antiken Form hat manche Affektation verschuldet. Dennoch bleiben die beiden aristophanischen Lustspiele Meisterwerke voll lebendigen Witzes und voll dauernder Schönheit. Hier sprach heftig und beredt sein Herz mit, das sonst den Kunstprinzipien zu Liebe so oft schweigen mußte; und deshalb haben die beiden Komödien wie die politischen Gedichte, wie einige seiner Freundschaftssonette, wie ein paar innige Lieder und Balladen und ein paar grübelnde Ghaselen Anspruch auf fortlebende Wirkung, die gerade die künstlichsten Produkte seiner antikisierenden Muse verscherzt haben. —

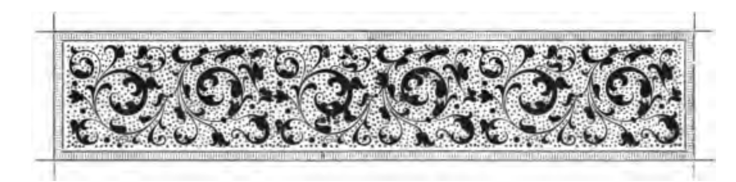
Platens dichterische Entwickelung ist mit wenigen Worten zu zeichnen. Jugendversuche zeigen ihn ganz im Bann der dichtenden Popularphilosophen, Tiedges, des Engländers Pope, auch Schillers. Etwa seit 1817, nach seiner ersten größeren Reise, in die Schweiz, findet er seinen eigenen Ton: einen männlich ernsten, oft herben und scharfen Ton, der mit der Harmonie

der Form nicht selten eigentümliche Dissonanzen bildet. Lernend und vielleicht zu viel lernend schritt er dann weiter; Berührungen mit der einheimischen Dichtung und Philosophie, Bewunderungen, denen er sich gern und oft übertreibend hingab, und Freundschaften, die ihm nicht minder leicht erwuchsen, hielten immer auch die Persönlichkeit in Atem und ließen wenigstens einem guten Teil seiner lyrischen Gedichte wie den polemischen Dramen den spezifischen Gehalt, den Goethe seinen romantischen Dramen mit so viel Recht absprach. Dann aber, in Italien, abgeschnitten von allem, was ihn sonst bewegt hatte, und sogar der eigenen Sehnsucht entfremdet, ward seine Poesie mehr und mehr seinem gefährlichen Ideal ähnlich, unpersönlich, kalt, künstlich. In Momenten der Bewunderung für italienische Kunst und Landschaften, der dankbaren Erinnerung an alte und neue Freunde, der Abneigung gegen unsympathische Kunstrichtungen drang wohl noch ein Herzenston durch das Gebäude gelernter Strophengefüge; aber immer seltener und oft genug getrübt durch philosophische Kälte, Verbitterung, Vereinsamung. Am 5. Dezember 1835 ist er in Syrakus gestorben; Gastfreunde, die ihn treulich gepflegt hatten, ehrten ihn durch ein Grabmal in der Heimat seiner Kunst, die doch nie die Heimat seiner Seele geworden war.

Aber wie die Freundschaft ihm treu blieb, so folgte ihm der litterarische Kampf. Über seinem Grabe erhob sich der Streit, ob Platen ein großer Dichter, ob er überhaupt ein Dichter gewesen sei. Johannes Minckwitz, einer jener Anhänger, die den solidesten Ruhm zugrunde richten können, bewies in einem dicken Buch, bei Platen sei alles vollendet. Die immer stärker anwachsende Gefolgschaft Heines sah in dem Opfer der häßlichsten Verdächtigungen, die sich Heine je im Kampf erlaubt hatte, fast nur noch eine komische Person. Schließlich bildete sich eine Gesamtanschauung, er sei ein hochbegabter Dichter gewesen, aber ohne Herz und ohne wahres Gefühl. Vergeblich erhob Karl Goedeke warmherzig seine Stimme für den Verkannten; vergeblich dankten aus den verschiedensten Heerlagern der Poesie Herwegh und Geibel, Strachwitz und Liliencron dem Manne, der die Fahne der Kunst hochgehalten zu einer Zeit,

da feuilletonistische Formlosigkeit und tendenziöser Dilettantismus alle Form verachteten. Allmählich ringt sich wieder ein treueres Bild aus dem Nebel der litterarischen Legenden. Wir sehen keinen gefühllosen Versedrechsler mehr, wohl aber einen Mann, der seinem Dogma von der Kunst zuletzt seine Gefühle opferte; wir sehen keinen Märtyrer mehr, den deutsche Roheit in die Verbannung trieb, sondern einen durch eigene Schuld vereinsamten, empfindlichen, eiteln, aber patriotischen und kunstbegeisterten Mann. Er soll nicht zum zweiten Mal das Opfer eines Dogmas werden: wir wollen ihn nicht verstoßen, weil er der Kunstlehre von heute nicht entspricht. Auf dem Hintergrund seiner Zeit wollen wir den rastlos strebenden Idealisten verehren, den verspäteten Renaissancepoeten bedauern, und lieber zu viel als zu wenig lobend wollen wir dem ernsten Enthusiasten danken, dem die Kunst zu viel war und das Leben zu wenig.





Annette von Droste.

Geb. 10. Januar 1797. Gest. 24. Mai 1848.

In jedem Lande, zu jeder Zeit, auf jedem Gebiete giebt es zweierlei Berühmtheiten: solche, die man kennt, und solche, die man nicht kennt. Und zwar denke ich hierbei nur an die wirklichen Berühmtheiten, deren Namen thatsächlich in aller Munde ist, nicht an die vielen, die nur in engen Kreisen oder gar nur in der eigenen Einbildung dazu gehören. Es ist aber ganz natürlich, daß „anschauende Kenntnis", um mit Goethe zu reden, nur bei Wenigen sich mit Ruhm und Tradition verbindet. Wem ist es denn möglich, von allen großen Dichtern, Künstlern, Staatsmännnern, Feldherren aus eigener Kenntnis ihrer Leistungen sich eine wirkliche Anschauung zu erwerben? Und wenn die Dichter hierbei noch am günstigsten gestellt sind, so fehlt doch viel, daß auch nur die größten unter ihnen wirklich allgemein bekannt wären. Fragt man, wer unter den berühmtesten Dichtern der neueren Zeit dem deutschen Volk wirklich bekannt ist, bekannt in dem Sinne, daß die Mehrzahl der Gebildeten aus eigener Lektüre ein im Wesentlichen zutreffendes Bild von ihnen besitzt, so darf man schwerlich über die geringe Zahl von sieben herausgehen: Lessing, Goethe, Schiller, Uhland, Heine, vielleicht noch Chamisso und Theodor Körner. Für Österreich mag noch Grillparzer, für Norddeutschland noch Heinrich von Kleist hinzuzuzählen sein; alle

anderen Namen sind kaum mehr als Namen. Von Schriftstellern, deren Wirksamkeit noch der Gegenwart angehört oder doch so dicht an sie heranreicht wie die von Gottfried Keller und Friedrich Hebbel, müssen wir dabei natürlich absehen. Aber Niemand wird behaupten wollen, daß Klopstock, Wieland, Herder durch die einmalige Schullektüre einiger Oden, des Oberon, des Cid wirklich dem deutschen Volke in ihrer ganzen Eigenart vermittelt wurden, oder daß von Eichendorff, Lenau, Herwegh mehr als ein oder das andere Lied im Gedächtnis der Nation hafte. Gar von den Romantikern wird so gut wie nichts mehr gelesen, und selbst E. Th. A. Hoffmann, der es unter ihnen bei weitem zu der größten Popularität gebracht hat, beginnt mit Jean Paul das Schicksal derer zu teilen, die „unser Großvater gern las". Bald wird auch von ihm das Wort gelten, das der Spötter Voltaire über Dante sprach: „sa réputation s'affermira toujours, parce qu'on ne le lit guère." Denn wirklich ist der Ruhm von der Beliebtheit unter den Nachlebenden ziemlich unabhängig; steht er einmal fest, so erschüttert keine Gleichgiltigkeit gegen die thatsächlichen Leistungen die Berühmtheit des Autors. So steht es mit Annette von Droste. Sie gehört zu den großen Unbekannten: jede Litteraturgeschichte nennt ihren Namen mit etwa denselben Prädikaten, sie heißt Deutschlands größte Dichterin gleichsam mit offiziellem Titel, sie besitzt jetzt ein Denkmal in ihrer Vaterstadt Münster — und wer kennt ihre Gedichte?

Und doch sollte man sie kennen; denn sie verdient nicht nur unzweifelhaft jenen Titel (den Scherer mit Unrecht Mariannen von Willemer zuerteilen wollte), sondern sie gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen des deutschen Parnasses überhaupt. Und gerade jetzt sollte man sie lesen — nicht deshalb, weil ihr Geburtstag eben zum hundertsten Male wiedergekehrt ist, sondern weil sie keiner Epoche geistig näher verwandt war als der unseren. Mit Anspielung auf ihre um einen Monat verfrühte Geburt — deren Folge eine nie überwundene Schwächlichkeit und Kränklichkeit war — hat sie sich selbst als den zu früh geborenen Dichter melancholisch geschildert. Sie stand mit dem Geschmack ihrer Zeit so gut wie mit seinen geistigen

Tendenzen in Widerspruch und Kampf, weil in ihr mannichfaltige Strömungen sich regten, die heut erst herrschend geworden sind. Daneben freilich besaß ihre reiche widerspruchsvolle Natur auch Elemente, die uns fremd sind; aber sie wird dadurch nur interessanter.

Annette von Droste-Hülshoff ist am 10. Januar 1797 aus einer angesehenen Adelsfamilie des Münsterlandes geboren, die aber weder zu den vornehmsten noch zu den reichsten Häusern der feudalsten Provinz Preußens gehörte. Die gedrückte Lage eines unvermögenden, aber zu ständiger „Repräsentation" gezwungenen adeligen Hauses hat auf ihr mehr gelastet als auf ihren Schicksalsgenossen Platen und Novalis. Hatte doch die Mutter, um den Stammhalter nicht zu sehr zu verkürzen, freiwillig auf ihren Anteil am Erbe verzichtet, ebenso Annette selbst und ihre einzige Schwester. Sie haben dies Opfer so vornehm wie sie es gebracht auch überwunden, aber es kostete viel, und Gedichte Annettens wie das vom „Braven Mann" — ihr charakteristisches Gegenstück zu Bürgers Ballade — beweisen, daß sie das Fehlen freierer Behaglichkeit in der Lebensführung tief empfand. Sie schildert da einen Edelmann, der den Antritt eines ihm zufallenden Lehnsgutes verweigert, weil er dem Usurpator Jérôme den Huldigungseid leisten müßte, und der nun still bescheiden sein Leben in engen Verhältnissen fortführt, nur vom Ertrag seiner Kunst sich erhaltend. Wie modern ist schon dies gedacht! Bürger, der Dichter unserer klassischen Periode, pries ganz im Geist der Aufklärungszeit als braven Mann einen Bauer, der eine hochherzige That vollbringt; Annette stellt ihm einen Adeligen zur Seite, dessen Anspruch weniger auf seiner Handlung beruht, als auf der Tapferkeit, mit der er die drückenden Folgen trägt. Dort der pathetische Heroismus der einzelnen That, hier der stille des lebenslangen Martyriums; dort ein kräftig zugreifender Mann aus dem Volke, hier eine fein organisierte, durch Tradition und künstlerischen Geschmack empfindlicher gemachte Natur; dort in donnerndem Balladenton rasche Erzählung, hier weich und elegisch ein in der Stimmung verweilender Bericht. Die ganze Entwickelung von G. A. Bürger zu Detlev von Liliencron,

von der „Leonore" zu „Breide Hummelsbüttel" liegt in den beiden Liedern vom braven Mann.

Viel kam hinzu, um den Druck zu mehren, den das überaus lebhafte, frühreife, in seinen Empfindungen stürmische Kind ertragen mußte. Die ganze Atmosphäre war der freien Entfaltung ihres Talentes nicht günstig: streng katholisch, exklusiv adlig, voll von provinziellen Vorurteilen, von dem mächtigen Stromgebiet unserer Klassiker wie durch steile Mauern abgeschnitten. Wohl brachte Adele Schopenhauer, die Tochter des Philosophen, mit Annetten eng befreundet, die Botschaft von Weimar nach Münster; wohl stand der edle Kreis der Fürstin Gallitzin, der Hamann und Fr. H. Jakobi liebte, aber auch Goethe zu schätzen und seine Gunst zu erwerben wußte, der Familie nah; wohl las sie später viel und trat zu Dichtern von ganz anderer Art, wie Freiligrath, in Beziehung. Man hat dennoch den Eindruck, als ob Goethe und Schiller für ihre Poesie nicht existierten. Ihre Technik ist vorklassisch mit ihren harten Reimen und Wortfügungen, mit ihrer unbekümmert breiten Flut von Stimmung oder Erzählung, mit ihrer zuweilen fast fibelmäßig direkten Moralpredigt. Ihr Empfinden ist modern mit seiner beispiellos sensitiven Feinheit, mit der minutiösen Versenkung in die Natur, mit der unablässigen Selbstbeobachtung. Ausländische Autoren haben auf sie stark gewirkt: Walter Scott und Washington Irving reizten sie zur Nachahmung, George Sand zur Bekämpfung; aber von unseren Großen hat kaum Einer auf ihre merkwürdig autochthone Poesie gewirkt. Sie fühlt sich eben von ihnen allen durch eine Welt getrennt, die auch das volle Verständnis ausschließt, während die französische Schriftstellerin gerade durch die Größe der Gegensätze ihr begreiflich wird. Deutsche Töne aber von Vorgängern und Zeitgenossen hat sie (außer im „Geistlichen Jahr") fast nur parodistisch aufgenommen, so allerdings gern, denn sie war so witzig wie gutherzig — ihre Briefe an den Herzensfreund Levin Schücking beweisen es — und mit allzu sentimentalen oder allzu aufgeklärten Geistern ihr Spiel zu treiben war ihr ein fröhliches Bedürfnis. Daß sie auch im eigenen Kreise kaum Anklang fand — wie wieder jene Briefe

lebhaft bezeugen — das allerdings hat sie bedrückt und vor allem die volle Ausbildung ihres epischen Talents gehindert: hätte sie doch so gern den Ihrigen von Westfalens Vergangenheit und Gegenwart erzählt! Ihrer viel größeren lyrischen Begabung dagegen ist diese Ungunst vielleicht eher zu statten gekommen.

Neben häuslicher Enge, neben der Enge des ganzen heimischen Gesichtskreises lasteten eigene Erlebnisse auf der Dichterin: die, wie es scheint, bis zur Lieblosigkeit gehende Strenge der Mutter, die hoffnungslose Liebe zu einem bürgerlichen Arzt, Vereinsamung nach dem Tod der Mutter und der Heirat der Schwester — sie vermählte sich mit dem als Sammler und Forscher, als hilfsbereiter Freund Uhlands, als romantischer Schloßherr auf Meersburg am Bodensee bekannten Freiherrn von Laßberg. Mehr als all das hat ihr körperliches Befinden gewirkt. Sie war sehr zart und litt an Neuralgien, asthmatischen Beklemmungen, war für jeden großen Wetterwechsel mit einer fast pflanzenhaften Empfindlichkeit begabt, wie Goethes Makarie im „Wilhelm Meister". Und ihr Auge war, wie Schücking erzählt, „trotz einer beispiellosen Schärfe für ganz nahe Gerücktes von einer ebenso großen Blödsichtigkeit für das Entferntere — sie hat die Welt stets nur durch einen Schleier gesehen und verschwimmende Umrisse der Dinge." Es giebt vielleicht in der ganzen Weltlitteratur keinen Fall, in dem eine körperliche Eigenart sich in der geistigen so stark und deutlich abbildete, wie in Annettens Poesie diese Beschaffenheit ihres Auges. Wenn ihre Schilderungen oft eine geradezu unheimliche Bestimmtheit haben, eine Deutlichkeit der Anschauung, die wieder nur mit der mikroskopischen Malerei neuester Psychologen verglichen werden kann, die aber von ihr in Genialität der Erfassung weit übertroffen werden, so beruht dieser Zauber vor allem darauf, daß sie die Dichterin des unendlich Kleinen ist. Ihr krankhaft scharfes Auge sieht und verfolgt Alles, was die moderne Malerei mit allen Hilfsmitteln der Augenblicksphotographie, der wiederholten Beobachtung, man möchte sagen des Experiments festzuhalten sucht: die wechselnden Nuancen der Beleuchtung, das Flimmern der Sonnenstrahlen, die ver-

schiedene Dichte des Nebels, den roten Fleck im Schnee. Wie unsere Freilichtmaler wird sie deshalb nicht müde, gerade zu diesen schwierigsten Problemen immer wieder zurückzukehren und den glühenden Sonnenbrand, die schwebenden Nebelschichten, die Dämmerung zu malen, während ihre Zeitgenossen, selbst Lenau, die Natur nur in Atelierbeleuchtung sehen. Deshalb liebt sie es, wie der Maler Monet zwölf Bilder zugleich auf dem Feld stehen hatte, um jede Wandlung der Atmosphäre täglich auf der für gerade diese Nuance bestimmten Leinwand festzuhalten, so in ihrer Art denselben Winkel der Natur unter wechselnden Beleuchtungen zu studieren. In dieser Weise verfolgt sie von ihrer „Vogelhütte" aus die Phasen des Regens oder ein andermal (im „Haidemann") noch meisterhafter die Entwickelung des dicken über dem Haidegrund ansteigenden Nebels; so liebt sie es, den Säntis in dem Lichte der wechselnden Jahreszeiten vorzuführen oder für Morgen, Mittag, Abend und Nacht typische Staffage aufzuzeichnen. Es ist interessant, ihre Kunst mit der eines anderen hervorragenden Meisters der „kleinen Naturschilderung" zu vergleichen. Auch Adalbert Stifter weiß die Eidechse, die im Gras raschelt, die Lichtreflexe am Baumstamm, die Form einer Wolke mit erstaunlicher Sicherheit wiederzugeben. Aber er verfährt wie ein Anatom, Annette wie ein Physiolog. Behutsam zieht er Linien um das zu beschreibende Stück Natur, nimmt es heraus und rekonstruiert mit unendlicher Kunst die einmal erblickten Effekte; Annette aber beugt sich über den Grashalm und läßt auch nicht den Thautropfen herunterfallen, der auf seiner Spitze zittert.

Mit dieser erstaunlichen Scharfsichtigkeit geht eine nicht geringere Feinhörigkeit Hand in Hand. Ihr Ohr vernimmt jedes leise Geräusch und unterscheidet es von anderen. Wie jeder Dichter von stark landschaftlichem Gepräge wendet Annette gern dialektische Ausdrücke an, und wie jede originelle Natur schafft sie sich oft neue Worte; für keine Kategorie aber sind bei ihr Dialektworte und Neologismen so häufig wie zur Bezeichnung der Geräusche. Es krimmelt, es rispelt, es schrillt, es ruschelt; die Haide stöhnt, die Kutsche quitschert im Kies, die Kiesel knistern, es rauscht der Sand.

Man hört der Fliege Angstgeschrill
Im Mettennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang —

oder ein ander Mal:

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen.

Und endlich wird dies Anspannen aller Sinne noch durch den Geruch vervollständigt; wie eine sensitive Pflanze spürt sie, wir sagten es schon, in allen Gliedern die Veränderung des Wetters. Sie schildert sich, wie sie krank auf dem Sofa liegt, durch den Schmerz in ihrer Wetterempfindlichkeit noch gesteigert; draußen Sonnenhitze: „Es stand die Luft, ein siedend Meer". Da dringt die Atmosphäre in all ihre Organe:

Zuweilen dehnte sich ein Murren
Den Horizont entlang, es schlich
Am Hag ein Rieseln und ein Surren,
Wie flatternder Libelle Strich;
Betäubend zog Resedaduft
Durch des Balkones offene Thüren,
In jeder Nerve war zu spüren
Die schwefelnde Gewitterluft.

Edmond de Goncourt hat gemeint, erst er und sein Bruder hätten die Sinne der Schriftsteller geschärft, erst Zola und Loti hätten den Geruch für den Roman verwertet; ich wüßte nicht, was Annette für die Kunst, feine sinnliche Eindrücke wiederzugeben, noch zu lernen gehabt hätte. Es wirkt wie ein Gemälde von Carriere, dem Pariser, den manche jetzt für den größten Maler der Gegenwart erklären wollen und der jedenfalls einer der modernsten ist, wenn sie ein Bild durch eine dicke Nebelschicht hindurch sehen läßt:

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen,
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ocean.

Es erinnert an die realistischen Schlachtenbilder der neueren Schule, wie sie die Krähen von der Schlacht Christians von

Halberstadt erzählen läßt: „mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl"; und neben dem Gewirr der Krieger verfolgt sie die Spuren der Granate im sandigen Grund. Sie sieht den schillernden Flügel der Libelle im Spinnennetz, sie hört die Flügel der Taube schwirren und erblickt den Schatten am Gestein; sie atmet die Nebelluft ein. Es giebt daher wohl auch keinen Dichter, der so oft und gern vom Staub spricht wie sie: wie die eindringenden winzigen grauen, grünlichen Stäubchen sich vor das Auge legen, in die Nase ziehen, fast dem Ohr vernehmbar werden, das wird ein Triumph ihrer Miniaturmalerei:

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und atmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücken fort.

In dieser Virtuosität der Naturbeobachtung ist Annette nicht nur in ihrer Zeit völlig einzig, sondern auch später hat sie kaum Ein Dichter erreicht. Man beachte nur einmal, wie sie in dem Gedicht „Die Jagd" erst die Stille schildert:

Die Luft hat schlafen sich gelegt,
Behaglich in das Moos gestreckt,
Kein Rispeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blassen Horizont hinunter —

Wie sie dann plötzlich aus dieser Ruhe den Lärm entstehen läßt und seinen Eindruck auf die Tierwelt und die Pflanzen schildert. Nun brechen Fuchs und Hunde durch die Binsen; dann bricht eine Kuhherde durch das Gestrüpp:

Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.

Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paar mal in die Runde,
Eh Posto wird gefaßt im Haidegrunde.
Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane,
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.

Auf dies prächtige Thierstück, das keinem von Troyon oder Rosa Bonheur gemalten nachsteht, folgt eine neue Unterbrechung der Idylle, ein Schuß, und nun kommt der singende Jäger heran. Wir sehen da gleichsam die Schöpfungstage im Kleinen vorüberziehn: die unbelebte Natur zuerst, dann Pflanzen, Thiere, zuletzt erscheint der Mensch, und jeder Tag hat seine eigene Sprache, jedes Bild seinen eigenen Stil. Wie die Wortwahl, so paßt auch der Rhythmus sich den wechselnden Bildern an und steigt von der gleichmäßigen Ruhe in den Strophen, die die Stille malen, zu bewegten, gleichsam laufenden Versen bei der Jagd; er wird schwerfällig mit der polternden Herde und klingt bei dem Jäger in ein helles Lied aus. Auch eigentliche Tonmalerei fehlt nicht, z. B. in dem, ähnlich wie die „Jagd" komponierten, „Hirtenfeuer":

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Sumpf
Schlafend die Kröte zuckt
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.

Im Ganzen durchaus keine Verskünstlerin, weiß Annette doch stets den Ton zu finden, der ihre Eindrücke genau wieder giebt. Ihre Gedichte gewinnen ihre oft seltsame Form durch eben jene Anlage, die ihr Auge scharf für das Nahe, unsicher für große Umrisse macht: sie sind im Einzelnen fast überscharf,

jeder Vers bestimmt, aber die Strophenfolgen zerfließen leicht, verlieren sich — und lassen eben dadurch jenen starken Einzeleindrücken, die sie sucht und wiedergiebt, vollen Raum. Hierin könnte man ihre Art der Flauberts vergleichen, von dem man sagte, er baue wunderbare Sätze und schlechte Kapitel; aber die Sätze sind stärker als die Kapitel. An Härten freilich fehlt es bei Annette nie. Im Reim, in der Versfügung, im Satzbau verfährt sie rücksichtslos mit dem Stoff, ihre kühnen Bilder verlangen so aufmerksame Zuhörer wie die Heinrichs von Kleist, der ihr vielfach verwandt ist. Aber das alles beruht eben auf der Unmittelbarkeit, mit der sie die scharf aufgefaßten Einzeleindrücke wiedergiebt. Wie in jenen Hallucinationen, von denen sie gern in ihren Gedichten erzählt — ist doch in Westfalen das „zweite Gesicht" fast so häufig wie in Schottland, und in ihrer eigenen Umgebung konnte sie Fälle von Hellseherei beobachten — so sehen wir auch bei ihr selbst oft den Nebel unklarer Empfindungen erst allmählich sich zu bestimmten Formen verdichten und dann, verschwebend, läßt er die Wirklichkeit durch einen Schleier erst und endlich klar erblicken. Wie sie aber so den ganzen Prozeß der Wahrnehmung von dem ersten Versuch des noch entfernten Auges bis zur völligen Herrschaft des Blickes über den Gegenstand sich wiederholen läßt, giebt sie uns ein so täuschendes Gefühl der Realität, wie es, ich wiederhole es, in ihrer Zeit Niemand, nach ihr nur ganz Wenige zu geben vermochten.

Ist diese Virtuosität in der Beobachtung des Kleinen unerhört, so stand sie doch mit der Richtung selbst nicht so vereinzelt da. Den Brüdern Grimm, mit denen sie sich durch die westfälischen Freiherren Harthausen in entfernter Beziehung befand, warf der Hochmut A. W. Schlegels ihre „Andacht zum Unbedeutenden" vor, weil sie auf Einzelheiten der Sprache, der Sitte, des Aberglaubens sorglich achteten; obwohl sie doch noch weit abstanden von jener mikroskopischen und mikrophonischen Beobachtung der leisesten Unterschiede in der gesprochenen Rede, der kleinsten Unterschiede im Gebrauch, die seitdem der deutschen Philologie eigentümlich geworden ist. Und wie Annette gern — z. B. in dem „Weiher" — in die Individualität einzelner

Naturformen einzudringen sucht, das Schilf, die Linde, die Wasserfäden jeden in seiner Sprache reden läßt, so hatte Clemens Brentano gern mit der Beseelung von Blumen und Käfern gespielt. Und die Verwandlung der Wasserlilie, des Zitterhalms, des Genzians in verschiedene Typen von Höflingen der Sonne (in dem prächtigen Gedicht „Die Lerche") erinnert an Freiligraths Dichtung „Der Blumen Rache" so sehr, wie an jene geistreichen Spielereien der Zeichner, an Grandvilles einst berühmte „Fleurs animées" (oder heut wieder an Walter Cranes köstliches „Floras Feast"). Die ganze Zeit war ermüdet von dem beständigen Anstarren großer Perspektiven und wollte wieder lebendige Einzelheiten; nur war Wenigen zum Wollen solche Kraft wie ihr gegeben. Sie aber ging ganz auf in dieser „Andacht zum Unbedeutenden". Hieraus entstand ihr Glaubensbekenntnis, das Credo der frommen Katholikin, das doch individuell war bis zur Wurzel. Ihre Art, die Natur zu beschauen, wuchs sich zu einer persönlichen Weltanschauung aus, die nun freilich wieder so unmodern, ja antimodern ist, wie wir Annetten bisher modern fanden. Und doch — es zeigen sich Spuren, daß selbst hier die westfälische Dichterin über Nacht modern werden könnte.

Durch alle Dichtungen Annettens geht eine starke Grundidee, die man, paradox wie sie ist, als die Überzeugung von der Großartigkeit des Kleinen, von der Kleinlichkeit des Großen formulieren möchte. Man denke an jenes Wort Christi, daß erhöht werden soll, wer sich erniedrigt, erniedrigt, wer sich erhöht. Sie denkt es weiter und es wird ihr zu der Idee, daß die Erhöhung selbst schon Erniedrigung ist. Wer heraustritt aus dem unendlichen, in kleiner Wirkung allmächtigen Kreise der einfachsten Dinge, der zerstört sich schon dadurch. Es ist ein Gedanke, wie ihn in speciellerer politischer Fassung Grillparzer oft gepredigt hat, am nachdrücklichsten im „Traum ein Leben", und Annette hätte die Verse schreiben können:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,

Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

So schildert sie den alten General, vor dem sonst alles Volk gebebt, als hinfälligen Greis, fast zum Kinderspott geworden; so läßt sie die hundertjährigen Raben von einst berühmten Heerführern und glänzenden Damen plaudern und stellt dem den Heroismus des unbekannten Dulders, das Wirken des einfachen Landpfarrers gegenüber. Keine Erinnerung an frühere Ruhmesthaten kann dem sterbenden Feldherrn den Tod erleichtern; aber sein Bursche erzählt, wie er ihm einst auf dem Schlachtfeld, selbst verwundet, die Flasche bot —

Die Seele, der Victorie nicht,
Nicht Fürstenwort gelöst den Flug,
Auf einem Tropfen Menschlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Atemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

Das einfach Gute siegt über alle Größe, über Ruhm und Macht: zu dieser Lehre haben sich auch Propheten des Individualismus wie Ibsen (in „Klein Eyolf") und Björnson (in „Über die Kraft") bekehrt. Annette aber geht noch weiter, geht über das Menschenreich heraus. Auch in der Natur ist das Prangende, Imposante vergänglich, dauernd nur das Kleine. Die mächtige Eiche verwittert; ein lautes Wort, und der gewaltige Stalaktitendom stürzt zusammen. Und das Moos legt sich über den vermorschten Stamm, der Käfer kriecht darüber, und langsam, langsam, ein Symbol der unwiderstehlichen Kraft des unendlich Kleinen, dringt der Staub in jede Pore ein und überdeckt die einstige Farbenpracht mit gleichmäßigem Grau. Denn alles Große ist nur Einmal da, mit einer einmaligen Anstrengung des Daseins erschöpft es seine Kraft und geht zu Grunde, um nie wiederzukehren; das Kleine aber ist unsterblich, weil es ewig wiederkehrt, unveränderlich. Ninive und Babylon sind dahin, aber heut wie vor Jahrtausenden bedeckt der Staub des heißen Sommers das Grün der Blätter. Der Tag wird kommen, da die Hand

des Menschen die stärksten Geschöpfte ausgerottet hat, da kein Löwe mehr in der arabischen Wüste brüllen und kein Elephant mehr im indischen Dickicht das Rohr zerstampfen wird; aber auch dann noch werden die Moskitos in ungezählten Schwärmen über den Flüssen Südamerikas fliegen. Hat doch in unseren Tagen der Biolog Weismann geradezu den Tod für eine erst von den höheren Organismen erworbene Einrichtung erklärt; das Infusorium ist unsterblich, nicht nur, weil es keine Individualität auch nur im geringsten Sinn besitzt und sich deshalb ohne Ende identisch reproduzieren kann, sondern auch schon, weil es unter normalen Verhältnissen ohne Aufhören fortzuvegetiren vermag. Auch für das Gesamtreich der Lebewesen gilt der Spruch, daß Patroklos stirbt und Thersites wiederkehrt.

Nur aber wird, was in solcher Formulierung Klage und Anklage scheint, für Annettens frommen Sinn zum Ruhmestitel der Schöpfung. Es ist gerecht und es ist gut, lehrt sie, daß das Große, das Ungewöhnliche untergeht, und das Kleine bleibt, das Alltägliche: denn das Kleine ist das Gute. Nirgend steht sie so ungeheuer einsam wie mit dieser Anschauung. Sie war ein Kind der romantischen Zeit, der das Ungewöhnliche Alles war, die für das Einfache nur Hohn hatte und für die stille Güte der Frau nur Spott über Philistrosität. Und in dieser Epoche wagte sie es, in der kleinen Erzählung „Die beschränkte Frau" die einfache Herzensgüte einer unbegabten Frau über die Anmaßung des rührigen Mannes triumphieren zu lassen! Es ist vielleicht ihr bekanntestes Gedicht — nicht mit Unrecht; denn es ist ein Meisterwerk. Einfach und schlicht berichtend hebt es an, und die aufreizende Wirkung der einfachen Sanftmut auf den heftigen, strebsamen Mann — ein Lieblingsmotiv moderner Romane — wird anspruchslos hingestellt. Sie selbst, die beschränkte Frau mit ihrer Redensart „in Gottes Namen", wird in keinen Glorienschein gehüllt, der Mann nicht satirisch abgekanzelt: objektiv führt die Dichterin uns das Paar vor. Ein einfacher, reizend symbolischer Vorgang bereitet auf eine Wendung vor: in seine Gedanken versunken dreht der Mann an seinem liebsten Blüthenstrauch Zweig auf Zweig ab; und

als sie ihn, der gedankenlos zerstört, mit ihrem üblichen Ausruf warnen will, wird er zornig nur auf sie. Aber es kommen schlimmere Tage. Mit all seiner Klugheit hat er sich ins Unglück gefahren; er sieht keine Hilfe — da bietet sie ihm Alles an, was sie sich abgespart hat. Er schwankt —

Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!" sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

In diesem Triumph der Liebe sah sie den Gang Gottes; in diesem Kampf der Liebe sah sie auch ihre eigene Aufgabe. Das Gedicht „Mein Beruf" spricht es aus, daß sie sich dazu erwählt hielt, den Leidenschaften des Tages, der Verzweiflung, dem Elend Trost zu bringen, wie die farblose Blume der Wüste, die dem Verschmachtenden ihren Thau anbietet:

Vorüber rauscht der stolze Leu,
Allein der Pilger wird sie segnen.

Wer wird in dieser Weltanschauung die Einseitigkeit verkennen? Wie der Kirchenvater Augustinus die Tugenden der Heiden für glänzende Laster erklärte, so ist sie geneigt, Alles, was „die Welt" preist, für gleißendes Verderben anzusehen. Die Wohlthätigkeit, die der Brand von Hamburg erweckt hat, die Freigebigkeit, die dem Kölner Dom zufließt — ihr sind sie verdächtig als Prahlerei liebeleerer Herzen. Das hohe Begehren kühn anstrebender Geister verachtet sie, wie sie deren Ziel geringschätzt: „Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen". Den Fortschritt der Zeit vermag sie nur satirisch zu würdigen; und wie Wandelbilder ziehen in dem Gedicht „Was bleibt" Unschuld, Hoffnung, Kraft, Ruhm rasch zerfließend vorüber, und nur die Liebe bleibt ewig jung und ewig frisch. Auch das singt Grillparzers Harfner in seinem Märchendrama fast mit den gleichen Tönen:

Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schar,
Schatten Worte, Wünsche, Thaten —
Die Gedanken nur sind wahr.

Und die Liebe, die du fühlest,
Und das Gute, das du thust —

Wir aber, skeptische Kinder einer anderen Zeit, fragen zweifelnd, ob denn wirklich das Gute, das wir thun, wahrer, dauernder sei als das Böse, als das Gleichgiltige?

Gewiß, diese Weltanschauung der westfälischen Dichterin gehört nicht zu denen, die uns wie von selbst aus Tradition und Umgebung anfliegen. Sie ist offenbar das Ergebnis langer, ernster innerer Kämpfe. Grillparzer hätte nicht so scharf gegen Ehrgeiz und Ruhmbegier gepredigt, hätte er ihren Stachel nie im eigenen Fleisch gefühlt; Annette hätte nicht gerufen:

Frischauf! — und will den Lorbeer man versagen,
O Glückliche mit unbekränzter Stirne!
O arm Gefühl, das sich nicht selbst kann lohnen!

wenn sie es nicht doch zuerst schmerzlich empfunden hätte, daß man ihr den Lorbeer versagte. Ein Geist wie der ihre mußte fühlen, wie weit er die ganze Umgebung überragte; für das Große, Ungewöhnliche mußte ihre stürmische Natur eine angeborene Sympathie hegen. Nun aber kam alles, was an ihrem weichen Gemüt erzog: die Mutter, die Kirche, das Schicksal. Sie wehrt sich, sie kämpft. Hat auch ein mißverständlicher kirchlicher Eifer aus ihren Werken fast Alles zu vertilgen gewußt, das diese inneren schmerzlichen Konflikte bezeugt, Spuren sind doch geblieben, die das ausdrückliche Zeugnis der Biographen bestätigt. Es ist kein mattes Echo der Kirchenlehre, es ist ein Verzweiflungsschrei aus tiefster Seele, wenn sie in ihrem „Geistlichen Jahr" Christus anfleht:

O rette mich, daß nicht der Trug
Des Hungers mich bezwingen kann,
Daß ich nicht unter Wahnsinns Fluch
Die Hände strecke, greife an
Die giftge Frucht am welken Stiele,

So aus dem Paradiese trieb
Und die Erkenntnis ward genannt!
Stiehlt sie das Leben wie ein Dieb,
So lockt sie doch des Gaumens Brand
Mit scheinbar frischen Saftes Spiele.



Wer so davor zittert, die Hand nach der Erkenntnis auszustrecken, der muß sie doch dicht vor sich sehen, greifbar, fast verlangend nach der pflückenden Hand; und so steht sie da, ein Tantalus jener „Erkenntnis", die sie ergreifen möchte und die sie nicht ergreifen darf. Ihr Auge, das in der Nähe so scharf sieht und in der Entfernung so unbestimmt, verlangt danach, auch in die Weite klar und fest zu blicken, und doch fühlt sie die ihrem Blick gezogenen Grenzen nur zu deutlich.

Dieser Konflikt symbolisiert sich in ihrer Dichtung. In ihren Balladen treffen wir öfter jenes Paar, das uns schon in der „Beschränkten Frau" begegnet ist: die ergebene, einfache Frau und den rührigen, unruhigen, unglücklichen Mann. In der ergreifenden Dichtung „der Graf von Thal" nimmt die Gattin eine schwere Sünde auf sich, um den Gatten vor einem Verbrechen zu schützen; und schon in dem unbedeutenden Jugendepos „Walther" wird die sanfte Theatilde mit dem glänzenden, aber verbrecherischen Alhard kontrastiert. Sie kannte gut genug solche unglückliche Ehe — nicht von ihren Eltern, wo der herzensgute, aber wenig begabte Vater, den sie vor Allen liebte, der kälteren und klügeren Mutter willig die Herrschaft ließ, wohl aber aus der eigenen Seele, in der ein unruhig grübelnder Verstand und ein demütig ergebener Glaube in kämpfender Ehe lebten. Sie schildert sich selbst, wie sie grübelnd und fiebernd im Wald liegt; und wohl konnte ihr Herz ihren Ruf wiederholen: „Weh dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!" wenn in dies fieberhafte Grübeln hinein die Kirchglocken klangen. Und was ihr verboten bleibt, das reizt ihren starken Geist nur um so mehr:

> Und fester drückt ich meine Stirn hinab,
> Wollüstig saugend an des Grauens Süße.

Da dichtet sie sich denn das Entfernte, Undeutliche zu festeren Bildern um und läßt die Nebel zu Gestalten gerinnen, hinter denen immer die Sonne ihres Glaubens hervorleuchtet, verdunkelt durch die Nebelschicht, diese aber durchglühend. So zieht in ihrem mächtigen kleinen Epos „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers" der Priester mit dem Sakrament im Dunkel

der Nacht an dem Unglücklichen vorbei, der in des Teufels Krallen stürzt:

Da wie ein Glöckchen tönt's von fern, und dann ein Lichtchen kommt geschwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, ist an des Hügels Bug geklommen,
Das Glöckchen schwirrt, das Flämmchen schwankt, Gestalten dunkel sich bewegen —

auch dies eins der wunderbaren Helldunkel-Gemälde ihrer Rembrandtschen Kunst. Aber das halbe Licht genügt nicht und nicht der unbestimmte Umriß, und so entsteht unter dem Druck des Willens die Hallucination, die sie so oft schildert, die Vision — und als dauernder Zustand die krankhafte Zerrüttung „im schwimmenden Gehirne“. Es ist ein Problem, das in der Zeit lag: die Romantiker spielten gern mit dem Wahnsinn, wie sie es auch liebten „wollüstig an des Grauens Süße zu saugen“; Grillparzer hat in jenem „Traum ein Leben“ Wahrheit und Vision virtuos durcheinander gehen lassen, der hochbegabte Georg Büchner, der aus einem Romantiker zum Ultrarealisten ward, mit medizinischer Sicherheit geschildert, wie in Goethes unglücklichem Jugendfreund Lenz sich der Wahnsinn entwickelt. Aber nirgends finden wir gerade diese, für Annette so charakteristische Form, daß die Hallucination das Gewollte, das Erzauberte ist, an dem dann freilich der Zauberer selbst zu Grunde geht. Und wir blicken in die Tiefen ihres inneren Kampfes herein, wenn wir die fromme Sängerin nach Christus schreien hören „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser“:

Ich seh dich nicht!
Wo bist du denn, o Hort, o Lebenshauch?
Kannst du nicht wehen, daß mein Ohr es hört,
Was wirbelst, was verflatterst du wie Rauch
Wenn sich das Aug nach deinen Zeichen kehrt?

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

O bittre Schmach!
Mein Wissen mußte meinen Glauben töten.

Die Wolke steigt,
Und langsam über den azurnen Bau
Hat eine Schwefelhülle sich gelegt.
Die Lüfte wehn so seufzervoll und lau,
Und Angstgestöhn sich in den Zweigen regt;
Die Herde keucht.
Was fühlt das stumpfe Tier? Ists deine Schwüle?
Ich steh gebeugt;
Mein Herr, berühre mich, daß ich dich fühle!

Das ist nicht jene „Trockenheit" und „Sprödigkeit des Herzens", über die auch wohl die festesten Gläubigen klagen: das ist „Zerrissenheit", das ist Verzweiflung. Sie ist gewöhnt, die leiseste Rührung der Luft wahrzunehmen, das kleinste Lebenszeichen der Schöpfung mit allen Sinnen aufzufassen:

Hörst du, wie es fällt und steigt?
Fühlst du, wie es um dich streicht?

Und jetzt ahnt sie, der Allgegenwärtige sei ihr nah — das stumpfe Tier fühlt seine Nähe, nicht sie, nicht sie! „Mein Herr, berühre mich, daß ich dich fühle!" Sie glaubt — aber sie fühlt nicht. „Mein Wissen mußte meinen Glauben töten." So ringt sie in Angst, wie der Roßtäuscher, dem die teuflische, weltliches Glück für himmlisches Heil bringende Phiole in den Gürtel wiederkehrt, nachdem er sie von sich geschleudert; so ringt sie in täglichem Kampf, wie ihr Walther, der sich in die Einsiedelei geflüchtet hat und den doch ein weltliches Bild nicht verlassen will; sie ringt, sie kämpft — und diese gewaltige innere Erregung, von den erzenen Banden der Selbstbeherrschung gezügelt, verleiht ihren Dichtungen ein wahrhaft dramatisches Interesse, macht sie von einer neuen Seite verwandt mit all den Modernen, die glauben möchten und nicht können, den Brunetière und Huysmans, den Helden Gerhart Hauptmanns und Arne Garborgs. Freilich, sie siegte in ihrem Sinn. Immer wieder gelangte sie zur Ruhe, zur Beruhigung im Glauben, zur Überwindung des Zweifels — und kampfesmüde beneidete sie dann, bewunderte sie wenigstens all die einfach gläubigen Gemüter, den unbegabten Landpfarrer, die beschränkte Frau, den „dummen Hirtenjungen".

Sie hat sich oft selbst gezeichnet. Lag es in der ganzen Stimmung der Zeit, sich selbst zu beschauen, dem eigenen Genius eine an Kultus grenzende Beobachtung zu widmen, wie sie die Romantiker mit ihrem Feind Platen teilen, so mußte der innere Kampf schon als poetisches Motiv, mehr noch als wichtigstes Erlebnis sie zum Selbstportrait auffordern. Als wichtigstes Erlebnis — ein täglich wiederkehrendes Erlebnis, und zugleich fast das einzige ihres Lebens. Was hatte denn sonst die Zeit dem armen Edelfräulein gebracht? Jene unglückliche Jugendliebe, und eine zweite Enttäuschung, als ihr junger Liebling Levin Schücking, statt ganz allein ihr Freund zu bleiben, sich verheiratete; ein paar Bekanntschaften, über die ihre Briefe überwiegend mit gutmütigem Lachen weggehen; die erste Veröffentlichung ihrer Gedichte, 1838, ein Schlag ins Wasser, und dann, nach einer unglaublich fruchtbaren Springflut von Gedichten im Winter 1841—1842, die zweite Ausgabe von 1844, deren Erfolg größer war, aber nicht eben groß; endlich die Revolution von 1848, die sie furchtbar aufregte und erschütterte und den Tod der kränklichen, ja lange schon kranken Dichterin beschleunigte; sie starb am 24. Mai 1848, einundfünfzig Jahre alt. Man könnte fast sagen; sie sei an dem ersten äußeren Ereignis, das tief in ihr Leben eingriff, gestorben. Denn was wollen jene anderen Thatsachen des äußeren Lebens neben den kleinen täglichen Erlebnissen bedeuten, Poesie und Enge, gläubiger Aufschwung und Zweifel, Begehren nach Wirksamkeit und Krankheit? Wahrlich, das Kleine dauerte und arbeitete und wirkte; das Große ging draußen in der Welt vorüber wie ein rasch verhallender Donnerschlag. Nur das tägliche Erlebnis ließ sich nicht überhören. Sie war nicht bloß ohne Zweifel die interessanteste Persönlichkeit in ihrem ganzen Kreise, sondern auch die, welche des Trostes poetischer Zusprache am meisten bedurfte; sie selbst war der Pilger, der am meisten nach jenem Thau lechzte, den die Wüstenblume ihrer Dichtung spenden sollte.

Betrachtet man nun aber die Gedichte, in denen sie von sich selbst spricht, so erstaunt man über einen höchst unmodernen Zug. Gern schildert sie ihren Gang in den Wald, wie sie im

Grünen liegt, ganz überdeckt von der Vegetation; sie entwirft wiederholt ein Bild ihrer äußeren Erscheinung, sogar auch im Zukunftsportrait; sie spricht von ihren Sorgen, ihren Grübeleien, ihren Krankheiten; sie verkündet ihren Beruf, stellt sich anderen Schriftstellerinnen gegenüber, erzählt, welches die rechte Stunde für ihr Dichten sei:

> Doch wenn so Tag als Lust versank,
> Dann wirst du schon ein Plätzchen wissen,
> Vielleicht in deines Sophas Kissen,
> Vielleicht auf einer Gartenbank:
> Dann klingts wie halb verstandne Weise,
> Wie halb verwischter Farben Guß
> Verrinnt's um dich, und leise, leise
> Berührt dich dann dein Genius.

Aber äußerst selten spricht sie direkt von ihren Erlebnissen, kaum je von den Dingen, die sie am tiefsten ergriffen. Ein dunkles Gedicht — „die Taxuswand" — bezieht sich auf ihre Jugendliebe; aber es spricht so geheimnisvoll andeutend, daß wir ohne die Erklärung Schückings die Beziehung schwerlich ausfinden würden. Die Liebe zum Vater, der Schmerz der zu früh geborenen Dichterin, Enttäuschungen der Freundschaft werden zart verkleidet fremden Figuren zugeschoben. Modelle aus ihrem Umkreis scheint sie nur ganz ausnahmsweise verwandt zu haben; allerdings tritt der Vater, vielleicht auch die Mutter in dem Fragment „Bei uns zu Lande" auf. Diese schamhafte Art, die das eigene Erlebnis nicht poetisch ausmünzen möchte, diese Seelenkeuschheit, die die innersten Gefühle vor der Welt verhüllt und wohl ihre Zweifel und Schwächen, nicht aber ihre Liebe, ihre Hoffnungen, ihre Enttäuschungen beichtet — sie sind freilich weit verschieden von der Manier, wie neuere Dichter so gern ihr Herz in durchsichtige Schleier gehüllt ausstellen. Aber die Besten jener Zeit haben die gleiche Scheu bekannt, Hölderlin, Heinrich v. Kleist, Grillparzer. Werden nicht auch wir sie hier verstehen, nicht begreifen, wie viel Zartheit selbst in der gelegentlich (im „Hünenstein") auch bei ihr begegnenden Art, echtes Gefühl durch Selbstparodie zu verdecken, in dieser von Heine zur Manier getriebenen Maskierung liegt?

mehr vielleicht, als unsere allzu physiologisch nach „documents humains“ umhertastende Zeit noch verträgt und erlaubt? Ihr Verhältnis zu Gott, zu der Natur, zu den Dingen gesteht sie der Welt; ihre Beziehungen zu Personen bleiben ihr Geheimnis. Und begehrt ihre Muse doch für Sympathien und Antipathien Ausdruck zu finden, so flüchtet sie sich in die Objektivität ferner Zeiten oder zeitloser Erzählungen.

Hierin liegt nun die Bedeutung ihrer größeren epischen Dichtungen. Wenn Annette lange im Zweifel war, ob sie sich mehr dem Epos widmen solle oder der Lyrik, so werden wir so wenig wie ihre mitlebenden Freunde und Kritiker Bedenken tragen, ihre Begabung für eine lyrische zu erklären. Gerade die intimste Lyrik, die reinste, von aller epischen Zuthat am meisten entfernte Stimmungsmalerei gelingt ihr am besten. Wohl sind alle ihre Gedichte (außer den meisten geistlichen) „Gelegenheitsgedichte“ im höchsten Sinn: von einer bestimmten, einmaligen Gemütsverfassung hervorgerufen und geformt; das äußere Erlebnis aber tritt kaum auch nur als Erwecker dieser Gemütsverfassung hervor. Sie geht in den Wald und sieht vor sich hin — das ist die Gelegenheit. Und nicht nur jene zaghaft-keusche Zurückhaltung läßt sie als für die Epik nicht geschaffen erkennen; ist es ja doch trotz solcher Scheu Heinrich v. Kleist gelungen, ein Meister der Novelle zu werden. Aber Annette bleibt auch hier in der Einzelheit haften. Ihren kurzsichtigen Blick interessiert weder die Gesamthandlung noch auch der ganze Charakter, vielmehr hier wie dort nur Ein Punkt, den sie dann allerdings mit glänzender Gabe erfaßt. Ein Moment ist es, auf den all ihre Erzählungen in metrischer und prosaischer Form angelegt sind. Fast immer ist es jener Augenblick, der auf die gläubige Zweiflerin, die oft selbst wahnsinnig zu werden fürchtete, eine grauenhaft-süße Anziehung übte: der der inneren Zerrüttung. Ein äußeres Erlebnis zerstört dem Fräulein von Rodenschild oder dem Arzt im „Vermächtnis“ die geistige Klarheit, vernichtet in Christian von Halberstadt oder dem Roßtäuscher die angeborene Herzensgüte oder Frömmigkeit; in den „Schwestern“ werden in Gertrud und Helene beide Formen des Verfalls neben einander gestellt. Die

wirkende Handlung selbst aber wird meist lieblos im Hintergrund gelassen, unklar, schemenhaft, wie in „des Arztes Vermächtnis“, oder ohne irgend welche specifische Bedeutung, wie im „Hospiz auf dem St. Bernhard“ oder den „Schwestern“; nur ausnahmsweise, wie im „Grafen von Thal“ oder den „Barmekiden“ beansprucht sie selbst einiges Interesse. Und die Charakterzeichnung dient fast nur dazu, die Sympathien und Antipathien der Dichterin an einigen typischen Figuren zu illustrieren, vor allem an jenem Paar: der beschränkten Frau und dem unruhig strebenden Mann. Die Nebenfiguren werden flüchtig mit ein paar konventionellen Strichen abgethan: die Umgebung Christians in der „Schlacht im Loener Bruch“, die Gesellschaft des Roßtäuschers sind kaum viel individueller gehalten als die schablonenhaften Marionetten des Jugendepos „Walther“. Nur drei Stücke machen hier eine beachtenswerte Ausnahme: die Prosaerzählung „die Judenbuche“ und die beiden gleichfalls in Prosa gehaltenen Fragmente „Bei uns zu Lande“ und „Bilder aus Westfalen“. Hier handelt es sich um den Heimatboden, den Annette oft mit inniger Wärme preist, dem sie insbesondere auch (im „Geistlichen Jahr“) den Dank für ihre Erhaltung im Glauben, im moralischen und geistigen Gleichgewicht zuweist. Hier ersetzte die langjährige intime Bekanntschaft und vor allem die herzliche Vertrautheit den Mangel ihres Auges: hier vermochte sie große Flächen, interessante Nationalcharaktere, lang dauernde Entwickelungen in ihrer Ganzheit aufzufassen. Wohl setzen sich auch die beiden Beschreibungen mosaikartig aus kleineren Bildern zusammen, aber eine große Gesamtauffassung beseelt doch diese Schilderungen und macht sie vielleicht zu den glücklichsten, die wir von irgend einem einzelnen deutschen Stamm besitzen — auch Riehls berühmte „Pfälzer“ und die vielen Charakteristiken der Schwaben nicht ausgenommen. Wohl kamen der Dichterin hier die Vorbilder Walter Scotts und Washington Irvings zu Hilfe; sie hätten ihr doch nichts genutzt, wäre ihr Westfalen ihr nicht Alles gewesen, was ihr sonst abging: Freundin, Geliebter, liebevolle Mutter, stete Gesellschafterin. Deshalb wagt sie auch hier, was sie sonst nie that, Portraits einzuführen und spricht von dem nach dem Bild

ihres Vaters geschilderten Hausherrn in „Bei uns zu Lande“ ein für seine Tochter aufschlußreiches Wort aus: „seine reiche innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten“. Sie giebt uns damit wieder einen Schlüssel zum Verständnis ihrer eigenen komplizierten Art in die Hände: die Dichterin, die jedes Erlebnis, das anderen Epikern interessant sein würde, als etwas Alltägliches mit Geringschätzung behandelte, sie ist doch dieselbe, die an Schücking schrieb: „Hören Sie mit der unblasierten Gemütlichkeit westfälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Vaterlands, und die Überzeugung wird sich immer mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich ist“. Eine goldene Regel, die sie selbst vor allem in der durch und durch westfälischen „Judenbuche“ befolgt. Diese unvergleichliche Dorfgeschichte erzählt wieder die Geschichte eines moralischen Verfalls, und ihr springender Punkt ist wieder Ein Moment der Zerrüttung: wie der längst vor der irdischen Gerechtigkeit gesicherte Mörder durch die grausig-süße Anziehungskraft, die die Stelle seiner Unthat auf ihn ausübt, zum Selbstmord getrieben wird. Aber diesmal wird auch die ganze Umgebung liebevoll charakterisiert, werden aus dem irrenden Lebenslauf des Helden wenigstens einige Strecken in vollem Licht gezeichnet.

Was den westfälischen Stücken zu gute kommt, das schadet den geistlichen Liedern. Vor allem der großen Durchdichtung der Festtage, dem „Geistlichen Jahr“, fehlt es an aller Bestimmtheit historischer oder lokaler Zeichnung. Die Dichterin, die in einigen „Klängen aus dem Orient“ sich dem fremdartigen Charakter des Morgenlandes trefflich anzupassen wußte, hat in der lyrischen Nachempfindung der Passion das ursprüngliche Kolorit ganz und gar verschmäht, und den unendlichen Reichtum packender Situationen, den die biblische Geschichte aufweist, mit fast unbegreiflicher Gleichgiltigkeit ungenutzt gelassen. Einzig das Gedicht „Am Feste Mariae Lichtmeß“ wirft lebendige Bilder der heiligen Familie an die Wand; sonst aber wird überall der Text der Evangelien nur Anlaß zur Entbindung lyrischer Empfindungen. Und auch diese halten

sich einförmig auf dem Einen Grundton: „Hilf meinem Glauben!“ Der immer wiederkehrende Zweifel am eigenen Glauben, die Klage über die Verödung des Herzens durch den Fluch des Verstandes, die bebende Angst einzelner Lieder erregt unsere innige Teilnahme, aber eine rein menschliche, die von poetischem Anteil weit entfernt bleibt. Und selbst die menschliche Teilnahme erlahmt zuweilen, wenn wir Annetten, die zwar immer gern für ihre Gefühle auch originelle Form in Sprache und Metrum sucht, gerade hier am meisten in schwieriger Künstelei der Strophe, in mühsamen Hilfsmitteln wie Wortspiel und rhetorische Wiederholung befangen sehen. Die Aufgabe, das ganze geistliche Jahr zu durchdichten, raubte ihr eben ihr Bestes: den Anschluß an die augenblickliche Stimmung, die intime Wahrheit, in welcher momentanes Gefühl und Aussage zusammenfallen. Deshalb wird sie hier oft, was sie sonst nie ist, leer; deshalb verfällt die selbständigste Dichterin der Welt in diesen Liedern zuweilen in Reminiscenzen und schlägt den Ton protestantischer Kirchenlieder an, und ihre ganze Kraft erklingt nur aus einigen jener verzweiflungsvollen Hilferufe und dann noch aus einigen landschaftlichen Stimmungsbildern, wie wenn sie die dumpfe Stille am Charsamstag, den Sonnenbrand am Pfingstsonntag schildert. Unbekümmert wie Rembrandt, dem wir sie auch sonst verglichen, trägt sie die heimischen Bilder von Moor und Heiderauch nach Jerusalem und wirkt gerade durch diese Unbefangenheit poetisch, während sonst die selbst auferlegte Aufgabe dieser durch und durch dichterischen Natur so furchtbar prosaische Verse aufzwingt, wie diesen mehr als Gellertschen: „Thu nur ein Jeder was er kann!“

Wir haben damit den Umkreis von Annettens dichterischer Thätigkeit umschritten. Gerade bei ihrer eigenartigen Anlage schien uns ein Verweilen auch auf Einzelheiten unerläßlich, eben weil ihre wirkliche Größe sich in diesen nicht minder deutlich offenbart als die Grenzen ihres Könnens. Richten wir aber zum Schluß noch einmal den Blick auf ihre ganze Persönlichkeit, so soll hier keine Einzelheit uns Freude und Bewunderung verkümmern. In Annette von Droste besitzt Deutschland eine der originellsten Dichtergestalten, stark und

einheitlich in ihrer Anlage, so daß auch im kleinsten Vers ihre Individualität sich abspiegelt, merkwürdig in der Mischung rührend-altmodischer und frappant-moderner Züge, unerreicht in der Wiedergabe kleinster Stimmungen der Natur und der Seele, oft dem Verständnis Schwierigkeiten entgegenbauend, niemals trivial oder uninteressant. Die Dichterin bildet sich in ihrer Poesie ab, wie sie wirklich war: bei nicht geringer Reizbarkeit von unendlicher hilfsbereiter Güte, bei einem ungewöhnlich starken, von Witz und Humor begleiteten Verstand erfüllt von einem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Ruhe im Glauben, bei einer fast einzig dastehenden Verachtung des äußeren Erlebnisses ganz aufgehend in der Bewunderung des Einfachen, Anspruchslosen, Still-Guten. Liebevoll haben sich ihre Biographen L. Schücking und H. Hüffer in ihr Wesen versenkt; mit warmer Anerkennung haben so weit auseinanderstehende Kritiker wie Julian Schmidt und Paul Heyse von ihr gesprochen; ihr geliebtes Westfalen hat ihr ein Denkmal errichtet — zu wünschen bleibt nun bloß noch, daß sie endlich, endlich auch gelesen werde!





Ferdinand Freiligrath.

Geb. 17. Juni 1810. Gest. 18. März 1876.

Es ist jetzt ein halbes Jahrhundert her, seit Freiligraths „Ça ira“ erschien — eine kleine Sammlung von nur sechs Gedichten, die für des Dichters Zukunft entscheidend ward. Wohl hatte er schon mit dem „Glaubensbekenntnis“ 1844 seinen Übergang von der parteilosen zur entschieden liberalen, fordernden und drohenden Dichtung vollzogen; aber erst diese Gedichte „Wie man's macht“ und „Freie Presse“ kennzeichnen ihn als Anhänger der Revolution, als Propheten des blutigen Kampfes um die längst vom Volke begehrten Rechte. Mit diesen wilden Agitationsgedichten erst schied er endgiltig aus den Kreisen aus, denen er bisher angehört hatte: der Lieblingsdichter einer träumerischen, weltfremden Jugend ward zum Wortführer der scharf ins Leben eingreifenden Männer. Nicht nur seine äußeren Schicksale wurden von dem Wandel bestimmt, den das „Glaubensbekenntnis“ ankündigte und den „Ça ira“ vollzogen zeigte — auch die Entwickelung seiner dichterischen Persönlichkeit hängt hiermit untrennbar zusammen.

Freilich pflegt man es ganz zu übersehen, daß Freiligrath sich entwickelt hat. Für das allgemeine Urteil ist er immer noch lediglich der Verfasser seiner Jugendgedichte; ja einzelne davon haben sein Bild bei der Nachwelt so stark beeinflußt, daß man ihn nach dem Vorbild kunstgeschichtlicher Titulaturen den „Meister

vom Löwenritt" nennen möchte, wie man vom „Meister des Todes Mariae" spricht. Aber man thut damit der starken und kräftigen Persönlichkeit bitter Unrecht; ja man verkennt den innersten Kern seines Wesens, wenn man das unreife Suchen über das reife Finden setzt. Allerdings ist die Wirkung jener Erstlinge stärker gewesen als die seiner abgeklärteren Werke; aber auch Schiller — um nur Einen zu nennen — hat mit den „Räubern" größere Erfolge erzielt, als mit „Wallenstein". Dem Publikum ist eine vielverheißend übersprudelnde Jünglingsgestalt ganz naturgemäß sympathischer, als ein ernster Künstler; und doch sollte es sich dem Zauber nicht verschließen, den das Bild einer nach inneren Gesetzen sich rein entwickelnden Persönlichkeit bietet.

Wilhelm Buchner, der treffliche Biograph Freiligraths, hat der Nation bald nach dem Tode des Dichters (1882) ein nicht genügend beachtetes Werk geschenkt. Es verbindet die reichliche Mitteilung von Originalbriefen mit anteilsvoller Erzählung und stellt sich so in die Reihe jener, nach G. Kellers Urteil, besten Dichterbiographien, die den Helden sprechen lassen, aber ihn auch erklären, wie Uhlands Leben von seiner Witwe oder Jakob Baechtolds nun mit dem dritten Band vollendetes Werk über den Dichter der Seldwyler selbst. Buchners beide Bände geben in anschaulicher Fülle das Bild der Entwickelung Freiligraths, und er hat auch selbst schon deren Grundlinien gezogen. Die erste Periode, meint er (II, S. 479 f.), schließt mit der Übersiedelung nach Barmen, Frühling 1837, ab. Dann folgt eine Pause, und mit der Wende 1842—43 nimmt Freiligrath Abschied von der Romantik und lenkt in die Zeitdichtung über: Rasch und kräftig lebt er mit ganzem Herzen diese Periode durch und hat seit der Übersiedelung nach England, 1851, mit seiner poetischen Hauptwirksamkeit abgeschlossen: fast nur Gelegenheitsdichtungen im engeren Sinn entstanden noch — im weiteren Sinn freilich waren, wie Buchner mit Recht bemerkt, alle Dichtungen Freiligraths Gelegenheitspoesien.

Ich möchte diese festen Grundlinien nur noch ein wenig weiter ausführen. Die Zeit bis 1837 ist allerdings die romantische Periode Freiligraths, wenn auch die Romantik bei ihm —

wie wir sehen werden — eine ganz eigenartige Form annimmt. Wir können aber hier die tastenden Anfängergedichte wie den bekannten „Moos-Thee“ (1826) oder „Barbarossas erstes Erwachen“ (1829) von denen unterscheiden, in denen Freiligrath seine neue Manier gefunden hat. Er hat das Gedicht, welches den Wendepunkt bezeichnet, selbst mit genauem Datum versehen: „Vier Roßschweife. Im Eilwagen am 15. Juli 1832.“ Bis dahin suchte er seinen Schöpfungen durch Versetzung in zeitlich oder räumlich entfernte Sphären, durch malerische Gruppierungen („Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann“), durch Zusammendichten weit auseinanderliegender „Milieus“ („Amphitrite“, „Die Auswanderer“) das Gepräge einer etwas gewaltsamen poetischen Ferne zu geben; aber er führte dies immer als eine Art Experiment, als ein poetisches Kunststück aus. In dem „Moos-Thee“ zaubert er uns aus dem Arzeneimittel den isländischen Vulkan mit seinem dumpfen Grollen heraus; in der „Amphitrite“ dichtet er den indischen Mai auf das deutsche Schiff und in den „Auswanderern“ denkt er sich die Schwarzwälder Trinkkrüge in der Hand der Tscherokesen. Seit 1832 aber sucht er Fälle auf, in denen solche malerischen, historischen oder noch lieber ethnologischen Antithesen Wahrheit sind und nicht bloß Dichtung: den schlittschuhlaufenden oder auf dem Jahrmarkt die Pauke schlagenden Neger, die Griechin auf der Messe, die Roßschweife des Paschas vom deutschen Eilwagen aus gesehen. Damit ist aber der Höhepunkt seiner Romantik erreicht: er hat das Aufsuchen „poetischer Situationen“ als Hauptmittel seiner Technik erkannt. Und das bleibt denn für die ganze erste Periode bezeichnend. Er begnügt sich nicht mehr, „poetische Fälle“ zu erträumen, sondern er sucht sie im Leben auf und versucht ihren malerischen Reiz wiederzugeben.

Was eigentlich „Romantik“ sei, ist ja vielfach umstritten. Mir scheint doch von all den vielen Punkten, die man zu ihrer Charakteristik ausgehoben hat, dies der wichtigste: die romantische Kunst sucht poetische, malerische, musikalische Effekte in der Wirklichkeit, die klassicistische bildet sie aus der Wirklichkeit heraus. Arnim und Brentano, Cornelius und Overbeck, Victor Hugo und Ary Scheffer gehen in geographische und

historische Fernen, um dort Effekte zu finden, die sie ihrer Kunst einverleiben; Lessing und Goethe, Knaus und Herkomer suchen, was um sie herum lebt und webt, zu künstlerischer Wirkung zu bringen. Es versteht sich, daß auch hier die Grenzen fließend bleiben. Auch Goethe verlangte, daß man suche, daß man einen Fall ausfindig mache, der für die poetische Durchbildung besonders geeignet sei; auch Victor Hugo hat das Gefundene nicht einfach reproduziert, sondern im Sinn seiner modernen Persönlichkeit durchgearbeitet. Aber es finden sich doch extreme Fälle, in denen das Charakteristische fast ohne Beimischung auftritt. Und in diesem Sinn ist Freiligraths erste Epoche reinste Romantik. Überall sucht er poetische Effekte — je greller, desto besser. Er versetzt die Völker vom heimischen auf fremden Boden wie ein orientalischer Despot. Er arrangiert historische Kostümfeste vor dem schlafenden Napoleon und malt geographische Dioramen vor Heinrich des Seefahrers Augen; er kontrastiert das Grab des europäischen Generals mit dem des Mahrattenführers. Oder er sucht pathetische Momente auf, den Großvezier, den eine dünne seidene Schnur vom höchsten Glück in die Vernichtung führt; Grabbe, den Dichter, als hochragenden Tempel und dann als Ruine geschildert; in trübem Nebel verliert die auswandernde Schaar ihren Führer:

> In der See ruht, der die Erde
> Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Kontraste überall. Kulturkontraste: dem Araber in der Wüste wird die gedruckte Zeitung gezeigt; der ungläubig gewordene Dichter betrachtet seine Kinderbibel. Geräuschkontraste: im Wirtshaus Sprachenlärm, im Bivouak mischt sich der Ton des Chorals mit dem Geschrei der Spieler, auf der Messe wirbeln alle Instrumente durcheinander. Am liebsten aber — und das ist bezeichnend — Farbenkontraste, oft mit aufdringlicher Deutlichkeit. Der schwarze Arm ist goldumreift. Der Mohr fällt; sein Blut wird „des Schwarzen Scharlachgabe" genannt.

Der weißen Sterne Schein glänzt in der blauen Feldung.

Wie weht zur grünen Erde
Dein Schleier weiß und lang!

Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd.

Um ihre grauen Thore fliegt scharlachner Fahnen trotzig Wehn.

Wo diese Farbenkontraste nicht anzubringen sind, wird wenigstens die einzelne Farbe stark aufgetragen, am liebsten eine solche, die auch in der Malerei leicht exotischen Effekten dient. Braun, gelb und rot sind die Lieblingsfarben des jungen Freiligrath, die er nicht müde wird, in den Vers zu bringen:

Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Eine Streu von Blättern, gelber
Als Gold, ruht im Gemach.

Er spricht von „der Wüste loderndem Gelb“, er widmet (in dem Gedicht „An das Meer“) dem Purpurrot einen ganzen Gesang. Diese Farbe herrscht vor allen und alle Vergleiche werden gern angewandt, um sie zu heben: Purpur, Scharlach, Blut, Flamme. Neben dieser arabischen Trikolore Braun-Gelb-Rot bevorzugt der farbenfrohe Dichter noch die Extreme schwarz und weiß; dagegen treten die deutschen Lieblingsfarben ganz zurück: grün, das alte Epitheton für Wald und Wiese, wird nur nebenbei anteilslos verwandt; und blau, die Leibfarbe der älteren deutschen Romantik, fehlt gerade in der ersten Periode fast ganz. Das sind Dinge, die unwichtig scheinen, und es auch an sich sind; aber wie Leitmuscheln zeigen sie die Richtung des Geistes an. Opposition liegt in all dem, Opposition gegen das farblose Heim und sein stilles Leben, Sehnsucht nach vollen, starken Farben. War es doch dieselbe Zeit, in der die Malerei den gleichen Drang fühlte, in der die belgischen Historienmaler dem matten akademischen Ton die blendenden Farben gegenüberstellten, mit denen dann 1841 Gallait und de Biefve Europa eroberten. Und mit vollem Recht hat

deshalb Freiligrath diese politisch scheinbar so zahme exotische Poesie als Vorklang seiner revolutionären Zeitdichtung aufgefaßt. „Meine erste Phase", schreibt er 1852 (Buchner II, 264) an F. A. Brockhaus, „die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Sozietät."

In diesen Zusammenhang gehört denn auch das berühmteste Handwerkszeichen der Freiligrathschen Muse: die vielgepriesenen und viel parodierten „Freiligrathschen Reime". Gerade sie lassen jene Vorbereitungszeit bis 1832 von der vollen Blüte der ersten Periode scharf abgrenzen. Vereinzelt kommen solche grellen Reime schon in seinen frühesten Gedichten vor (nur das „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" entbehrt sie ganz, während es doch schon eins der beliebten Neger-Farbenspiele Freiligraths zeigt:

Woher die Glut, die flücht'ge, grelle,
Die jener Wolke Schwarz umfliegt,
Wie sich ein Mantel, weiß und helle,
Um eines Mohren Glieder schmiegt —

eine Vorübung gleichsam auf jenen berühmten Vergleich des aus dem weißen Zelt tretenden Mohren mit dem verfinsterten Monde, den Heine im Atta Troll so übermütig parodiert hat). Aber Reime wie Ägypten: Gelübden, Padischah: Janina, zeigt erst jenes Gedicht „Vier Roßschweife" und es zeigt auch schon in der Form ihre Quelle: Victor Hugos „Orientales". Ein halbes Jahr später ist dann „Der schlittschuhlaufende Neger" entstanden (Januar 1833), der diese Manier schon bis zur Selbstberauschung treibt:

Du, von Gestalt athletisch,
Der oft am Gambia
Den wunderlichen Fetisch
Von Golde blitzen sah,

Oft unter dem Äquator
Des Panthers Blut vergoß
Und nach dem Alligator
Mit giftigem Pfeile schoß —

Heine durfte mit Recht den „Mißbrauch der fremdklingenden Reime" bei Freiligrath rügen; nur irrte er, wenn er „die Barbarei beständiger Janitscharenmusik" aus einem „Fabrikantenirrtum" entspringen ließ. Sie entsprang vielmehr aus dem überreizten Gegensatz gegen den matten und trivialen Reim vieler Zeitgenossen. Genau so hatte Byron seine kühnen Reime der zahmen Poesie seiner Zeitgenossen entgegengeschleudert und er wie seine feindlichen Brüder von der Seeschule, Wordsworth, Coleridge, werden von Freiligrath selbst (Buchner I, 289, 301) als Anreger genannt. Neben den Franzosen mit ihrer fiebernden Unruhe gab das stille Naturgefühl der „Seeschule" ihm einen beruhigenden Ausgleich; in formeller Hinsicht aber haben die Unruhigen, Byron wie Victor Hugo, allein ihn beeinflußt. Es war natürlich, daß der Schüler übertrieb. So hatte einst Ramler der Poesie durch majestätische Worte einen neuen Aufschwung geben wollen, und gleich trieb sein Schüler, der Leipziger Professor Clodius, die Manier auf die Spitze und ward von dem jungen Goethe mit einem Spottgedicht bestraft, das sich wie eine der vielen Parodien auf Freiligrath liest:

> Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
> Dann weint der Patriot an deiner Katakombe!

Aber die Übertreibung wirkte, weil die Absicht daraus nur um so deutlicher sprach. Man empfand den Widerspruch gegen die übliche Art und jauchzte ihm zu wie jeder oppositionellen Regung. Und man erkannte selbst in dieser Äußerlichkeit eine Individualität, der die deutlichen Einflüsse von Lenau und Chamisso, Byron und Victor Hugo die Originalität nicht hatten rauben können. Abermals irrte Heine, wenn er in Freiligraths Anerkennung ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa erblickte: die große Masse verlange realistische Kost, und Freiligrath sei exakt wie ein Orientreisender, seine Gedichte ein Appendix zum Cottaschen „Ausland". Nein, der Jubel, der Freiligrath empfing, war gerade ein Beweis, wie die Menge nach Poesie lechzte, wie sie, von der Lauheit der herrschenden Luft ermüdet, den Samum der Wüste, verderblich aber mächtig,

ersehnte. Nur das ist richtig, daß für das wahrhaft Poetische die Menge eben nicht der beste Richter ist. Wenn Heine den Fichtenbaum von der Palme träumen ließ, so wirkte sein stillerer lyrischer Ton auf feinere Gemüter gewiß stärker als die polternde Antithese des vielgereisten Schiffsmastes bei Freiligrath:

Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab Zwiesprach ich gehalten.

Die Gefahr war da, daß Freiligrath seine Eigenart zur krankhaften Manier ausbilden werde, daß sein technisches Hauptmittel wirklich zum Fabrikantentric herabsinken könnte. Er stand dicht vor dem Abgrund, der so viele Talente verschlungen hat: vor der sklavischen Kopierung der eigenen Originalität.

Da kam die mächtige politische Strömung an seine künstliche Insel. Er hat es eifrig bestritten, daß Hoffmann von Fallersleben ihn bekehrt habe; und zu Georg Herwegh hat er sich ja zuerst in ausdrücklichen Gegensatz gestellt, was beide Parteien zu heftigen persönlichen Angriffen führte. Aber die ganze Bewegung, die jene beiden vertraten, hat doch gewiß stark auf ihn gewirkt. Er gab dem „Glaubensbekenntnis" ein Motto aus Chamissos Briefen mit: „Die Sachen sind, wie sie sind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig." Jene Poesie, die nicht mehr bloße Bekenntnispoesie sein wollte, sondern Agitationsdichtung, jene Poesie, die direkt ins wirkliche Leben eingreifen wollte, hat ihm die Augen über sich eröffnet.

Nichts ist charakteristischer als der Wandel, der sich in Freiligraths Anschauung vom Wesen der Poesie vollzieht. Wie alle seine Zeitgenossen, wie alle Epigonen spricht er gern und viel von Dichter und Dichtung. Und bezeichnend ist es nun, wie er überall in seiner ersten Periode die Poesie poetisch machen will. Er sucht der Dichtung Hauch im Wasser; er taucht seine Hand in die Flut, um sein Lied zu färben; er muß mit dem eigenen Herzblut sich „seinen Liederpurpur färben".

Er wirft selbst die Frage auf, was Poesie sei, und antwortet mit einer Aufzählung effektvoller Situationen. Er schildert den Gedanken als Blick, die Poesie als Hifthorn; er erzählt von seinem Gedankenreich, darin die Gedanken der Hofstaat sind. Der Dichter ist ihm eine romantische Figur, mit dem Kainsstempel gezeichnet. „Mein Nero, weh mir! ist die Poesie." Und so wird auch das Publikum malerisch verkleidet: er denkt sich zu den Nomaden im Bann von Mekkas Thoren; oder er will doch aus einer Wolke zu den Hörern reden, daß er die prosaische Lesewelt nicht zu sehen braucht. — Ganz hat sich Freiligrath von dieser romantischen Stilisierung des Dichters und des Dichtens nie emanzipiert. Auch später noch schleudert er in Alt-Englands Nebel „die Granate Fieberphantasie", oder wirft er die Lieder als Feuerbrände und Späne in den Strom. Aber er hat doch nicht umsonst 1842 der Romantik in dem Gedicht „Ein Flecken am Rheine" aufgesagt:

Dein Reich ist aus! Ja, ich verhehl' es nicht.
Ein andrer Geist regiert die Welt als deiner.
Wir fühlens alle, wie er Bahn sich bricht,
Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er strebt, er ringt — so strebte vor ihm keiner!

Und nun konnte er (1846) das Lied „Requiescat" singen, das ohne romantischen Aufputz das Elend des Alltagskampfes schilderte, und nun konnte er sich hier selbst die Worte zurufen, die eine neue Zeit bedeuten:

Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!

Nun konnte er in der „Antwort" die Forderung, daß der Dichter ganz vom bürgerlichen Leben losgelöst sein solle (die doch noch P. Heyse in seinem „Merlin" erneut hat), verächtlich als „Redeschwall" bezeichnen; nun konnte er rufen, der Dichter solle mit dem Volke gehen, und mahnen:

Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!

Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

Was hätte dazu der Poet gesagt, der sich in die Wüste flüchten wollte? Und doch — er hätte ihn verstanden. Wiesen wir doch selbst schon auf den oppositionellen Charakter seiner ganzen früheren Dichtung hin, und auch im Einzelnen fehlen der ersten Periode revolutionäre Vorklänge nicht. Schon im „Tod des Führers" grollt die soziale Anklage:

Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein totes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Und wie der „Verbannte" ein Lieblingsmotiv dieser Jugendgedichte ist, das Freiligraths Schicksal prophetisch vorzudeuten scheint, so trägt die „Irische Witwe" schon den ganzen Zorn politischer Entrüstung in diese sonst so unpolitische Sammlung. Aber der Tod des Führers, der Verbannte, die irische Witwe waren immer noch vor allem als poetische Motive empfunden, vereinzelt, des Aufsuchens wert. Jetzt erst, als immer stürmischer die neue politische Dichtung erscholl, erkannte Freiligrath, daß die Poesie nicht gesucht zu werden braucht. Jetzt gingen ihm die Augen auf: „Dieses auch ist Poesie!" Jetzt erkannte er, daß das leidenschaftliche Ringen eines hochgebildeten Volkes es an poetischer Kraft reichlich mit dem Dahinjagen brauner Beduinen aufnehmen könne, daß der Kontrast zwischen dem König auf dem Deck des Schiffes und dem Heizer unten, der es bewegt, so wirksam sei wie der zwischen „Ritter und Seldschuck", daß der Tod oder die Not hungernder deutscher Kinder das Herz inniger bewegen könne als die Degradation des Mohrenfürsten zum Zirkusmusikanten. Die Zeit hatte einen neuen Inhalt gewonnen, und der Dichter brauchte nicht mehr in die Weite zu schweifen, um Kampf, Bewegung, volle

Töne zu finden. Und so ward der Dichter einer etwas müden, etwas blasierten, nach exotischen Reizen hungernden Lesewelt zum Propheten des thatkräftigen, stürmenden Volkes.

Auch diese Periode scheidet sich in zwei Hälften. Im „Glaubensbekenntnis“ ringt er noch mit dem neuen Stoff, wendet er noch gern ausgeführte Gleichnisse und historische Anekdoten an, um ihn zu poetisieren. Die Menschheit ist ein Baum; Deutschland ist Hamlet; die Königsherrlichkeit ist ein zerschmelzender Eispalast. Oder Georg Wilhelms Fensterkreuz, Louis Ferdinands Zopf, das Hazardspiel auf der Ebernburg werden aufgegriffen und daran mehr oder minder geistreiche Betrachtungen geknüpft. Schlimme Wortspiele stellen sich ein, die freilich auch später noch vorkommen:

Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch.

Ein Kunstmittel, das Freiligrath in seinen stärksten politischen Gedichten mit Meisterschaft handhabt, die Anapher, wird im Übermaß und oft mehr störend als fördernd angewandt. Freiligrath übt sich erst in dem neuen Ton. Dann aber kommen 1849 und 1851 die beiden Hefte „Neuere politische und soziale Gedichte“, von denen besonders das erste Freiligrath als Agitationsdichter auf der Höhe zeigt. Man kann den Ton bedauern, man kann die Tendenz verwerfen; aber dem mächtigen Eindruck, den „Die Toten an die Lebenden“ oder „Berlin“ mit ihrem wilden Pathos, mit ihrer vor Entrüstung zitternden Stimme, mit ihren donnernden Schlußworten machen, kann kein Gedicht Herweghs oder eines anderen Revolutionsdichters eine ähnliche Wirkung zur Seite stellen. Vor nicht langer Zeit hat einer der größten lebenden Kenner der Weltlitteratur, der Philolog Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, sich verwundert darüber geäußert, daß man Freiligrath je für einen Dichter gehalten — denselben Freiligrath, dem kein geringerer Richter als Clemens Brentano schrieb, seine Poesie sei tiefer als die Byrons! (Buchner I, 358.) Uns scheint das eine Urteil so unbegreiflich wie das andere. Ein Byron ist Freiligrath nie gewesen — dazu fehlte dem herzensguten, prächtigen Menschen

schon die dämonische Tiefe der Erfahrungen, die der britische Lord besaß. Und ein echter Dichter war der Mann gewiß, der die furchtbare Aufregung jener Sturmtage in dauerndes Erz umzugießen wußte, daß noch heut unser Herz erzittert, wenn wir jene mächtigen, aus Zorn und Liebe gemischten Akkorde lesen.

Auf den Dichter dieser Epoche paßt keins von Heines Tadelsworten mehr. Den Gebrauch der tönenden Reime schränkt er auf sichere Wirkung ein; der Orienttraum ist verflogen. Selbst äußerlich stellt sich das dar, in dem jene einst so beliebten Farbworte und mehr noch die Farbenkontraste abnehmen und die gesuchte Buntheit einer gleichmäßigeren Färbung Platz macht. Manches kehrt in der letzten Periode wieder, aber die Grellheit der ersten hat Freiligrath nie wieder erreicht.

Über diese dritte und letzte Periode ist wenig zu sagen. Es ist, wie Buchner richtig bemerkt, die Zeit der Gelegenheitsdichtungen im engeren Sinn: Gratulationen, Weihelieder, Denkreden in poetischer Form, die mehr den prächtigen Menschen mit seinem gutherzigen Humor, mit seiner Freude am Loben und Feiern, mit seiner in lebenslanger Arbeit erworbenen festen Heiterkeit als den Dichter im besten Licht zeigen. Überall erfreut die volle und frische Persönlichkeit, die so grundverschiedene Naturen wie Gottfried Keller und Emanuel Geibel erobern mußte; und der Deutsche freut sich mit Recht, wenn er in seinen Dichtern vor allem auch den Charakter schätzen kann. Das hat Lessing und Schiller und Uhland so populär gemacht, und das hat auch zu Freiligraths Popularität geholfen. Auch seine bekanntesten Altersgedichte haben mehr diesem ansprechenden Charakter als dichterischer Bedeutung ihre Beliebtheit zu verdanken. Daß der lange Zeit Verbannte, der unbeugsame Republikaner mit Begeisterung die Sache seines Vaterlandes ergriff, das war ein schönes Zeugnis und ließ Jeden sein „Hurrah, Germania!“ und die „Trompete von Gravelotte“ mit einer ganz besonderen Freude begrüßen, während doch namentlich das erste, 1870 sehr populäre Lied außer einer kräftigen Personifikation der zu Arbeit und Kampf gerüsteten Germania fast nur Deklamation bringt. In solchen

Personifikationen blieb Freiligraths echte Dichterkraft sich am längsten treu: so hat der Jüngling den Frühling, den Tod gezeichnet, der reife Mann sein Heimatland Westfalen, Colonia und den Rhein; und vielleicht am mächtigsten hat er 1848 den Schutzgeist der Revolution leibhaft werden lassen, den Grimm:

Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehobenen Armes, wehnden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rote Fahne läßt er weh'n hoch auf den Barrikaden.

Es ist fast dieselbe Situation, in der er 1848 den Grimm vorführt und 1870 die Germania: zur Abwehr gerüstet, kampffroh und doch im Herzen den Frieden ersehnend. War es nicht eine schöne Entwickelung, die den Mann, der einst die Dichtung auf eine höhere Warte als auf die Zinne der Partei gestellt, der dann leidenschaftlich die Fahne einer Partei ergriffen hatte, zum Schluß einmünden ließ in den Strom allgemeiner nationaler Begeisterung? Wir dürfen da auf ihn die Worte anwenden, die er Berthold Auerbach zugerufen hatte:

Das Alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen:
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen.

Selbst in seinen meisterhaften Übersetzungen spürt man diesen Herzschlag des Lebens, in der Auswahl so gut, die von den Freiheitsdichtern Burns und Byron zu der ruhigen Weltbetrachtung Longfellows führt, wie in dem ganzen Ton, in geschickten Anpassungen an den wechselnden Stil der herrschenden Dichtung. Und dieser Anschluß an die nationale Entwickelung, der ihn vor dem unfruchtbar einsamen Alter seines Antipoden Herwegh geschützt hat, gewinnt eine typische Bedeutung, wenn wir ihn mit dem Werdegang von Zeitgenossen wie Gottfried Keller und Emanuel Geibel vergleichen. Überall erblicken wir da eine Entwickelung, die aus der poetischen

Ferne in die poetische Gegenwart führt, überall den gesunden Friedensschluß mit den Kräften der Neuzeit; und der Dichter, den man so irrig oft nur als einen Virtuosen rasselnder Reime und bunter Bilder auffaßt, hat das Programm der gesamten neueren Literatur ausgesprochen, wenn er auf die Bedrängnis und den Kampf in ihren modernen Formen wies und rief:

> Dieses auch ist Poesie,
> Denn es ist das Menschenleben!





Viktor Hehn.

Geb. 8. Oktober 1813. Gest. 21. März 1890.

Es gehört zur Technik der Weltgeschichte, daß sie von Zeit zu Zeit verwickelte Reihen von Erscheinungen in einem Ereignis oder in einer Persönlichkeit gleichsam zusammenfaßt und scharf modelliert. Betrachte ich das Bild Viktor Hehns, wie ich es aus seinen Schriften und geringer persönlicher Bekanntschaft gewonnen habe und wie es durch das liebevoll ausgeführte Portrait Schiemanns (Th. Schiemann, Viktor Hehn. Ein Lebensbild. Stuttgart, Cotta. 1894.) bestätigt wird, so meine ich die Geschichte der Germanen in nuce vor mir zu sehen. Die Urgermanen trieb ein dunkler Drang aus den kalten, trüben Gefilden des Nordens zu südlichen Auen; mit elementarer Kraft hat diese Sehnsucht Hehns Leben beherrscht und gestaltet. Einem Führer sich leidenschaftlich hinzugeben bis zur Verleugnung der eigenen Freiheit, das ist altgermanische Art; so hing er an Bismarck, an Goethe. Aristokrat ist der alte Germane, stolz auf seinen Stamm, voll Familiensinn, von Hochmut nicht frei; das alles war ihm eigen. Nun aber ist dies Naturell in beengende Verhältnisse geraten, die ihm nicht gestatten, sich voll auszuwachsen; fremde Kulturen und Unkulturen bedrängen die germanische Art, Christentum und Humanismus erziehen, biegen, brechen. Dazu die sozialen Nöte, wie ein glücklicheres Klima sie anderen Völkern nicht in gleicher Schärfe

mitgiebt. Auf diese Art kommt in die germanische Natur ein Bruch, etwas Elegisches, eine gefährliche Bereitschaft zur Resignation. Sie kennzeichnen Hehn aufs vollkommenste. Der wilde Kämpfer der Urzeit, der nach der Schlacht die Hälfte seines Lebens in Ruh auf der Bärenhaut verdehnte, wirft mit einem Male seine Leidenschaft in die Arbeit, in fleißigste Tagesarbeit. Die volle Aneignung fremder Kultur wird ihm zum Ideal. Sie hat Hehns Tage erfüllt. Da bricht plötzlich von außen her Gewalt ein, furchtbar, brutal, der dreißigjährige Krieg, Rückgang aller gesunden Entwickelung: das ist Hehns Exil in Tula. In sorgsamer, leiser Arbeit sucht er Verlorenes wiederzuerobern, bis er endlich zu neuer Hingabe an seine Ideale Gunst der Umstände und Muße findet: eine neue Blütezeit bricht für Hehn nach der petersburger Amtsperiode an. Bald folgt neue Vereinzelung, neue Erhebung am Bilde Bismarcks. Das Ergebnis ist ein ruhmreiches und fruchtbares Leben, aber kein glückliches.

Man halte die Parallele nicht für eine bloße Spielerei. Daß jene ewigen Gegensätze, die den Germanen ihr Schicksal formten, auch für Hehns Leben maßgebend waren, das ist Ruhm und Tragik seiner Laufbahn. Der Recke und der Stubengelehrte, der Verehrer feiner Form und der Mann leidenschaftlicher Antipathien, der Herold kerndeutschen Wesens und der Prophet italischer Art treffen zusammen. Die Figur eines urgermanischen Kämpfers zierlich in Elfenbein geschnitzt — man könnte es sich nicht vorstellen, wenn man es nicht in Viktor Hehn vor sich sehen würde.

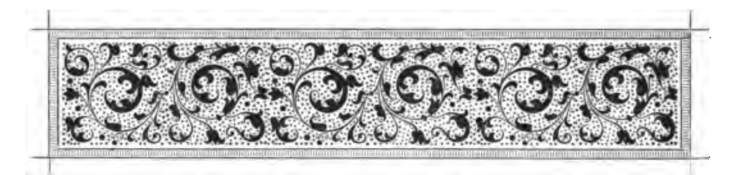
Elfenbein — ja, das ist das Wort. Zierlich und elegant aus dem reinsten Material geschnitzt, stehen seine Arbeiten vor uns in mustergiltiger Prosa, in sorgfältigster Ausstattung; Druckfehler waren ihm verhaßt, „wie Wanzen im Bette“. Dabei aber sind all diese glänzenden Werke, die „Kulturpflanzen und Haustiere“, das Buch „Italien“, die „Gedanken über Goethe“ und die übrigen litterarhistorischen Arbeiten (von denen die schöne Schrift „Über Goethes Hermann und Dorothea“ aus dem Nachlaß herausgegeben ist), nur Bruchstücke eines geplanten Riesenwerkes: einer Kulturgeschichte Europas. Schie-

mann erst verdanken wir diese Mitteilung, die auf Hehns ganze wissenschaftliche Thätigkeit ein ungeahntes Licht wirft. Er wollte offenbar zunächst die Elemente der europäischen Kultur feststellen und sammelte dazu eifrig in Kollektaneen über Sitte und Art der Russen, der Franzosen, der Italiener. Dann sollte die große Befruchtung europäischen Geistes vom Orient her (denn so faßte mindestens Hehn den Gang der Weltkultur auf) beleuchtet werden an der Wanderung derjenigen Pflanzen und Tiere, die den Lebensunterhalt der Europäer schaffen. Spätere Untersuchungen sollten dann die deutsche Litteratur als höchste Blüte dieser Entwickelung zeigen und zu Goethe als ihrem Gipfelpunkt hinaufführen. Ein gigantischer Plan! — und mit welchem Rieseneifer hat Hehn dafür gewirkt! Seine politischen und seine philologischen Studien — von denen beiden Schiemanns Buch Nachrichten und Proben giebt — finden ihre Einheit in einem steten Hinblick auf Civilisation, Humanität, Bildung. Und wo er nun Feinde dieser Gegenstände seines Studiums und seiner Liebe sieht, da haut er wild darein mit echter „furia tedesca". Schiemann bestreitet, daß das Buch über die Russen „gehässig" sei; lassen wir das Wort fallen, weil es einen kleinlichen Nebensinn hat, und schreiben wir dafür das stärkere „haßerfüllt". Ein paar Worte schwacher Anerkennung für einzelne altrussische Charakterzüge können nicht darüber hinwegtäuschen, daß Hehn den Russen haßte als Erbfeind der Civilisation, als Erbfeind des Deutschtums. Das ist bei dem Deutschen der Ostseeprovinzen, bei dem Opfer russischer Einrichtungen auch wahrlich begreiflich genug. Aber auch seine sehr viel später erst erwachte, dann immer stärker werdende Abneigung gegen die Juden ist verständlich. Hehn ist durchaus kein Verfechter der unbedingten Nationalitätsidee. Gegen die hat er vielmehr mit Entschiedenheit gesprochen: „Im allgemeinen darf man behaupten, daß jedes nationale Streben vom Übel ist und das böse Prinzip in der Geschichte in sich trägt. Die Völkerscheidung ist von Natur schon fest genug gemacht: den Menschen allgemein zu machen ist Bewegung des Geistes. Was nationale Schranken niederwirft, ist Fortschritt, ist human; was sie befestigt, ist barbarisch." (S. 177). Hehn vertritt ganz

wie Renan und Nietzsche die Ansicht, daß jede Nationalität ein Individuum ist, das soviel, wie es verdient, gelten soll. Von diesem Standpunkt aus kann ihm so wenig einfallen, Russen und Deutsche als gleiche Größen anzusehen, wie Lasker und Bismarck. Es gilt zu wägen. Nun ist natürlich, daß der Richter die eigene Hand in die Wagschale legt; dem ist Hehn nicht entgangen. Parteiisch ist er, subjektiv ist er so gut wie einer. Wie seinem Freund Vischer eigentlich nur der Schwabe der richtige Deutsche ist, so ihm der Franke; denn aus Franken stammt seine nach Livland erst 1766 ausgewanderte Familie, und reizende Aufzeichnungen schildern seine Fahrt in die ältere Heimat. Nach einem Muster mißt er alles; Schiller fällt ihm neben Goethe zu Boden; der Preuße neben dem Franken. Schiemann bemerkt mit Recht, er sei nicht „preußisch“ gesinnt gewesen, sondern „bismarckisch“, wie einst Goethe „fritzisch“ fühlte. Daß nun neben einem so bestimmten und engen Musterbild spezifisch nationaler Art die ursprünglich internationalen Juden schlecht bestanden, begreift sich. Hehns Ideal war der verallgemeinerte Goethe: ein Franke aus guter bürgerlicher Familie, der sich an Homer gebildet hat und auf italienischem Boden zur höchsten Bildung herangereift ist. Börne, Heine, Lassalle, Lasker widersprechen diesem Ideal Zug für Zug. Und von den in der Litteratur und Politik thätigen Juden treibt Hehn seine Antipathie dann weiter. Wesentlich zwar ist sie bei jenen stehen geblieben. Er macht Studien über „judaistisches“ und „heinisierendes“ Deutsch; gleich daneben stellt er freilich auch zur Verzweiflung Wustmanns das sächsische Deutsch als eine andere Entartung. Das Geistreichelnde, Gesuchte, Prickelnde ist ihm zuwider wie es jeder feinen Empfindung ärgerlich ist. Ebenso haßt er mit seinem Vorbild Goethe den Radikalismus, dem es an Ehrfurcht vor der Natur und jedem großen Organismus, Staat, Kirche, Gesellschaft, klassische Litteratur fehlt. Daß beides bei den Juden besonders häufig ist, muß man zugestehen und kann es auch wohl erklären; nur man darf in ihnen nicht die alleinigen Vertreter dieser Fehler erblicken. Man kann das affektierte Witzeln gerade in der Form, die Hehn als typisch „judaistisch“ beschreibt, nicht

weiter treiben, als der reingermanische Judenfeind Wolfgang Menzel in seinen „Streckversen“, den Radikalismus nicht blinder gegen alles Organische ankämpfen lassen, als die Radikalen romanischer Zunge. Hier war aber Hehn selbst radikal, verblendete sich mit den Jahren selbst, wie er denn überhaupt im Umgang durch ein Gemisch von Schüchternheit und Strenge sich mehr und mehr isolierte. Er liebte Berlin, rühmt sein Klima, seine Bäume; es war ihm als Kaiser Wilhelms und Bismarcks Sitz, als Vorort des Deutschtums wert. Dennoch wurzelte er nicht fest; er blieb ein Gast.

Und einsam wie der Mensch war der Gelehrte. In Petersburg hatte er mit großem Erfolg gelehrt, seine Bücher fanden gerechte Bewunderung und machten Schule. Aber überall waren es nur seine Methode und seine Ergebnisse, die anzogen; zu seinen Zielen ging niemand mit ihm. Und die, die seiner großartigen Art, Philologie zu treiben, am nächsten verwandt waren, stieß er selbst mit launenhafter Abneigung zurück: so Mommsen, so Scherer. Ein paar Leute vom dritten und vierten Rang, die seiner doch nicht wegzuleugnenden Eitelkeit huldigten, die nichts forderten und alles mit Dank nahmen, bildeten seinen letzten Freundeskreis; auch hierin war er F. Th. Vischer zu vergleichen. Mit lebhaftester Ruhmbegier war er ins Leben eingetreten; als der politische Radikalismus, die Byron-Schwärmerei, das gesucht „Poetische“ seiner Jugendjahre dahinschwanden, wandelte diese Eigenschaft sich nur leise um zu einer stillen aber stetigen Vergleichung der eigenen mit fremden Leistungen. Er machte sich nicht allzuviel aus beliebigen Kritikern, aber der künftige Ruhm schmeckte ihm süß auf der Zunge vor. Er durfte gewiß sein, in der deutschen, ja der europäischen Kulturgeschichte nicht nur als bedeutender Historiker, sondern auch als ein nicht unwichtiger Faktor zu zählen, als einer jener Volkspädagogen, deren Zahl das deutsche Volk schmückt. Seine Schroffheiten wird man vergessen und seine Beengtheiten; das Gute und Große bleibt, und es bleibt das merkwürdige Bild einer Persönlichkeit, zu deren vollem Verständnis wir fast zwei Jahrtausende deutschen Lebens überschauen müssen.



Friedrich Rohmer.

Geb. 21. Februar 1814. Gest. 11. Juni 1856.

Daß ein Mann namens Friedrich Rohmer einmal existiert und eine bestimmte Rolle gespielt hat, wissen vermutlich jetzt in Deutschland beinahe nur diejenigen, die Fontanes reizendes Buch „Chr. Fr. Scherenberg und das litterarische Berlin von 1840—60" kennen; und leider wird deren Zahl keine sehr große sein. Aber auch die, welche dies Büchlein gelesen haben, werden erstaunt sein, wenn sie hören, daß ein sehr ernsthafter Mann, Rudolf Seyerlen — Professor der Theologie in Jena — in zwei starken Bänden „Friedrich Rohmers Leben und wissenschaftlichen Entwickelungsgang" hat erscheinen lassen (München, 1892, als Band V und VI von „Friedrich Rohmers Wissenschaft und Leben"). Denn so wird Rohmer bei Fontane auf Grund des Berichts eines Mannes, der ihn gekannt hat, charakterisiert: „Rohmer war in erster Reihe Bohème, Lumpaci-Vagabundus und Pumpgenie, dann erst Phantast und Ideologe. Ohne Selbstsucht, ohne jedes Gleichgewicht, gefiel er sich dann, von einer Weltherrschaft unter einer Dynastie Rohmer zu träumen ..." Und diesen selben Mann finden wir nun nach dem Bericht seines Biographen mit den leitenden Staatsmännern von Oesterreich und Preußen in Briefwechsel, und mit dem alten König Ludwig von Baiern in direkter hoch-

politischer Verhandlung; wir finden ihn von Männern wie dem berühmten Juristen Bluntschli und dem Begründer des „Geschichtskalenders" Schultheß wie einen Halbgott verehrt, und seine Theorien von einer Gemeinschaft treuer Anhänger mit Opfern gesammelt, erläutert, an die Öffentlichkeit unserer Tage gebracht!

So seltsam dies nun aber erscheint, ist doch vielleicht gerade unsere Zeit eher in der Lage es zu verstehen, als die vorige Generation das gekonnt hätte. Denn ich kenne keine historische Persönlichkeit, die einem Lieblingstypus der modernsten Litteratur, dem „genialen Mann", so genau entspräche wie Fr. Rohmer. Man meint, er müßte für den Lövborg der „Hedda Gabler", für den Johannes Vockerat der „Einsamen Menschen" Modell gestanden haben — und seine Verehrer für die Anhänger des Kneipgenies in Strindbergs „Rotem Zimmer". Auch ist er schon bei Lebzeiten der Held eines charakteristischen Romans geworden, der schon im Namen an neuere Tendenzen, an Richard Wagner und Eduard Grisebach erinnert: „Der Tannhäuser" von Adolf Widmann; und Gutzkow hat ihm in den „Rittern vom Geist" ein mißlungenes Porträt gewidmet. Wenn Rohmers Zeitgenosse Max Stirner, in manchem Punkt ihm verwandt, gerade jetzt von dem litterarischen Vertreter des theoretischen Anarchismus, John Henry Mackay, auf den Schild erhoben wird, wenn ein dritter, berühmterer religionsphilosophischer Abenteurer und politischer Reformer, Chr. Josias v. Bunsen, in einer neuerdings erschienenen Biographie den Konservativen als Muster eines christlichen Staatsmannes vorgehalten wird, so dürfte dies Zusammentreffen nicht zufällig sein. Es lebt und webt etwas in unserer Zeit, das sie den Jahren um 1850 ähnlich macht; und wenn ich auch weit davon entfernt bin, aus unserer dramatischen Welt direkt auf die wirkliche zu schließen, so wird man doch annehmen dürfen, daß die Stirner, die Bunsen, die Rohmer allmählich wieder anfangen, in der signatura temporis Buchstaben und Zeichen zu bilden. Dieser Umstand giebt uns vielleicht das Recht, mit einigen Worten auf den merkwürdigen Mann hinzuweisen, der mit jener

Charakteristik bei Fontane denn doch noch keineswegs erschöpfend gezeichnet ist. —

Friedrich Rohmer wurde am 21. Februar 1814 zu Weißenburg, einer alten Reichsstadt zwischen Nürnberg und Augsburg, geboren. Max Stirner, 1806 in Bayreuth geboren, gehört derselben Gegend an; Friedrich Nietzsche, der größte Vertreter desselben Typus, ist, wie Rohmer, der Sohn eines Pfarrers. — Früh beginnt das Kind zu grübeln, sich in sich selbst zu versenken. Er studiert in München, wo Schelling und der Rohmer persönlich befreundete Philosoph und Theolog Niethammer auf ihn einwirken. Von den Klassikern der Philosophie steht ihm Spinoza am höchsten. Aber das ungeheure Selbstbewußtsein des Jünglings erträgt es nicht, eine fremde Weltanschauung aufzunehmen. Er fühlt sich berufen, das Welträtsel endgiltig zu lösen. Einundzwanzig Jahr alt, läßt er 1835 die Schrift „Anfang und Ende der Spekulation" erscheinen. Die Orakelsprüche, die er hier voll stolzer Sicherheit erläßt, haben ihn für immer gefesselt. Mit dem Satz „Sein besteht aus Unterlage und Eigenschaft", mit einem einfachen Rückschluß aus der Grammatik in die Metaphysik, glaubt er einen ungeheuern Fund gethan zu haben. Die schlichte Aussage, daß ein Ding mehr sei als die Summe seiner Eigenschaften, die Erhebung der syntaktischen Definition: „Jeder Satz besteht aus Subjekt und Prädikat", zur Weltformel ist für ihn die Riesenthat, durch die er sich zum Meister der Welt macht!

Immerhin — Arthur Schopenhauer war sogar zehn Jahr älter, war kein unreifer Jüngling mehr, als er mit seiner „Welt als Wille und Vorstellung" das Welträtsel ebenfalls endgiltig gelöst zu haben glaubte. Und wie viele haben vor ihnen und auch wohl nach ihnen mit einer winzigen Formel die Pforten der ewigen Geheimnisse zu sprengen geglaubt! Tief wurzelt im Menschen das faustische Begehren, alles wissen, alles erfassen zu wollen; und da jeder weiß, daß die Fülle der Empirie zu unendlich ist, um in einem Leben überwältigt zu werden, sucht er ungeduldig, mit einem Schlag alle Geheimnisse in die Hand zu bekommen. So träumte die tiefsinnige Mythe des Nordens, daß der Gott Odin in langer Qual die

„Runen", die Seelen gleichsam der Dinge, fand und so Herr der Dinge selbst ward; so träumten die Alchemisten von einem Stein der Weisen, der sie zu Herren aller Dinge durch ihr Wissen machte. Hierin also ist Rohmer keineswegs eine alleinstehende Erscheinung. Aber daß dieser Mann die noch übrigen einundzwanzig Jahre seines Lebens eigentlich ganz ausschließlich der steten Beschauung, Anwendung, Modifikation eines kleinen Sätzchens gelebt hat, daß zeitlebens neben diesem Fund alles ihm gering vorkam und er seine ganze Umgebung mit dem Gefühl des überragenden Werts seiner „Findung" zu erfüllen wußte — das ist das Wunder. Es ist leicht, über solchen Fanatiker und Phantasten zu spotten; es ist verführerisch, über seine Rechenexempel mit den sechszehn Grundkräften der Seele, über die Datierung einer neuen Weltperiode auf den 21. Dezember 1840, 5 Uhr 51 Minuten abends (II, 482), sich lustig zu machen; und ich leugne es nicht, daß ich über seine bizarre studentisch-zoologische Benennung der individuellen Typen („Pinscher-Genie" und „Pudel-Langhorn") herzlich gelacht habe. Das Mißverhältnis zwischen der Gewalt der Rätsel und der geringen zu ihrer Lösung angewandten Kraft hat etwas Komisches; und sehen wir nun den Mann, der mit ein paar Definitionen und Tabellen das Wesen aller Dinge erschöpft zu haben glaubt, feierlich durch die Straßen schreiten, unter einer Last seufzend, wie die des Atlas war, und hören wir ihn jedem, der ihn anstößt, zornig zurufen: „Nimm dich in Acht, sonst laß ich die Weltkugel fallen", so verzerrt das Bild sich gar bis zum Eindruck der Monomanie. Nun aber betrachte man das Ding auch von der anderen Seite. Der einen Idee, die ihm die höchste war und wohl auch sein durfte, hat der Mann sein ganzes Leben, eine nicht gewöhnliche Summe von Anlagen und Kräften gewidmet. Wie der Held von Ibsens dichterischem Lehrdrama „Brand" hat er „Alles oder Nichts" gerufen: er stellte seine ganze Existenz auf Eine Karte, auf die Lösung der großen Rätsel durch seine Zauberformel. Wir meinen heut, das Ergebnis sei gewesen: „Nichts!"; aber Rohmer selbst und seine Freunde waren ehrlich überzeugt, „Alles" zu besitzen. In diesem Bewußtsein, uraltewige Irrtümer beseitigt

zu haben, in diesem Glauben, den Gott, welchen alle Jahrtausende nur in dunkler Verhüllung gesehen hätten, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und der Welt unverschleiert zu zeigen, ist die kleine Gemeinde stolz und beglückt dahin geschritten. Tausend Verführungen, die an des Jünglings ehrgeiziges und begehrliches Herz herantraten, hat er, durch diese Empfindungen ausgefüllt, kaum bemerkt. Wohl wandelte eine Zeit lang ihn die Lust an, den geistigen Besitz der Dinge — wie der Gott Odin der Mythe — zur weltlichen Besitzergreifung zu benutzen; aber mehr, weil er meinte, die Herrschaft käme ihm zu, als weil er sich davon Genuß versprochen hätte. Und leichten Herzens hat er darauf verzichtet. So hat er doch thatsächlich einem Ziel sein ganzes Leben geopfert; ist das so häufig, daß wir es verlachen dürften, weil das Ziel verfehlt war?

Nicht als ob Rohmer seinem „Beruf", seiner Aufgabe mit der strengen Askese eines mittelalterlichen Heiligen, mit der ernsten Reinheit eines Spinoza nachgelebt hätte. Er ist weder ein sympathischer noch ein großartiger Charakter. Maßlos heftig, sinnlich erregbar, den Stolz des Propheten mit kleinlicher Eitelkeit befleckend, läßt er von Freunden und Genossen sich tragen, bedienen, umschmeicheln. Er kennt nichts, als sich und seine Aufgabe. Dennoch thäte man ihm wieder Unrecht, wollte man ihn mit dem einfachen Urteil „maßloser Egoismus" abthun. Man denke, um ihm gerecht zu werden, an einen berühmteren und leistungsfähigeren Mann desselben Schlags: an Friedrich Hebbel, der gerade ein Jahr älter war als Rohmer. Hebbel war (wie er auch durfte) innigst überzeugt, ein dichterisches Genie zu sein, und er war innigst überzeugt, daß nichts der Zeit so not thue, wie ein dichterisches Genie, das ihr in symbolischer Form die dunkle Welt durchsichtig mache. Hieraus erwuchs dem an Liebe armen Mann ein strenges Pflichtgefühl eigentümlichster Art. Er kannte nur Eine Pflicht: sich zum großen Dichter zu erziehen, die poetischen Keime in sich zu hegen, alles aufzunehmen, was seiner dichterischen Entwickelung förderlich, alles abzustoßen, was ihr schädlich sein könnte. Rücksichtslos und grausam zerschneidet er Liebesbande, die

seine freie Entwickelung hemmen könnten; kein Freund ist ihm je mehr gewesen, als eine Gelegenheit, seine Gedanken im Gespräch frei zu machen. Man mag ein solches Pflichtgefühl irre geleitet finden und den wenig beneiden, dem es gelingt, danach zu handeln; es ist deshalb doch mit dem starren und kalten Pflichtgefühl eines alten Römers, der unbeugsam den Gesetzen gehorchend den eigenen Sohn zum Tode verurteilt, näher verwandt als mit dem Egoismus landläufiger und trivialer Art. Und kein Geringerer als Goethe hat — freilich erst im hohen Alter, da sein Herz kälter geworden war — folgende „Ermunterung" ausgesprochen: „Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden: hier sieht er sich genötigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen; und da fragt sich dann freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, diesen aufdringlichen Pflichten genug zu thun? Da bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen, nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochener Egoismus sein."

Wir machen uns diese Anschauungen, die, beiläufig bemerkt, Goethe selbst als Vorläufer Max Stirners und der modernen Individualisten zeigen, nicht zu eigen; wir möchten glauben, daß ein derartiges Abdanken aller übrigen Interessen zu Gunsten der Behauptung des eigenen Selbst nur als Notwehr in besonders bedrängten und bedeutungsvollen Momenten erlaubt sei. Das aber ist keine Frage, daß eben dieser „selbstbewußte, wohlgefühlte und ruhig ausgesprochene Egoismus" es war, der Rohmer gerade wie Hebbel zum Mittelpunkt einer sich ihm völlig unterordnenden Gemeinschaft machte. Weit entfernt von der kleinlichen Schlauheit eines berechnenden Egoismus, forderte er geradezu, daß die anderen ihm dienen, um seinem Zweck zu dienen.

So sammelt er also in München Jünger, die ihm zeitlebens ergeben blieben; der treueste war sein Bruder Theodor, ein warmherziger und begabter Idealist, der sich völlig zum

Aaron dieses schwerzüngigen Moses, zum Ausleger und Verfechter der von ihm gefundenen Sätze macht. Friedrich Rohmer orakelt auf dem Dreifuß; Theodor bringt die dunkeln Worte der Pythia in gemeinverständliche Rede.

Von seinem Auftreten in der Mitte der Gläubigen haben wir eine Schilderung, die besonders deshalb interessant ist, weil sie die psychologische Wahrheit der von unseren Dichtern gegebenen Darstellungen „genialer Momente" erweist. „Es waren Momente, in denen Friedrich Rohmer sein innerstes Wesen in genialem Ergusse zu ganz unmittelbarer Aussprache und Darstellung gelangen zu lassen den Drang in sich fühlte ... Er selbst äußerte einmal darüber, der Ausbruch kündige sich durch eine innere Bewegung an, welche die unteren Teile des Körpers zuerst verspüren. Wenn diese Bewegung bis zur Brust gestiegen sei, dann müsse er zu denken anfangen, und nun folgen rasch mehrere starke Stöße unmittelbar auf einander, worauf alles sprudelnd aus ihm herausstürze, bis er später zu einem ruhigen Überblick darüber gelange. Seine Erscheinung war dann eigentümlich gehoben und von mächtiger Wirkung, die Sprache auf einmal schöner als sonst, voll Schwung und doch ganz verstandeshell" (I, 223). Ganz dieselbe körperliche Ankündigung der prophetischen Ergüsse hat — allerdings auf Grund historischer Quellen — Tieck bei den Verzückungen der Camisardin im „Aufruhr in den Cevennen" geschildert: „Wie die Kleine sich so würgte, fing ihr an der Leib aufzuschwellen, sie fiel auf die Erde, die Brust klopfte und hob sich, und plötzlich hörten wir einen ganz fremden Ton." Oder ein ander Mal: „Das Kind erhob die Brust, bäumte sich und ließ sich dann niederfallen, und ich glaubte deutlich die willkürliche Anstrengung wahrzunehmen." Genau so hat bei Rohmer selbst einer der Getreuesten, der Maler Bruckmann, von solchen Momenten „regelmäßig einen objektiv unwahren Eindruck" empfangen. Schwerlich mit Recht; die Wiederkehr der gleichen körperlichen Symptome auf den verschiedensten Gebieten des Prophetentums beweist, daß hier viel eher ein pathologischer Zustand als willkürliche Verstellung vorliegt. Döllinger berichtet, daß ein arabischer Autor „eine Art Naturgeschichte des

Prophetentums" gebe. „Sie empfangen ihre Offenbarungen teils plötzlich und unvorbereitet, teils erst, nachdem sie sich dazu disponiert haben. Im Moment der Mitteilung befinden sie sich im Zustand der Verzückung, der umgebenden Außenwelt entrückt; man hört ein halblautes Seufzen oder Keuchen." Bei Muhammed steigerte die körperliche Vorbereitung der Visionen sich bis zu epileptischen Anfällen; ähnlich war es bei den ersten Quäkern. Nun ist nicht zu bestreiten, daß das entzückte Gefühl solcher Momente, die Berauschung, die den Himmel offen sieht, in all diesen Propheten, Camisarden und Quäkern, Muhammed und Friedrich Rohmer, das Bedürfnis nach Wiederholung erwecken wird; sie können die Hallucinationen zuletzt so wenig entbehren wie der Opiumtrinker den Opiumrausch. Dann tritt das Gefährliche ein: sie „montieren" sich künstlich, sie setzen sich gewaltsam in Schwingung — und sie reden sich zuletzt krampfhaft in die Gefühle hinein, die sie einst wirklich empfunden haben.

Hier, glaube ich, liegt der Schlüssel zum Verständnis dieser Natur und ihrer Erfolge. Rohmer ist durchaus ein „Prophet", soweit wir mit diesem Wort einen ganz bestimmten psychologischen Typus bezeichnen. Er ist es durch die energische Einseitigkeit der ihn erfüllenden Idee; er ist es durch die Kraft, mit welcher diese Idee ihn ganz und gar sich unterordnet, seinen Körper zu ihrem Gefäß, seinen Geist zu ihrem Vehikel macht. „Mache mir Raum in meiner engen Brust", ruft der Prophet des alten Bundes. „Ihm schwoll das Herz. Wie ein reißender Strom stürzte der Schwall strafender, tröstender und ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebte in Leidenschaft", so schildert Gerhart Hauptmann seinen „Apostel". Nach Propheten aber lechzte jene Zeit. In dem nüchternen Frankreich hatte eben (1833) La Mennais in biblischer Sprache seine „Worte eines Gläubigen" geschrieben und mit dem neu-alten Evangelium einen ungeheuern Sturm erregt. Bei Victor Hugo und bei Lamartine finden wir das gleiche Haschen nach dem Prophetenton. In Deutschland haben die Philosophen die Rolle, die in Frankreich die Schriftsteller haben; Ludwig Feuerbach vor allem ist durchdrungen von dem Bewußtsein, der

Prophet des neuesten Bundes zu sein; einseitig und beglückt wie Rohmer wirft er seine Funde in die Welt. Alle wollen sie auch die Fruchtbarkeit ihrer Gesichtspunkte auf politischem Gebiet erhärten; und ganz auf diesem Boden stehen dichtgedrängt die sozialistischen Propheten. Verheißungen überall, Sekten, die sich vorbereiten, die Welt in ihren Schoß aufzunehmen; ungeheure Erwartungen ringsum — jene Erwartungen nach dem „Neuen", nach dem „Unerhörten", nach dem „Wunder", die wieder in dem Seelenleben der modernen Poeten, bei Jacobsens Niels Lyhne und Ibsens Nora, solch große Rolle spielen. Hatte doch selbst der alte Goethe dieser magnetischen Strömung in den Tagen der Heiligen Allianz mit der mystischen Figur der Makarie in den Wanderjahren ein Opfer gebracht! Und hatte doch diese Heilige Allianz selbst dem philosophierenden Propheten Franz v. Baader ihre Entstehung zu danken! Dies ist der Nährboden, auf dem die Überzeugungen des Kreises um Rohmer aufgehen. —

Völlig einen Roman der Modernsten glaubt man zu lesen, wenn man von Rohmers Ehe hört. Er lernt eine merkwürdige, höchst anziehende weibliche Persönlichkeit kennen. Sie ist die natürliche Tochter eines Herzogs von Württemberg und eines ungebildeten Offiziers Frau; sie ist durch die Grausamkeit ihrer verlassenen Lage und durch die heiße Sinnlichkeit ihrer Seele zur tiefsten Niedrigkeit herabgesunken. Aber dennoch bleibt sie sich bewußt, eine „Herrennatur" zu sein; voll leidenschaftlichen Stolzes, herrschsüchtig, hochbegabt zieht sie seine verwandte Natur an. Er beschließt, die Gesunkene zu erheben. Das Thema von Victor Hugos „Marion de Lorme" und Dostojewskis „Schuld und Sühne": die Erhebung der edlen Gefallenen, wird hier zum Ereignis; die dämonische Frau Ibsens und seiner Schüler steht leibhaftig vor uns. Ein lebenslänglicher Kampf zwischen den beiden Naturen, die sich zu ähnlich sind, um sich zu verstehen, weil jede einzig zu sein glaubt, die nicht von einander lassen und sich nicht in einander finden können, ist das Ergebnis dieses Zusammentreffens. Der Roman Widmanns entwirft von Mathilden ein packendes Bild; mit ihrer Launenhaftigkeit, mit der Buntheit ihrer Erscheinungs-

formen mußte sie den starr auf einen Punkt gerichteten Mann bezaubern wie Grillparzers Jüdin von Toledo den König. Sie ward dem in sein Gedankennetz eingesponnenen Propheten die Welt; in ihr haßte und in ihr liebte er die bunte Fülle der Erscheinungen, die wir Welt nennen.

Friedrich Rohmer kehrt nach seiner Heimat zurück: dann, um mit seiner Gedankenarbeit allein zu sein, geht er 1838 nach Augsburg. 1840 grübelt er aus seinen Berechnungen eine neue Epoche seines Lebens heraus: den „Übergang aus der Geschlechtssinnzeit in die Periode der aktiven Sinnlichkeit"; man kann nicht sagen, daß in Wirklichkeit in seinem Wesen, seit er sich als Prophet erkannt hatte, je irgend eine Veränderung oder Entwickelung zu bemerken wäre. Er wendet das Teleskop seiner Definition nach allen Seiten, bald zu der religiösen Sternenwelt, bald zu den Nebelflecken der Individualpsychologie oder auf die breite Milchstraße der Weltgeschichte; er findet neue Kombinationen, zeichnet seine Tafeln um — alles bleibt, von keiner neuen Erfahrung befruchtet, Folgerung aus den ersten „Findungen". Nur äußerlich macht es Epoche, daß er seit 1841 dem überall erwachenden politischen Eifer nachgiebt und Broschüren über die Parteien Deutschlands und die politischen Aufgaben verfaßt oder veranlaßt. Er geht nach Zürich und entwickelt dort als Gegner des Radikalismus einen lebhaften Kampfeseifer, wird wütend angegriffen und auch in seinen persönlichen Beziehungen geschmäht. 1848 heiratet er Mathilden; im folgenden Jahr siedelt er nach München über. Berlin hatte ihm auf einem kurzen Besuch gründlich mißfallen. Er nimmt jetzt in dem Kampf gegen den Ultramontanismus eine führende Stellung ein. Im Juli 1849 hat er in Ischl eine Unterredung mit Metternich. Er fordert „die Erfassung und Durchführung des liberalen Prinzips im Gegensatz zu dem Radikalismus und die Reinigung des Konservativismus von den absolutistischen Überlieferungen und Neigungen" — ein „liberal-konservatives Prinzip", wie Disraeli es in England thatsächlich durchgesetzt hat. Er will unter diesen Bedingungen in Süddeutschland für Österreich wirken. Sein politischer Einfluß ist im Steigen. Bluntschli, sein treuer, ihm freilich noch

nicht genügender Anhänger, macht den König auf ihn aufmerksam. Nach dem Ausbruch der Revolution am 5. März hat er abends eine anderthalbstündige Konferenz mit König Ludwig. „Beim Herausgehen aus der Residenz — es war nachts gegen elf Uhr — wurde Friedrich Rohmer als verdächtig arretiert, und ein Hartschier war schon darüber, ihm Handschellen anzulegen, als durch das Erscheinen des Prinzen Luitpold dem Mißverständnis ein Ende gemacht wurde" (I, 503).

So schien einen Augenblick lang der Ideolog in die Geschicke Baierns und Deutschlands wirksam eingreifen zu sollen. Gewiß war es in erster Linie seine publizistische Thätigkeit, der er diesen Erfolg verdankte. Auch wäre es ungerecht, verkennen zu wollen, wie viel Gesundes und Treffendes sie gebracht hat. Mit Recht sieht sein Biograph die Worte, die Theodor Rohmer unter Friedrichs lebhaftester Beteiligung über den vierten Stand und die Monarchie schrieb, wie eine Prophezeiung unseres Staatssozialismus an: „Die Initiative für den vierten Stand ist die Grundlage der Monarchie. Wenn die Monarchie in der endlichen Sicherung des Loses der niederen Klassen diese vornehmlichste Aufgabe erkennt und wenn sie die Lösung dieser Aufgabe entschlossen und selbstthätig in die Hand nimmt, so ist sie nicht nur gesichert, sondern wird sich auf eine Höhe erheben, auf der sie noch niemals gestanden hat. Die Krone und der vierte Stand sind auf einander angewiesen."

Dennoch ist es nur zum Teil der fähige Publizist — es ist in viel höherem Grade die faszinierende Persönlichkeit, von der Bluntschli, ja der König und die Minister Rettung erhofften.

Auch dies ist ein Zug, der typisch wiederkehrt. Gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts fangen an verschiedenen Höfen bürgerliche Abenteurer eine große Rolle zu spielen an. Alberoni am spanischen, Struensee am dänischen Hofe sind die berühmtesten Beispiele. Die Könige sind in ägyptischer Mumienhaftigkeit erstarrt, der Adel in Sittenlosigkeit und Trägheit heruntergekommen. Ein richtiger Vertreter des gesunden, arbeitsamen dritten Standes hat in solcher Umgebung nahezu die Vorteile, die heut ein beliebiger Amerikaner oder Engländer

beim Kaiser von Korea oder beim König der Sandwich-Inseln hat. Ist der Abstand der Fähigkeit vielleicht nicht ganz so riesig, so versteht dafür der Romane die Romanen auch in ihrer spanischen Entartung, der Germane die Germanen auch in ihrem dänischen Verfall um so besser. Er wird unentbehrlich, weil er denken und arbeiten kann.

In schwächerem Maße wiederholt sich um die Mitte unseres Jahrhunderts das gleiche Schauspiel. Friedrich Wilhelm IV. lernt als Kronprinz Bunsen kennen — einen jungen Mann von großer Begabung, aufrichtiger Frömmigkeit, hinreißendem Schwung. Vor allem aber: Bunsen besaß jenen siegesbewußten Aplomb, der gerade schwächeren Naturen imponiert. Der Prinz schwankte zwischen hohen Erwartungen und gänzlicher Niedergeschlagenheit; Bunsen war erfüllt von dem seiner Sache sicheren Geist des deutschen Bürgertums. Den hatte Friedrich Wilhelm auch unter den hervorragendsten Vertretern des Adels, den Humboldt, Boyen, Clausewitz, den Hardenberg, Radowitz, Savigny nicht kennen gelernt. Und dieser Aplomb war es wieder, der Rohmer dem König von Baiern einen Augenblick lang als den Mann der Situation erscheinen ließ. Die Folgen zeigten jedoch, daß es so nicht war. Die Konferenz blieb ohne Folgen, und Rohmer zog sich allmählich von der Politik fast ganz zurück. —

Über sein späteres Leben ist wenig zu berichten. Es fließt dahin in unaufhörlichem Bearbeiten derselben Probleme. Merkwürdig ist es und erinnert an jene von der Sonne und den Gestirnen beherrschte Wunderfrau Goethes, daß seine Stimmung fast regelmäßig dem Lauf der Sonne folgte: „Bei Tage zeigte sich leichter die helle Seite seines Wesens, die dämonische Seite kam eher abends zur Geltung. Am Morgen bereitete er vor, und am Mittag war er schöpferisch thätig. Abends löste er auf und zerstörte er, was er geschaffen hatte. Morgens zweifelte er an sich und seiner Mission, mittags war er derselben sicher, abends übertrieb er in renommistischer Weise oder leugnete mit kaltem Spott sein eigenes Wesen. Ganz so regelmäßig freilich verlief sich auch diese Wandlung nicht, aber im großen und ganzen war das der Entwickelungsgang des Tages"

(1, 494). So spiegelt er täglich in sich die regelmäßige Geschichte des ungebändigten Genies ab: Zweifel — Sicherheit — Selbstvernichtung, auch in dieser merkwürdigen Normalität den Typus in seltener Reinheit zur Erscheinung bringend.

Auffallend wenig zeigt er sich um die Propaganda besorgt. Er hält den raschen Sieg seiner Entdeckungen für selbstverständlich. Doch plant er die Stiftung zweier Orden: den Orden der Thatherren für große Thaten unter Voraussetzung eines guten Charakters und einen großen, mächtigen Ritterorden des heiligen Geistes für adelige Charaktere, die sich schon bewährt haben (2, 197). Die „Ritter vom Geiste" deren Orden Heine benannt und Gutzkow geschildert hat, werden ihm zu einer wirklichen Organisation, zu einer mächtigen Aristokratie — ein Gedanke, der bei Renan, Ibsen, Nietzsche als Idee des geistigen Aristokratismus eine große Rolle spielt. Natürlich ist er in diesen drei großen Männern unabhängig entstanden, gerade wie einst die Sage von den Gralrittern entstand und in Goethes „Geheimnissen" verjüngt ward. Das Bedürfnis eines sich groß und einsam fühlenden Geistes nach würdiger Umgebung und gebührendem Einfluß findet in diesen Gedanken seinen Ausdruck.

Am 28. Oktober 1854 stirbt Mathilde; „mein Haus ist schlecht geordnet", waren ihre letzten Worte. Der Mann, der sonst keine Liebe kannte, ist tiefgebeugt: „Mathilde ist fort. Es ist eine große Seele dahingegangen. Ich bin nun allein, ganz allein, wie ein Junggeselle, der einsam steht in der Welt. Ich war oft von ihr weg, und wenn wir zusammen waren, war oft Streit unter uns. Aber im letzten Grund war ich ihrer ganz sicher, und sie meiner. Ich habe mit keinem Menschen sprechen können, wie mit ihr. Sie allein hat mich, wenn es in die Tiefe ging, sofort verstanden. Sobald ich in der rechten Sprache fragte, so bekam ich auch die rechte Antwort. Glauben Sie mir: sie dachte groß und sie war gerecht, immer gerecht, wenn es darauf ankam." Es thut wohl, den sonst ganz im „selbstbewußten Egoismus" aufgehenden Mann einmal so weich sprechen zu hören.

Am 11. Juni 1856 folgt Friedrich Rohmer seiner Gattin; ein Nervenschlag traf ihn im Bade. Plötzlich und schmerzlos

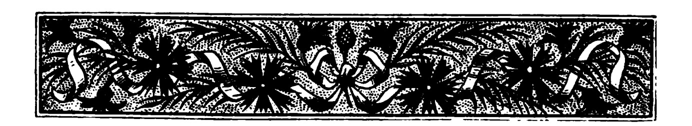
schied er in jenen dunklen Urgrund, den zu erleuchten sein frommer Lebensgedanke war. Bluntschli verlas am Grabe eine warm empfundene Lebensskizze. Der getreue Theodor aber ging am 12. Dezember 1856, den Bruder im Jenseits zu suchen, dessen Schatten er im Diesseits gewesen war. —

Es wäre lehrreich, wenn man die Art und den Gedankenvorrat dieses typischen Vertreters des Dilettanten-Titanismus von 1840 mit Art und Gedankenvorrat unserer jetzigen Stürmer und Dränger vergleichen würde. Er spricht (in Widmanns Roman) von zwei Kreisen und zwei Moralen, wie Nietzsche, er predigt die vollste Offenheit als Heilmittel der kranken Seelen, wie Ibsen; er unterscheidet den „Rassenmenschen", den Heros, vom Alltagsmenschen wie Renan, Ibsen, Nietzsche ihren Übermenschen oder Adelsmenschen. Er verachtet die landläufigen Scheidungen der politischen Parteien, wie all die Vertreter des geistigen Aristokratismus. Stolz, wie unsere Individualisten, proklamiert er das Recht der freien Persönlichkeit: „Ich laß mich gehen", war sein Wahlspruch; „klar war ihm allein, daß er so handeln müsse, wie seine Natur ihm geböte", heißt es bei Widmann. Da haben wir das Recht des Einzelnen, wie die Romantiker, wie Max Stirner, wie die Anarchisten es fordern. Aber er adelt doch diese Anschauungen durch ethische Forderungen: „zu erben, ohne eine große Seele zu sein, ist nur Usurpation". Von sich und seiner Aufgabe überzeugt, von den Seinen getragen, schreitet er sein Leben ab, eine geschlossene Figur, fast ein lebendig gewordener Typus. Das Dilettantentum jener Jahre, in denen Cornelius malte — und Friedrich Wilhelm IV. regierte; der unfruchtbare Titanismus der zum dritten Mal aufgewärmten, ernste Arbeit und Philister hassenden Neuromantik; der Unfehlbarkeitsdünkel der politischen Propheten — aber auch die ehrliche Hingabe des eigenen Selbst an ein großes Ziel sind in dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu geradezu klassischer Vollendung gelangt.

All das sehen wir heut wieder auftauchen, sich im ewigen Kreislauf der Dinge von neuem — zum fünften Mal in einem Jahrhundert! — als Anbeginn einer neuen Aera gebärden. Wieder schreiben die Dilettanten über Mythologie und Medizin

„epochemachende" Werke; wieder werden die Strindbergs und die Huysmans von kritiklosen Bewunderern als Titanen gepriesen; wieder schimpft alles ringsum von Edmond de Goncourt bis zu Detlev von Liliencron auf den schnöden „Bourgeois"; wieder predigen an jeder Ecke Pamphletisten ihre unfehlbaren Rezepte wider die politische und soziale Not. Selbst die Kleinigkeiten kehren wieder. Rohmers genaue Berechnung der Weltgeschichte nach Perioden von immer gleicher Größe hat in Ottokar Lorenz' Generationentheorie ihre Auferstehung gefeiert, gerade wie sie vor Rohmer sein Feind Görres gelehrt hatte. Wenn sogar die Alten romantisch werden, wer kann den Jungen Sturm und Drang verdenken? Keine Frage: ernste Hingebung bleibt reichlich auch in diesen Bestrebungen, und auf der Bühne wie im Leben strebt mancher hochbegabte Mann durch die Ungunst der Verhältnisse zur Entfaltung seiner Kraft zum Besten der Menschheit. Vergleicht man gar etwa einen Nietzsche mit Rohmer, so verschwinden die Ähnlichkeiten fast vor der überwiegenden Größe des neuen Heros. Aber es fehlt doch auch nicht an Momenten und Zeichen, die es für angezeigt erscheinen lassen, den selbstherrlichen Propheten unserer Tage im Leben Friedrich Rohmers ein warnendes Spiegelbild vorzuhalten.





Paul de Lagarde.

Geb. 2. November 1827. Gest. 22. Dezember 1891.

Unmittelbar vor dem Weihnachtsfeste des Jahres 1891 sind zwei bedeutende Männer dahingeschieden, deren geistige Richtung und Thätigkeit zu der allgemeinen Tendenz der Gegenwart im schroffsten Gegensatz stand. Am 22. Dezember starb Paul de Lagarde, am folgenden Tage Johannes Janssen. Jener „Geist der Aufklärung", dessen unsere Zeit sich vielleicht allzu laut und allzu ausschließlich rühmt, verlor zwei ungewöhnliche Feinde, zwei einflußreiche Kämpfer. Und fast scheint es symbolisch, daß sie gleichsam Hand in Hand diese von ihnen viel gescholtene Welt verließen. Denn immer näher war der Standpunkt des originelleren und bedeutenderen der beiden Männer dem des konsequenteren und glücklicheren gerückt. Der katholische Prälat Janssen hat allezeit mit Festigkeit die Anschauung vertreten, alles Übel unserer Tage stamme von der Abwendung vom alten Glauben, und die Reformation sei der Sündenfall des deutschen Volkes gewesen. Lagarde, von Haus aus protestantischer Theolog, teilte mit dem ultramontanen Geschichtschreiber stets die Abneigung gegen die aufklärerischen Bestrebungen, gegen alles, was man auf irgend welchem Gebiet Liberalismus nennen konnte; aber auch der speziellen Anwendung dieser Verurteilung auf die religiösen Bestrebungen seit Luther hat er sich mehr und mehr genähert. Sein Urteil

über den modernen Protestantismus, über seine Ursprünge und Prinzipien, über die Persönlichkeit des großen Reformators war schließlich von dem Urteil eines katholischen Polemikers kaum zu unterscheiden.

Dennoch aber war Lagarde auch zuletzt weit davon entfernt, ein Parteigänger des Ultramontanismus zu werden. Wohl hat er sich mit entschiedener Sympathie selbst solcher Erscheinungen angenommen, die von den protestantischen Theologen sonst mit der allergrößten Heftigkeit angegriffen werden: so des Jesuitenordens, der römischen Kirchenhistoriker. Aber unter ein landläufiges Schlagwort oder gar unter eine Parteiparole war dieser seltsame und eigensinnige Kopf nie zu bringen.

Auch nicht unter die des Individualismus. Wohl hat der eifrigste und erfolgreichste neuere Agitator für die Emanzipation des Einzelnen, der Autor von „Rembrandt als Erzieher", sich wesentlich auch durch Lagardes Schriften inspirieren lassen, wohl hat dieser selbst an tausend Stellen das Recht des Individuums gegen das Unrecht der Massentyrannei verfochten. Dennoch aber ist es eine eigene Sache mit dem Individualismus Lagardes. Man thut ihm kaum Unrecht, wenn man sagt, sein Individualismus sei ausschließlich ein Kampf für das Recht der eigenen Individualität gewesen. Denn kaum hat der heftigste Gleichmacher sich in fremde Eigenart so wenig zu versenken gewußt, so wenig auch nur zu versenken gesucht, wie dieser Feind des Nivellierens. Einseitig aus der eigenen Nähe entnommene Maßstäbe werden rücksichtslos von ihm an jeglichen Charakter angelegt. Das geht vom Größten bis ins Kleinste; er verlangt gerade so unnachsichtlich von jedem Gelehrten, daß er alle nötigen Bücher selbst kaufe und eher auf alles verzichte, als daß er sie aus der Bibliothek leihe — er verlangt das gerade so unerbittlich, wie er seine eigene höchst individuelle Moral in Gewissensfragen zur alleinigen Norm macht. Am grellsten tritt dies auf dem religiösen Gebiete hervor. Lagarde ist eine innig-religiöse Natur; alles leere Formelwerk, alle unwahrhaftige Äußerlichkeit ist ihm tiefstens verhaßt. Und derselbe Mann, der bei der Religion unserer Tage Herz und Sinn ausschließlich maßgebend findet, hat für die rührend unbehilflichen Versuche

früherer Zeiten, ihrem Glauben Ausdruck zu verleihen, nur bitteren Hohn — einen Hohn, der sich bis zur Roheit des Ausdrucks steigern kann. Da glaubt man plötzlich den Vater der modernen Aufklärung, Voltaire, sprechen zu hören. Und zu welchen praktischen Vorschlägen kommt dieser Individualist! Wir sind heut nur zu sehr überall durch Parteien und Programme an freier Ausbildung der eigenen Meinung gehemmt; bequem nehmen wir eine fertige Paragraphenreihe an, statt aus eigener Arbeit eine politische, künstlerische, soziologische Anschauung uns zu bilden. Eine glückliche Ausnahme bildet nur das Gebiet des religiösen Denkens. An platter Indifferenz zwar ist Überfluß; wer aber überhaupt noch Sinn hat für die höchsten Probleme des Denkens, der schafft gerade hier, still und anspruchslos, sich seine eigene Religion und lebt und wirkt in ihr. Und dies thut auch, freilich weder still noch anspruchslos, Lagarde selbst. Nun aber, statt jedem das zu vergönnen, verlangt er, von Staatswegen solle die Gesamtheit der Christen in eine bestimmte Zahl enger Kirchen eingeschlossen werden: nicht einfach Protestanten, sondern Protestanten nach dem Bekenntnis Schleiermachers oder Ritschls oder der Orthodoxie sollen feste Gemeindekörper bilden und jeder Evangelische gezwungen werden, für ein derartiges fremdes Bekenntnis sich einzuschwören! Und so soll gerade hier die Freiheit der Bewegung durch reglementarischen Zwang ertötet werden!

Nicht minder schwankend als dem Individuum in der Gegenwart steht Lagarde dem Individuum in der Geschichte gegenüber. Oft und mit schönen Worten hat er betont, daß auch in der Geschichte der G e i s t der Ereignisse die Hauptsache sei und nicht das einzelne Geschehnis oder seine zufälligen Träger. „Für den Geist sind es keine Fakta, daß am 15. März 44 v. Ch. Caesar ermordet, am 1. September 1870 Napoleon III. geschlagen wurde: dem Geiste sind das Fakta, daß ehrliche Männer an die alte Herrlichkeit Roms glaubten, als sie nicht mehr zu sehen war, daß auch die reinsten Willen zu unreinen Waffen werden können, und daß der beste Wille, wenn er dies thut, das schlechteste Ergebnis zutage fördert,

daß er gerade das vollends in den prahlenden Tag des Erfolgs heraufführen hilft, was zu vernichten er die Absicht hatte ....“ Und doch ist gerade Lagarde nicht müde geworden, bestimmte Menschen und keineswegs die größten, bestimmte Thatsachen und keineswegs die bedeutungsvollsten, für ungeheure Wirkungen verantwortlich zu machen. Der Schriftgelehrte Esra ist ihm geradezu der Schöpfer des nachexilischen Judentums und ein Mitschöpfer des Christentums geworden; die Prüfungsreglements der Geheimräte Johannes Schulze und Wiese sind ihm zu Hauptgründen des von ihm behaupteten geistigen Verfalls Deutschlands geworden. Der Mann, der sonst in der Entwickelung der Geschichte großartige Linien voll göttlicher Bedeutung sieht, erklärt sie für eine Intriguenkomödie, sobald ihr Sinn ihm nicht gefällt.

Es hilft nicht viel, wenn man jemanden inkonsequent nennt: man muß versuchen, Konsequenz auch im Schwanken aufzufinden. In neuerer Zeit hat man öfters von einem „Gegensinn der Urworte“ gesprochen: ein und dasselbe Wort sollte in älterer Zeit entgegengesetzte Bedeutungen gehabt haben. Aber fast überall ließen beide sich aus einer gemeinsamen frühesten Bedeutung herleiten. Das lateinische Wort „altus“ bedeutet sowohl „hoch“ als „tief“, weil es ursprünglich heißt „vom Niveau entfernt“; das konnte nun in der Richtung nach oben und nach unten angewandt werden. Nicht anders ist es mit Eigenschaften der Seele. Wenn derselbe Mann hier individualistisch ist und dort gleichmacherisch, für die großen Reden der Weltgeschichte hier feinhörig und dort taub, so muß das eine wie das andere in seiner geistigen Grundlage bedingt sein. Widersprüche sind nur historisch zu erklären.

Wie ein Widerspruch klingt es schon, daß dieser Feind des Rationalismus gerade ein Berliner war. Berlin ist für den Rembrandt-Autor und seine Genossen, für den Wiener Alfred v. Berger oder den Münchener M. G. Conrad noch immer, was es für Herder und Goethe war: der Sitz Nicolais. Alle platte Aufklärung, alle doktrinäre Rechthaberei, aller blinder Liberalismus sind ihnen „echt berlinisch“. Indes war Berlin nichts weniger als die öde Sandwüste, in der alles getrocknet auf-

wächst, als am 2. November 1827 hier dem Gymnasiallehrer Bötticher ein Sohn geboren wurde, der späterhin, mit dem Vater zerfallen, den Familiennamen seiner Mutter annahm und berühmt machte. In der liebenswürdigsten oder vielleicht (außer seinen Gedichten) der einzigen liebenswürdigen unter seinen zahlreichen kleinen Schriften, in den „Erinnerungen an F. Rückert" hat Lagarde selbst dies „vormärzliche" Berlin eine Stadt voll Poesie genannt. Und so wenig mit diesem Ausspruch über die Stadt die viel berufene „Poesie der Großstadt" gemeint war, so wenig war es eine prosaische Halbpoesie, welche Berlins Dichter vertraten. Das galt nur für den damals neu auftretenden Gutzkow; aber weder der Märker Achim v. Arnim noch E. Th. A. Hoffmann oder Chamisso, die hier heimisch geworden waren, scheuten zurück vor höchst phantastischen Klängen sehr antirationalistischer Poesie. Die beiden letzteren vor allem gehörten zu den leidenschaftlichen Verfechtern der Lehre, die sie von Herder und der älteren Romantik ererbt hatten — und die Lagarde wie der Berliner Dichterkreis der vierziger Jahre wieder von ihnen übernahmen: des heftigen Gegensatzes gegen die mechanische und mechanisierende Thätigkeit des allmächtigen Staates. Hoffmann glaubte den wahren Menschen nur noch im pathologisch verzerrten Menschen entdecken zu können, so heillos schien ihm bei dem „gesunden Menschenverstand" des „Normalmenschen" alles — verzerrt und pathologisch; Chamisso erneuerte Rousseaus alte Lehre, nur außerhalb der Kultur finde sich echte Menschlichkeit. Den Haß gegen die moderne, äußerliche Halbbildung, den Haß gegen die Erneuerung des aufgeklärten Despotismus im bureaukratischen Geiste, den Haß gegen das Vielregieren und Reglementieren hat Berlin diesem Sohne mitgegeben — eben das Berlin, welches kurzsichtige Feinde seines Geistes als das Paradies geistloser Flachheit und öder Regelmäßigkeit ansehen.

Aber freilich fehlte auch diese keineswegs in dem Berlin Friedrich Wilhelms III.; der Haß gerade gegen die Hof- und Regierungsräte, gegen die „Schreiber" hatte die Romantik in Berlin mächtig gemacht; wir citierten schon die Worte, die

Philipp Wackernagel seinem Bruder zurief. Wilhelm Wackernagel läßt sich mannigfach mit Lagarde vergleichen: wie er ein Gelehrter von ungeheurer Belesenheit und zugleich eifrig in populärem Wirken, wie er Philolog zugleich und Politiker, wie er ein Dichter und ein Beter. Er aber hat zeitlebens mit Leib und Seele dem einen Lager angehört: er war mit allen Sinnen ein Schüler der „Heidelberger Romantik", der Arnim und Brentano, mehr noch Ludwig Uhlands und Jakob Grimms. Nicht so glücklich, nicht so einig in sich war Lagarde. Dem Einfluß jener Centralisation, deren mächtige Hauptmaschine in seiner Vaterstadt arbeitete, der Ansteckung jener für alle Eigenart blinden Reglementiersucht, deren Wirkungen ihm hier überall begegneten — er vermochte sich ihnen nicht völlig zu entziehen. Und wir dürfen hier vielleicht gleich aussprechen, was wir für das Geheimnis dieser merkwürdigen Seele halten: er schwärmte und focht für den Individualismus, nicht weil er selbst eine Individualität im großen Sinne des Wortes gewesen wäre, sondern weil er es gern hätte sein wollen. Wackernagel, fünfzehn Jahre früher geboren, ward gleichsam durch einen geistigen Panzer vor dem Eindringen der ringsumher fliegenden Pfeile des nivellierenden Wesens geschützt; bei Lagarde war der Panzer schwach geworden. Ihm drangen die Pfeile ins Herz. So ward er kein Mann des großen, starken romantischen Idealismus, wie es J. Grimm und seine Schüler geworden; aber er ward auch kein Mann des ernsten, strengen preußischen Pflichtgefühls, wie die Männer der Freiheitskriege. Beiderlei mischte sich in ihm. Mischung aber, mag sie noch so originell sein, ist alltäglich; Reinheit ist selten: nur wo die Elemente sich in den glücklichsten Verhältnissen mischen, gelingt ein reiner Guß. Der nur ist eine wahre Individualität, der aus einem Stücke dasteht, ein ganzer Mann, eine typische Persönlichkeit, der Zufallsflecken fehlen; ein Goethe, ein Lessing, ein Uhland. Lagarde aber fühlte in sich selbst widersprechende Elemente, die ihm mit tausenden gemein waren. Sein härtester Tadel ist es, wenn er etwas ein „Kunstprodukt" nennt; so das moderne Judentum, so den modernen Protestantismus. Solch ein Kunstprodukt aber war er auch sich selbst. „Ein in frühester

Jugend krumm gezogener Baum wird nie gerade," sagt er von sich selbst. Er haßte mit einem persönlichen Haß die Organisationen, die ihm die „Gradheit", die Urwüchsigkeit verdorben hatten: den Geist der Zeit, die Schulen, die Männer der Regierung. Er kasteiete sich selbst, wenn er über Unursprünglichkeit und Halbheit klagte; er focht für ein Recht, dessen Gebrauch man ihm früh unmöglich gemacht hatte.

Auch dies, daß er aufnehmen mußte, wogegen seine Natur sich sträubte von Kind an, ist aus seinem Leben zu verstehen. Deutlich genug klagt er oft, ohne ihn zu nennen, den Vater an, dessen Namen er ja sogar abwarf; dieser wird es gewesen sein, der, wohlmeinend vielleicht, aber ohne Verständnis und ohne Zartheit, dem Sohn die eigene Anschauung aufpfropfte; es war die der pietistischen Selbstvernichtung. Noch fehlte es damals in Berlin nicht an Vätern, die Wilibald Alexis zum Modell des Vaters in seinem zu wenig gelesenen vaterländischen Roman „Cabanis" dienen konnten. So etwa mögen wir uns den Vater Lagardes vorstellen; und so kam es, daß der Sohn ein Stück von ihm und ein Stück Nicolai zugleich ward.

Selten zwar zeigt sich bei ihm eins dieser Elemente in voller Reinheit. Wenn er in mehr schwärmerischer als kritischer Weise die Tugend und Echtheit und Originalität der „Unverbildeten" der Schlechtigkeit und Unechtheit und Trivialität der Gebildeten gegenüberhält, dann freilich klingt noch Werther und seine Schule nach. Und wieder, wenn er einige — allerdings recht unglücklich geratene — Übersetzungsproben des jüdischen Gelehrten Zunz mit witzelnden Zwischensätzchen und höhnischen Ausrufen begleitet, dann sieht man erstaunt, wie viel von Paul Lindau in Paul de Lagarde steckt. (Ich weiß wohl, daß Lindau kein Berliner ist; aber wie viele von den sogenannten „typischen Vertretern des Berlinertums" sind es denn?) Gewöhnlich aber mischen der Romantiker und der Rationalist, der Kulturfeind und der Kritiker sich unauflöslich. Und beide überdeckt eine Eigenschaft, die beiden fremd ist. Den Romantikern eignet fast durchgängig ein Übermut, eine stürmische Heiterkeit oder Lachlust; der Berliner Rationalist aber

ist jedenfalls alles eher als Weltschmerzler: dazu ist er viel zu sehr von sich erfüllt. Lagarde dagegen sagt von sich selbst aus, er sei von jeher ein einsames, trauriges Menschenkind gewesen. Wehmut und Verbitterung liegt auf allem, was er geschrieben. Woher kam das? Es war nicht die drückende Lage allein, die Not, die schwere Arbeit. In all dem ging es Wackernagel noch schlimmer, der lange Zeit zum Übernachten keinen anderen Raum hatte als — eine Kegelbahn. Und doch ist er ein fröhlicher Mensch geworden, der Weinlieder und Scherzgedichte verfaßte und in vollbefriedigtem Wirken lange Jahre des Glücks erlebt hat. Aber ihn trug Liebe und Sorgfalt seiner Angehörigen, die mit ihm darbten und litten. Liebe, der Sonnenschein warmer Teilnahme und herzlicher Sorge, treuer Rat und milde Besserung — das muß dem jungen Lagarde gefehlt haben. Wie Herder, auch er in manchen Dingen ihm verwandt, oder wie Herders Liebling Swift hat Lagarde den Kummer einer freudlosen Jugend nie verwunden. Nach Freude geht seine ungestillte Sehnsucht im Alter: „Der Mensch, das heißt der Charakter, gedeiht an der Freude über das Göttliche", schreibt er. Diese Freude — lebenslang hat er nach ihr gerungen, selten und erst spät sie empfunden. „Auch an Gott find' ich Fehler", sagte ein greiser Menschenfeind dem jungen Goethe; auch an Christus findet der gläubige Protestant Lagarde Fehler, weil Grämlichkeit ihm jede reine Freude trübt. Und ebenso schmachtet sein Herz nach Liebe. Aber fast vergeblich fragt man, wen er geliebt. Hunderte von Namen nennt er mit Haß oder Verachtung, mit Verehrung nur ganz wenige, wie die Jakob Grimms, Rückerts, Simrocks; mit herzlicher Liebe kaum einen. Und deshalb eben konnte dieser Mann den ungeheuerlichen und schrecklichen Satz aussprechen, kein Jude könne lieben. Er konnte seinen Gott mit der Annahme schmähen, Jahrhunderte lang dulde er ein Volk, das keine Liebe kenne! Freude und Liebe — sie fehlten der Erziehung des Kindes, sie fehlten dem Manne. Alle, die ihn näher kannten, rühmen sein Wohlwollen gegen Jüngere; nichts von seiner Herbheit und Bitterkeit sei im Umgang hervorgetreten. Um so schärfer schlug es sich auf das Papier nieder. Hat er einzelne Jüngere freundlichst behandelt,

so hat er um so ungerechter, um so härter, um so verständnisloser die junge Generation überhaupt verurteilt; war er im Verkehr nachgiebig, so ist er um so herrschsüchtiger und unduldsamer in der Polemik und Kritik aufgetreten. Er suchte zu erziehen, wie er erzogen worden war: in bester Absicht, aber hart und lieblos. Er blieb ein Opfer seiner Jugend zeitlebens. Uns Jüngeren aber muß es gestattet sein, gegen seine Härte uns auch scharf zu wehren; weichliches Entschuldigen wäre hier Beleidigung. —

Es war ein Leben voll Mühe und Not. Irrfahrten aller Arten — Studienfahrten, halbdiplomatische Verwendungen, Wallfahrten an Orten geistiger Erbauung wechseln; und immer ihm auf den Fersen die Not. Nicht die äußere bloß, auch die innere Bedrängnis. Von seiner „Odyssee durch die Kirchen" spricht er selbst: mancherlei Standpunkte von mancherlei Parteien hat er eingenommen; eine Odyssee freilich war es, bis er von der Orthodoxie der Altlutheraner zur heftigsten Anfeindung der Reformation Luthers kam. Unendliche Arbeit bleibt ihm auf allen Wegen treu. Ein großes Problem hatte ihn früh erfaßt. Es war eine der größten Aufgaben, die auf philologischem Gebiet überhaupt möglich sind: die Geschichte der Bibel. Die Geschichte desjenigen Buches, welches für die Entwickelung der Menschheit den unvergleichlich größten Einfluß gewonnen hat, sollte durch alle Zeitalter verfolgt werden — eine Aufgabe, die eine ungeheuere Belesenheit, größten Scharfsinn, eine unermüdliche Arbeitskraft erforderte. Charakteristisch genug zeigt auch dies Thema die eigentümliche Mischung der Richtungen in Lagardes Seele. Der Stimmung der Romantik entsprach es, mit schmerzlicher Sehnsucht den ältesten Spuren orientalischer Weisheit nachzugehen, von der Civilisation des Westens immer tiefer herabzusteigen zu den Epochen der einsamen Denker und Beter des Ostens. Aber diese Arbeit ward zugleich unternommen im Geiste des kritischen Protestantismus, der Männer wie Michaelis in Göttingen, Semler in Halle, Lessing selbst zur streng historischen Prüfung der heiligen Schriften geführt hatte. Der Verehrer Friedrich Rückerts, des Autors der „Weisheit des Brahmanen" und unermüdlichen

Übersetzers altorientalischer Lehrdichtung, hatte doch auch als Kind auf den Knieen Schleiermachers gesessen, des Begründers der modernen Theologie. Und ganz aus dem Geist der Reformation floß diese selbst gewählte Aufgabe, deren Durchführung ihn zu den Anhängern der Reformation in immer entschiedeneren Gegensatz brachte. Denn das eben verkündeten ja die Reformatoren als Prinzip, auf die alten Grundlagen zurückgehen zu wollen, auf den Wortlaut der Heiligen Schrift selbst durch alle Verdunkelung der Tradition und der Dogmen hindurch. Nur daß sie diesen kritischen Gedanken selbst noch in der unkritischen Weise des Mittelalters ausführten. Den Bibeltext, der gerade vorlag, nahmen sie als die letzte Autorität an; es fiel ihnen nicht ein, sich zu fragen, ob nicht auf ihn selbst schon Tradition und Dogmen gewirkt hätten. Das hatte dann die Bibelforschung des achtzehnten Jahrhunderts nachzuholen begonnen; aber Lagarde war der erste, der in großem Stil an die Arbeit ging, zu der Quelle der Quellen herabzugraben. Uralte Übersetzungen mußten geprüft werden, die auf den ursprünglichen Wortlaut der in jüngeren Überlieferungen uns vorliegenden Texte schließen lassen; die Persönlichkeit der wichtigsten Zeugen mußte auf ihre Zuverlässigkeit, ihren Parteistandpunkt, ihr eigenes Wissen geprüft werden, damit die Glaubwürdigkeit verschiedener Aussagen abgewogen werden konnte; aus sicheren Änderungen und Fälschungen in späterer Zeit mußten auf den früheren Zustand Rückschlüsse gezogen werden. So eröffnete sich ein ungeheueres Arbeitsfeld: als Philolog mußte Lagarde die althebräische, die syrische und andere Sprachen sich völlig aneignen, als Historiker in die Geschichte der Kirche und ihrer Vertreter, als Theolog in die Entwickelung der Dogmen sich vertiefen. Er war sich stolz bewußt, diesen Pflichten mit Treue nachgekommen zu sein. Wie weit seine Resultate solchen Anstrengungen entsprachen, darüber sind wir zu urteilen nicht im Stande; die Fachgenossen ehrten seine Gelehrsamkeit, waren aber geneigt, ihm allzu individuelle Auffassungen zuzutrauen, die seinem Bedürfnis und seiner lebhaft thätigen wissenschaftlichen Phantasie mehr als dem methodischen Ergebnis der Prüfung entsprochen hätten. Am

warmer Durchdringung und Verbindung des unübersehbaren Stoffes war er aber wohl schwerlich zu übertreffen.

So vergingen in mancherlei Wechsel und Not lange Jahre, bis endlich seine Odyssee ihr Ende fand. Er ward als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen — an dieselbe Universität, an der Michaelis die biblische Archäologie begründet, an der Albrecht v. Haller gewirkt hatte, Gelehrter und Dichter, Politiker und Volkspädagog wie er, und wie er ein frommer und trauriger Mann. Aber auch an dieser Stätte war ihm keine volle Behaglichkeit des Wirkens und Lebens gegönnt. Reibereien und Verdrießlichkeiten mit den Kollegen bannten ihn immer mehr in die Einsamkeit der Studierstube. Als er nach Göttingen kam, grollten die Anhänger der alten welfischen Zeit dem „preußischen Eindringling“, der den von ihnen als Märtyrer verehrten Orientalisten und Protestabgeordneten Ewald ersetzen sollte; es war wieder der „Berliner“, der Angehörige des großen, stramm organisierten Eroberungsstaates, der ihm im Wege war. Und in den letzten Jahren geriet er mit dem einflußreichsten Lehrer der Hochschule, dem Theologen Ritschl, in Konflikt, weil dessen „Vermittelungstheologie“ ihm als unhistorisches „Kunstprodukt“ erschien, und auch an dem Mann selbst vieles ihn ärgerte; Lagardes Gutachten, die Universität habe kein Recht, das Lutherjubiläum zu feiern, schlug dem Faß den Boden aus. Da war es wieder der Feind des Rationalismus und der modernen Aufklärung, der Anstoß erregte. So war er verurteilt, mit den beiden Seiten, die er harmonisch zu vereinigen nicht vermochte, immer wieder Streit zu erregen, selbst wo seine kampflustige Natur ihn nicht begehrte. Und immer wieder war er ein geheimer Parteigänger seiner Feinde. Über die neuere Entwickelung des Deutschen Reiches dachte er selbst nicht viel anders als die Welfen; und seine religiösen und politischen Programme waren mit so völliger Verachtung und Verkennung der treibenden Kräfte der Gegenwart verfaßt, wie nur irgend eine rationalistische Vermittelungstheologie es sein konnte.

Aber diese unaufhörlichen Kämpfe übten nicht bloß auf seine äußeren Verhältnisse verhängnisvollen Einfluß. Sie

mehrten auch seine Verbitterung; sie verschoben ihm alle Gesichtspunkte. Immer stärker artete der theoretische Kampf des Einzelnen gegen die uniformierende Massentyrannei aus zum praktischen Kampf eines Einzelnen gegen alle. Wo es sich irgend um seine Person handelte, da sah er sich sofort als das Opfer der wohlorganisierten Menge und schlug heftig drein. Täglich mehr vergaß der Individualist, daß eben die Menge doch mindestens auch das Recht des Einzelnen, das Recht individueller Eigenheiten besitzt. Sie war ihm immer im Unrecht; und immer herrschsüchtiger, immer enger erklärte er sich zum alleinigen Maßstab der Dinge. Und nur wo das Große, das Allgemeine in Betracht kam, ohne daß er selbst eine Rolle dabei gespielt hatte, da dauerte noch immer sein Sinn für die großen und ewigen Erscheinungen fort. Fast symbolisch deutete er selbst dies Nebeneinander an, wenn er an bedeutsame Abhandlungen im Sonderabdruck persönliche Streitereien kleinlichster Art anzubinden pflegte. Wer seine lesenswerten Erinnerungen an Rückert besitzen wollte, mußte die häßliche Streitschrift mit in den Kauf nehmen, die er einem neunzigjährigen Hebraisten in das Grab warf; wer seine schöne Abhandlung über das Weihnachtsfest genießen wollte, dem verdarb eine Zänkerei mit der Familie Ritschls, die er an den Weihnachtsbaum gehängt, die Freude. Immer geringer ward der Kreis derer, die er noch neben sich ertrug; immer leidenschaftlicher wurden die Lebenden auf Kosten der Toten gescholten und beschimpft. Und so erwuchs und wuchs in ihm, mehr aus theoretischen Gründen als seiner ersten Anlage entsprossen, eine verletzende Eitelkeit. Um das Größte und das Kleinste in Lavater zu vereinigen, stellte nach Schillers Xenion die Natur die Eitelkeit mitten hinein. Was für den zweifelhaften Propheten des achtzehnten Jahrhunderts die Natur gethan, das that für diesen neuen Propheten das Leben. Als er zwischen dem Größten und dem Kleinsten seltsam schwankte, da fand er zuletzt einen Punkt des Gleichgewichts in der Selbstbewunderung. Verdiente Anerkennung war ihm lange verweigert worden: darum zu betteln war er zu groß, darauf zu verzichten nicht groß genug; er ersetzte sie auf eigene Kosten. Man möchte den Lagarde der letzten

Jahre auch hierin eine Vereinigung des Heiligen der Romantik und des Kirchenvaters der berlinischen Aufklärung nennen. Wie man es von Nicolai sagte, so wußte auch er alles, wußte alles besser und wußte alles am besten. Was er nicht verstand oder nicht verstehen wollte, das warf er mit Hohn fort; und wie Nicolai überall Jesuiten roch, so spürte er allüberall „die graue Internationale": den Liberalismus, und als seine Agenten die Juden. Und wenn Rousseau einen nicht ganz grundlosen Verfolgungswahn bis zur Krankheit aufnährte, wenn er aller Kritik immer wieder das Selbstlob seines edlen Herzens und seiner reinen Natur entgegensetzte, wenn er unermüdlich seine Verdienste aufzählte, von dem Kampf gegen die Gebrechen der Civilisation angefangen bis zu höchst zweifelhaften diplomatischen Bemühungen herab, so war in all dem Paul de Lagarde sein Spiegelbild. Wie Nicolai und wie Rousseau überschätzte auch er seinen Einfluß. Leichte Anklänge genügten ihm, um einen Artikel oder eine Schrift als von ihm entlehnt anzusehen; sehr groß schlug er seine Wirkung auf die Jugend an. Ich glaube mit Unrecht. Nur sehr selten habe ich seinen Namen außerhalb der gelehrten Polemik citiert gefunden, ehe ein allerdings von ihm stark beeinflußtes Werk, „Rembrandt als Erzieher", auf ihn hinwies und plötzlich die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf seine Schriften allgemeinen Inhalts lenkte. Aber in vielem traf unzweifelhaft Lagarde, gerade wie Rousseau oder Nicolai, mit einer mächtigen Strömung der Zeit zusammen; sie trug ihn, während er sie zu tragen glaubte.

Was nun diese Schriften lehren, das kann man, ohne ihrer Reichhaltigkeit Unrecht zu thun, sehr kurz ausdrücken: sie bezwecken es, Deutschland in ein Reich von fünfzig Millionen Lagardes umzuwandeln. Keiner historischen Entwickelung versucht er, keiner örtlichen Eigenart will er gerecht werden; aber ebensowenig denkt er daran, einfach in irgend einen urgermanischen Status quo zurückzusteuern. „Gezwungen modern zu sein, auch wann wir nicht wollen, auch wann wir hassen modern zu sein, geboren dann und dann, aber jetzt schon meistens nach dem unseligen 1848, beim Standesamte an-

gemeldet, geimpft, schulpflichtig, revacciniert, Einjährig-Freiwillige beim 90. Regimente, Vizefeldwebel da und da, noch nicht bestraft, aber der Reichsfeindschaft verdächtig, weil wir Wodan (den altgermanischen Hauptgott) lieber haben als Jahwe (den Gott des alten Testaments), Siegfried lieber als David, Gudrun lieber als Rebekka, Erwin lieber als Salomo ..., nie wir selbst, nie Einfluß nehmend auf die Welt um uns, sondern beeinflußt von ihr, und darum außer Stande auf diese Welt zu wirken", so schildert er den Deutschen der Gegenwart; und Thränen im Auge gedenkt er der Zeit, da Frau von Staël dem Deutschen drei Eigenschaften nachrühmte: die Unabhängigkeit des Geistes, die Liebe zur Einsamkeit, die Eigenartigkeit des einzelnen Menschen. Und doch will er nicht zurück zu dem Deutschen der Zeit Goethes und der Frau von Staël, wie viele von uns es wohl gerne möchten. Er kann nicht zurück wollen zu dieser Zeit, weil er seine eigene Natur zu ihr im Gegensatz fühlt. Goethe war ein gerader Baum und eine Freude der Menschen; Lagarde „in frühester Jugend krumm gezogen". Ihm aber war Bedürfnis, diese Individualität zu behaupten. Von Lagarde zu Goethe zu gehen vermochte er nicht; so verlangte er, daß alle von Bismarck zu Lagarde gingen. All seine Vorzüge und all seine Schwächen predigte er ehrlich und überzeugt den Deutschen. Wie er, sollten sie unabhängig ihren Weg wandeln, die Einsamkeit lieben, arbeitsam und sparsam, fromm und stolz sein; aber wie er auch sollen sie die Liebe und die Freude hintanstellen, jede gemeinschaftliche Thätigkeit abweisen, die Ideale unserer größten Männer anfeinden. Weil er selbst in enge und kümmerliche Verhältnisse gedrängt war, verlangt er von dem deutschen Reich eine Selbsterziehung in Ärmlichkeit: keine politischen Aufgaben großen Stils sollen erlaubt sein, keine Pflege der Kunst sei den nationalen Mitteln gestattet; still soll das Reich im Kämmerchen sitzen, beten und arbeiten. Wer von der Neugründung des Reiches eine Blütezeit auch der Kunst und aller Lebensformen erhofft, der trifft Lagarde als Feind auf seinem Wege.

Und dazwischen standen dann wieder die seltsamsten Pläne aus seinen jüngeren Jahren auf, die er mit eigen-

sinnigem Trotz festhielt. Für eine Wiedervereinigung von Deutschösterreich mit unserem Reich können ja auch heut noch viele sich begeistern; wenn er aber in der naiven Weise der Weltkartenverbesserer früher Zeiten von Rußland einfach verlangt, daß es „weiter rückt", um uns mehr Platz zu machen, so ist solcher Plan denn doch allzu individuell. Er wünscht eine Reform des Adels und reglementiert sie mit bureaukratischer Pedanterie: sogar woher die neuen Adelsnamen zu nehmen seien, wird vorgeschrieben; er sucht seine Abneigung gegen die Juden in gesetzgeberische Maßregeln umzusetzen. Die Konservativen, zu denen er sich doch selbst zählt, verletzt er durch schärfste Kritik ihrer Politik, durch energisches Verlangen nach strengerer Kontrole über die Beamten und größeren Schutz des Publikums vor ihren Übergriffen. Wäre nun diese Unabhängigkeit von den Standpunkten unserer Parteien aus Einer großen Anschauung, Einer originellen Idee herzuleiten, man könnte sie nur bewundern; aber sie ist immer nur die Folge und der Ausdruck seiner inneren Zwiespältigkeit, sie ist immer nur die imperatorische Verherrlichung seiner eigenen Natur. Und deshalb kann schwerlich jemand aus diesen Schriften mehr sich aneignen als einzelne tiefe Gedanken und viele geistreiche Aussprüche. Die Größe einer wahrhaft individuellen Weltanschauung fehlt diesem bunten Kunstprodukt einer frühen Kreuzung entgegengesetzter Einflüsse und eines einsam durchgekämpften Lebens. Man kann nicht Schüler Lagardes in dem Sinne sein, in dem man Schüler Lessings oder Goethes, Kants oder Nietzsches sein kann; ja nicht einmal in dem Sinne, in dem man sich mit Langbehn von Rembrandt erziehen lassen kann. Seelen umzuschaffen ist der unermüdliche und tiefe Prediger nicht imstande; er hätte die eigene zuerst umgeschaffen, wäre diese Kraft ihm gegeben worden, er hätte sich zu einer vollen und geraden Individualität umgeformt.

So kann man nicht ohne Wehmut dieser Laufbahn nachblicken. So viel Begabung, so viel tiefinnerster Eifer, so viel Sehnsucht nach dem Höchsten — und immer liebloses, freudloses Mühen. Auch an ihm kann man Freude schwerlich haben; aber daß man den armen Prediger in der Wüste

liebt, der sich in ein härenes Gewand hüllte und Heuschrecken aß, das begreife ich wohl. Wenn man seine Schriften liest, so findet man keineswegs die Freude, welche Nietzsches Bücher durch ihre vollendete Form dem Kunstkenner bereiten; Lagarde, so oft er auf das Zeitungsdeutsch schilt, schrieb doch selbst zu hastig, endlose verwirrte Sätze, schlecht gegliederte Abschnitte. Aber man trifft überall das Ringen einer ernsten Seele, die Blitze eines scharfen Geistes, die Schläge eines kampfgeübten Fechters. Und wie dem Tantalus scheinen diesem Kämpfer die goldenen Früchte immer vor dem Munde zu hängen, immer versagt zu sein. Jeder Satz ist Sisyphusarbeit; mächtiges Anrollen der Gedanken, die dann jäh wieder herabstürzen.

Dem Weihnachtsfest galt seine letzte Arbeit, vor der Schwelle des Weihnachtsfestes ist er gestorben. Der freundliche Glanz des höchsten deutsch-christlichen Festes stand vor der Thür, er sah ihn nicht mehr; zum letzten Mal schwanden die goldenen Früchte dem unglücklichen Sohn zweier Zeitalter vor dem Munde.



Sechzig Selbstportraits

deutscher Dichter

von Goethe bis zur Gegenwart.



Übersicht.

Der junge Goethe.

Wenn Sie sich, meine liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerley Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Conzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fassnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräfftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seinem Maaße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will.

(Briefe II, 233.)

Goethe in der Epoche seiner Vollendung.

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

(Tasso I, 1.)

Der alte Goethe.

Schön ist's, dem Höchsten sich vertraun.
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber soll mein Blick entbrennen
In fremde Zeiten auszuschaun.
Und nun soll Geist und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft schaun.

(Epimenides 25. Auftr.)



Friedrich Schiller.

1759—1805.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
drangst Du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

(Die Künstler, V. 34—41.)



Friedrich v. Matthisson.

1761—1831.

Zauberisch erneuen
Sich die Phantaseyen
Meiner Kindheit hier so licht!
Rosenfarbig schweben
Duftgebild' und weben
Ein elysisch Traumgesicht.

(Gedichte, S. 151.)



Aug. W. Schlegel.

1767—1845.

Dem Genius des großen Britten
War ich begeistert nachgeschritten,
Da lockt' ich auf die deutsche Flur
Ein Echo seiner Worte nur.

(Werke I, 295.)



Ernst Moritz Arndt.

1769 — 1860.

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch inzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Glut giebt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

(Gedichte, S. 43.)



Friedrich Hölderlin.

1770—1843.

Im Veilchenthal, vom dämmernden Hain umbraust,
Entschlummert er, von süßen Begeist'rungen
Der Zukunft trunken, von der Unschuld
Spielen im flatternden Flügelkleide.

— — — — — — — — — — — — — —

Auf springt er, wandelt ernster den Bach hinab
Nach seiner Hütte. Siehe! das Götterwerk,
Es keimet in der großen Seele.
Wieder ein Lenz, — und es ist vollendet.

(Dichtungen, herausgegeben von Köstlin, I, 17.)



Novalis.

1772—1801.

Auf sein Gemüt und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menschen; stieg in Höhlen, sah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in sonderbare Felsenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart, und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte, und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

(Die Lehrlinge von Sais, Werke, I, S. 56.)

Ludwig Tieck.

1773 — 1853.

Im Auge ist mir ein Auge entstanden,
Im innern Ohr ein neues Gehör,
Nun ist mir alles ganz recht um mich her,
Ich fühle, ich kam mir selber abhanden.

(Der neue Herkules am Scheidewege,
Poetisches Journal, I, S. 95.)

E. Th. A. Hoffmann.

1776 — 1822.

Das Mißverhältniß des innern Gemüts mit dem äußern Leben, welches der reizbare Mensch fühlt, treibt ihn wohl zu besonderen Grimassen, die die ruhigen Gesichter, über die der Schmerz so wenig Gewalt hat als die Lust, nicht begreifen können, sondern sich nur darüber ärgern.

(Die Serapions-Brüder, Gesammelte Schriften, I, S. 17.)



Heinrich von Kleist.

1777—1811.

Freud' ist und Schmerz dir, seh' ich, gleich verderblich,
Und gleich zum Wahnsinn reißt dich beides hin.

— — — — — — — — — — — — — —

Und wenn du so die Grenzen überschwärmst,
Fühl' ich gereizt mich, dir das Wort zu nennen,
Das dir den Fittig plötzlich wieder lähmt.

(Penthesilea. Werke, herausgegeben von J. Schmidt, I, 249.)



Clemens Brentano.

1778 — 1842.

Ein ew'ger Streit von Wehmut und von Kühnheit,
Der oft zu einer innern Wut sich hob,
Ein innerliches, wunderbares Treiben
Ließ mich an keiner Stelle lange bleiben.

(Scene aus meinen Kinderjahren. Werke, II, 292.)

Achim von Arnim.

1781—1831.

Noch ist er nicht verhallt in mir, der innere Ruf nach Freyheit, der mich damals bei dem Aufgange ihrer Morgenröte zu den kühnen Spielen als Kind schon auftrieb, die mir so hart geahndet wurden. Ringt nicht jedes Wesen nach seinem Gesetze, alles, vom Sonnenstäubchen an, nach Licht und Freyheit: die Keime durchbrechen die kalte Erdenrinde, und blühen und tragen Früchte nur in der freyen Himmelsluft; die Vögelbrut im warmen Neste versucht noch flatternd aufzusteigen, und jubilirt hellklingend in den blauen Luft-Revieren, alles hebt sich, tanzt und springt empor im Frohgefühle des Lebens; die stummen Fische selbst im Sonnenschein verlassen ihr Element und schlagen sich empor, und rauschen über seine Fläche hin. Und wir, frey aufgerichtet zur Mittagssonne, die ausgezeichnet vor alle Creatur, den Himmel vor uns und unter uns die träge Weltkugel schauen, und sie in Luft, Wasser und Erde umkreisen, unmöglich sollen wir den hohen, belebenden Trieb, die Fülle der schwellenden Kraft und Freude eindämmen, von der höchsten Sprosse der Stufenleiter aller Wesen, auf welche die bildende Natur in der Anspannung aller Organisation uns hob, aus dem Sammelpuncte alles Lebens uns herabstürzen, allen kühnen, dehnenden, ausbreitenden Geist im trägen Kleinmut des Bürgerlebens ersticken!

(Hollin's Liebeleben, herausgegeben von J. Minor, S. 10.)

Adelbert von Chamisso.

1781—1838.

Du, mein vertrauter Freund, mein Saitenspiel,
Magst hier indes am stillen Herde hangen;
Ich will die Epheuranke um dich winden,
Dich scheidend schmücken mit dem Wintergrün.
Hast du mich doch geschmückt mit meinen Blüten
In Lust und Leid, verherrlicht meine Freuden,
Den Schrei des Schmerzes lindernd aufgelöst
In Wohllaut und die Lohe meines Zornes
Verklärt ergossen in des Aethers Strom.

Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sitt'ger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Widerhall;
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,
Des Namen guten Klanges nicht verschallt,
Bevor das werdende Geschlecht erlischt;
Ich weiß es, und ich sprech' es ruhig aus,
Nicht stolz, nicht eitel, nein von Dank erfüllt.

(Werke, herausgegeben von O. Walzel, S. 417.)

Bettina.

1785—1859.

Was glaubte ich thun zu müssen und thun zu können; welche Gelübde hab ich den Geistern ausgesprochen; alles, was sie verlangten, hab ich auf ewig und ewig gelobt. Ach Goethe, das alles hab ich erlebt in dem grünen, golddgeblümten Gras. Da lag ich in der Spielstunde und hatte die feine Leinewand über mich gebreitet, die man da bleichte, ich hörte oder fühlte mich vielmehr getragen und umbraust von diesen unaussprechlichen Symphonien, die keiner deuten kann; da kamen sie und begossen die Leinewand; und ich blieb liegen und fühlte die Glut behaglich abgekühlt.

(Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, dritte Auflage, S. 170.)



Justinus Kerner.

1786—1862.

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

(Gedichte S. 5.)



Ludwig Uhland.

1787 — 1862.

Ergehst du dich im Abendlicht
(Das ist die Zeit der Dichterwonne):
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schwebt dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heilge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen.

Wann aber um das Heiligtum
Die dunkeln Wolken niederrollen:
Dann ist's vollbracht, du kehrest um,
Beseligt von dem Wundervollen.
In stiller Rührung wirst du gehn,
Du trägst in dir des Liedes Segen;
Das Lichte, das du dort gesehn,
Umglänzt dich mild auf finstern Wegen.

(Gedichte, I, 3.)



Joseph von Eichendorff.

1788 — 1857.

Herbstlich alle Fluren rings verwildern,
Und unkenntlich wird die Welt.

Dieses Scheidens Schmerzen sich zu mildern,
Wenn die Zauberei zerfällt,
Sinnt der Dichter, treulich abzuschildern
Den versunknen Glanz der Welt,
Selig Herze, das in kühnen Bildern
Ewig sich die Schönheit hält!

(Werke, I, 75.)



Friedrich Rückert.

1789 — 1866.

Manches mach' ich auch wie andre.
Manches macht ein andrer Mann
Besser, aber manches mach' ich,
Was kein andrer machen kann.

(Gedichte, II, 307.)



Franz Grillparzer.

1791 — 1872.

Gleich dem schaffenden Geist kannst du blitzen und donnern und regnen;
Aber *erquicket*, wie seins, auch dein Gewitter die Flur?

(Der Verfasser der Ahnfrau, Gedichte,
Jubiläumsausgabe, S. 466.)

Theodor Körner.

1791 — 1813.

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cymbeln schmettern drein.
Deutschland wirft um seine Kronen;
Und hier soll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter sein?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los mit leuchtendem Verderben.
Aber schnell!

(Werke, herausgegeben von K. Streckfuß, I, S. 85.)



Wilhelm Müller.

1794 — 1827.

Alles will ich nun verlernen,
Was mich lehrte das Papier;
Schwarze, steife, stumme Lettern,
Sagt, was wollt ihr noch von mir?

In die grüne Wanderschule
Ruft mich ein Philosophus,
Einer, der sich nennt mit Rechten
Ein Peripatetikus;

— — — — — — — — — — — — — —

Lest, o lest die lieben Schriften
Voller Wahrheit, voller Lust,
Brüder, lest und stürzt euch selig
An des Lehrers warme Brust!

(Gedichte, herausgegeben von Max Müller, I, 89.)



Karl Immermann.

1796 — 1840.

Es war ein breitschulteriger untersetzter Mann, dieser Fremde im braunen Oberrock, der seinen Wanderstock bei jedem Schritte mit Energie auf die Erde stieß. Er besaß eine große Nase, eine markierte Stirn, deren Protuberanzen jedoch mehr Charakter als Talent anzeigten, und einen feingespaltenen Mund, um den sich ironische Falten wie junge spielende Schlangen gelagert hatten, die jedoch nicht zu den giftigen gehörten. Seine Augen wurden in den Reisepässen gewöhnlich als graue bezeichnet. Sie lagen auch wirklich wie hellgraue Perlhühner in ihren Höhlen unter Brauen eingewühlt, die trockenem, gelbbräunlichem Reisig glichen. Mehrere Damen seiner Bekanntschaft aber, die ihm wohlwollten, behaupteten, diese Augen hätten einen angenehmen blauen Ausdruck, und seit der Zeit glaubte er selbst an ihre Bläue. Nicht allein in dem Antlitze dieses Mannes, der nach seinem Habitus ein Vierziger zu sein schien, sondern überhaupt in seinem gesamten Wesen war eine eigene Mischung von Stärke, selbst Schroffheit, mit Weichheit, die hin und wieder in das Weichliche überging, sichtbar.

(Münchhausen, herausgegeben von Max Koch, II, 132.)

August Graf von Platen.

1796 — 1835.

Der Vogel, der
Sein Nest erbaut im zugeschornen Buchenlaub,
Bedient sich dessen als Natur.
Wer's nicht vermag,
Der also, glaubst du, könne keine Nester baun?

Ich zweifle dran. Weitschweifigen Halbtalenten sind
Präcise Formen Aberwitz; Notwendigkeit
Ist dein geheimes Weihgeschenk, o Genius!

(Werke, herausgegeben von Redlich, II, 403.)



Heinrich Heine.

1797 — 1856.

Das ist ein Flöten und Geigen,
Trompeten schmettern drein;
Da tanzt den Hochzeitsreigen
Die Herzallerliebste mein.

Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schalmei'n;
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein.

(Werke, herausgegeben von Elster, I, 75.)



Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

1798 — 1874.

Ihr lieben Herrn, was forschet ihr,
Ob ich wohl sei ein Dichter?
Ich habe nichts für euch gemacht,
Ich habe nur ans Volk gedacht,
Das Volk nur ist mein Richter.

Und wie des Volkes Not und Pein
Mir ist ins Herz gedrungen,
So hab ich was ich sah und fand
Zurück ins Volk, ins Vaterland
Auch wiederum gesungen.

Nun weiß von seiner Not und Pein
Das ganze Volk zu singen;
Es fragt nicht, ob es euch gefällt,
Es singet frei durch alle Welt,
Daß euch die Ohren klingen.

(Gedichte, S. 42.)



Annette von Droste.

1798 - 1848.

Kennst du den Saal? — ich schleiche sacht vorbei:
„Der alte Teufel tot, die Götter neu" —
Und was man Großes sonst darin mag hören.
Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!
Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,
Da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb' — mir wird darin nicht wohl,
Wo man der Gruft den modernden Obol
Entschaufelt und sich drüber legt zum Streite;
Ergraute Häupter nicken rings herum,
Wie weis' und gründlich! — aber ich bin dumm,
Da schleich ich lieber ungesehn bei Seite.

Doch die Katheder im Gebirge nah,
Der Meister unsichtbar, doch laut Hurrah
Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen,
Matrikel ist des Herzens frischer Schlag,
Da will zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
Demüt'ger Schüler, seinen Worten lauschen.

(Schriften, herausgegeben von Schücking, I, 78.)

Nikolaus Lenau.

1802 – 1850.

Dichter spricht: Wenn Vögel, Blumen, Winde
Und das ganze liebe Lenzgesinde
Meinem Liede helfen, wird's ihm frommen,
Und es wird der Welt zu Herzen kommen.
Hätt ich rauhen Felsensitz erklettert,
Schwül bedrückt von einer Sumpfeswolke,
Rauh umkrächzt von einem Rabenvolke,
Oder auch von Hagelschlag umwettert:
Säng' ich! und in meinem Liede schalten
Ließ' ich gern auch d i e Naturgewalten.

(Werke, herausgegeben von Anastasius Grün, I, 246.)

Eduard Mörike.

1804 — 1875.

Am frischgeschnittnen Wanderstab
Wenn ich in der Frühe
So durch Wälder ziehe,
Hügel auf und ab:
Dann, wie's Vögelein im Laube
Singet und sich rührt,
Oder wie die goldne Traube
Wonnegeister spürt
In der ersten Morgensonne:
So fühlt auch mein alter, lieber
Adam Herbst- und Frühlingsfieber,
Gottbeherzte,
Nie verscherzte
Erstlings-Paradieseswonne.
Also bist du nicht so schlimm, o alter
Adam, wie die strengen Lehrer sagen:
Liebst und lobst du immer doch,
Singst und preisest immer noch,
Wie an ewig neuen Schöpfungstagen,
Deinen lieben Schöpfer und Erhalter.
Möcht' es dieser geben,
Und mein ganzes Leben
Wär' im leichten Wanderschweiße
Eine solche Morgenreise!

(Schriften, I, 34.)

Ferdinand Freiligrath.

1810 — 1876.

Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einen Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?

(Dichtungen I, 136.)

Friedrich Hebbel.

1813—1863.

Es ist öde, Nichts ehren können als sich selbst.

(Judith, Werke I, 88.)

Franz Dingelstedt.

1814 — 1881.

Und wozu nun so viel Glutverschwendung,
Und warum die himmelhohen Flammen?
Fallen sie nicht bei derselben Wendung
Immerdar in Asche kalt zusammen?

(Gedichte, S. 340.)



Emanuel Geibel.

1815 — 1884.

O gieb dich hin dem Frieden
Und sauge diesen Glanz,
Der aller Welt beschieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lied sich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Versühne mit Gesang.

(Werke II, 14.)



Georg Herwegh.

1817 — 1875.

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' Du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich Du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen giebt,
Die laßt uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

(Gedichte eines Lebendigen, I, 63.)



Theodor Storm.

1817 — 1888.

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln
schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

(Gedichte, S. 137.)



Friedrich Bodenstedt.

1819 — 1892.

Im Leben wie in der Dichtung
Hat jeder Geist seine Richtung
Zur Höhe oder zur Tiefe:
Bei den Meisten ist's eine schiefe.

(Aus dem Nachlaß Mirza Schaffy's, S. 51.)



Gottfried Keller.

1819 — 1890.

Unser Spielmann war er treu und klug,
Meister Gottfried mit der rechten Weise,
Und sein Sinn wie froher Fahnenflug,
Und sein Herz ertönte laut und leise!
Lenz- und sommerlang, sein Spiel zur Hand,
Ging er treulich mit dem Vaterland.

Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem gold'nen Licht entgegen;
Freiheit, Licht und Wohlklang, diesen dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlägen.
Was er that, das that er recht mit Fleiß,
Und beim Schmieden war sein Eisen heiß.

(Gesammelte Gedichte, S. 208.)

Theodor Fontane.

1819.

Es geht zu End' und ich blicke zurück.
Wie war mein Leben? wie war mein Glück?

Ich saß und machte meine Schuh';
Unter Lob und Tadel sah man mir zu.

„Du dichtest, das ist das Wichtigste . . .“
„Du dichtest, das ist das Nichtigste.“

„Wenn Dichtung uns nicht zum Himmel trüge . . .“
„Phantastereien, Unsinn, Lüge.“

„Göttlicher Funke, Prometheusfeuer . . .“
„Zirpende Grille, leere Scheuer.“

Von hundert geliebt, von tausend mißacht't,
So hab' ich meine Tage verbracht.

(Gedichte, S. 37.)



Hieronymus Lorm.

1821.

Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu umfassen —
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen.

(Gedichte, S. 102.)



Moritz Graf von Strachwitz.

1822 — 1847.

Ihr wißt, ich bin zu jeder Zeit
Ein träumerischer Geselle;
So träumt' ich mich wahrhaftig heut
An König Richards Stelle.
Ich war vom Helm bis an den Sporn
In Stahl geschnürt in blanken,
Und ritt in raschem Kampfeszorn
Durchs Schlachtfeld der Gedanken.

— — — — — — — — — —

Da lag der tote Pegasus
Auf mir in voller Schwere,
Und über mich wie Wogenschuß
Hinrollten beide Heere.
Ha! rechts die Schlacht und links die Schlacht!
Da lag ich wund und müd
Und rief empor mit aller Macht:
„Mein Leben für ein Lied!"

(Gedichte, S. 179.)



Conrad Ferdinand Meyer.

1825.

Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm; aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte.

(Hochzeit des Mönchs, Novellen, Bd. II, S. 90.)



Josef Victor von Scheffel.

1826 — 1886.

Wer wie die Lerche singen will
Und wie die Lerche fliegen,
Darf sich nicht wohlgenährt und still
Versitzen und verliegen.

(Frau Aventiure, S. 159.)



Heinrich Leuthold.

1827 — 1879.

Wir sind mit dem Diesseits zufrieden,
Ich und mein reizend Kind,
Und freu'n uns, daß wir hienieden
Schon selig sind.

Denn möchten wir einst erhalten
Im Himmel den besten Ort,
Und erschienen die Frömmlergestalten:
Wir zögen fort;

Und sprächen: „Geruh' uns beide,
O Petrus, dahin zu thun,
Wo Anakreon der Heide
Und Sappho ruh'n!"

(Gedichte, S. 57.)



Paul Heyse.

1830.

Still und hell ist mein Gemüth,
Wie im Herbst ein Sonnentag,
Und doch fühl' ich, daß im Innern
Wie durch Lenzes Zauberschlag
Eine junge Schöpfung blüht.

Hast du noch nicht ausgeglüht,
Meiner Jugend Sonnenschein,
Und wenn jetzt der Winter käme,
Würd' er mir in Blüten schnei'n,
Wie im ewigjungen Süd?

Ach, und meiner Flügel Schwung
War so traurig schon gelähmt!
Denn ich habe sterben sehen;
Und nun fühl' ich fast beschämt
Mir zum Leben Mut genug.

Wäre nicht Erinnerung,
Schiene Traum, was Leben war!
Aber wen die Götter lieben,
Stirbt er auch in grauem Haar,
Dennoch stirbt er ewigjung.

(Gedichte, S. 59.)

Marie von Ebner-Eschenbach.

1830.

Die allerstillste Liebe ist die Liebe zum Guten.

(Aphorismen, S. 143.)

Robert Hamerling.

1832 — 1889.

Mein Herz, was pochst du so schmerzlich? was neigst du dich, sinnendes Haupt?
Steht wohl der Baum des Lebens nun aller Blüte beraubt?
Ruht lieblich auf Meer und Himmel die Mondeshelle nicht?
Quillt nicht aus Ätherhöhen in Seelentiefen süßes Licht?

Blick' aufwärts! unermeßlich leuchtet die Sternenwelt
Da droben aufgeschlossen; das glanzerhellte Zelt
Des Äthers wölbt zum Tempel der ew'gen Schöne sich,
Ob auch ihr Glanz dem Auge der Tageskinder längst erblich!

(Ein Schwanenlied der Romantik, S. 6.)



Hans Hopfen.

1835.

Man schilt so sehr auf Frau'n und Frauengrillen,
Und braucht zum Leben wie zur Poesie
Sie doch so sehr! Weß Versen nie im Stillen
Ein strickend Mädchen leise Worte lieh,
Wem nie um eitel seiner Lieder willen
Ein schönes Weib, das ihm gegrollt, verzieh,
Und priesen den die Weisen und die Richter
— Der Mensch ist doch trotz alledem kein Dichter.

(Gedichte, S. 149.)

Wilhelm Hertz.

1835.

Lenz, kamst du wieder frisch und mild,
Vom Sturm in's Land getragen,
Und mit dir manch vergess'nes Bild
Aus fernen Jugendtagen?

— — — — — — — — —

Heut grüß ich wie die Lerche dich
Aus jubelheller Kehle.
Verstehe dich herzinniglich,
Du Bruder meiner Seele!

Urkräftig weht mir durch die Brust
Dein blüthenfrohes Walten, —
Ein derber Drang nach Erdenlust
Und eigenes Gestalten.

(Gedichte, S. 116.)

Ludwig Anzengruber.

1839—1887.

Ein Lorbeerkranz! Er sieht ihn neben sich fallen, aber er wagt es nicht, ihn aufzuheben. Kronen mag man vom Tische des Herrn nehmen und sich aufs Haupt setzen . . ., aber einen Kranz, ein Zeichen der Ehre und Liebe für die Meister? — Laß ihn liegen, Lehrling! Aber wer rafft ihn auf und drückt ihn dem Tiefergriffenen in die Hand? Der Wurzelsepp, die Leidensfigur aus dem Volke . . . .

(Der Frühlingstraum eines Glücklichen,
Ges. Werke, I, S. LXIII.)

Detlev von Liliencron.

1844.

Ist dir, Poet, von Leidenschaft das Herz
Noch übervoll
Von Lust und Leid, von Liebe, Schmach und Schmerz,
Es macht dich toll.

Allmählich doch verzehrt sich Wut und Glut,
Noch zitterst du,
Verzögert sich das aufgeregte Blut,
Du findest Ruh.

Dann wirst du wohl ein stiller Gärtner sein,
Der Rosen bricht,
Und all die Kränze, all die Kränze dein
Sind ein Gedicht.

(Ausgewählte Gedichte, S. 49.)

Ernst von Wildenbruch.

1845.

O die Wege, die da wandeln durch die Welt die kreuz und quer,
O die Ströme, die da fließen in das weit' und breite Meer,
Und die Straßen mit den Häusern voller Menschen ohne Zahl,
Voller Lachen, voller Weinen, voller Lust und voller Qual —
Könnt ich wandern all die Wege, könnt ich fahren jeden Fluß,
Könnt' ich weinen jede Thräne, könnt' ich küssen jeden Kuß,
Könnt' ich all das Unermessne drängen in mein Herz hinein
Und aus meines Herzens Sprachen Jedem seine Sprache leihn —
Ja, dann wäre mein der Reichtum, dem kein Reichtum gleichen kann
Und ein Mensch, ein gottbeschenkter, und ein Dichter wär' ich dann!

(Lieder und Balladen, sechste Auflage, S. 14.)

Hans Hoffmann.

1845.

Ja, weil du schön bist, darum wirst du mein:
Ich will genießen und ich will genesen:
Für diese Menschen ist die Schönheit Schein,
Für mich des Lebens Inhalt, Zweck und Wesen.

Ich fass' in dir, was sehnend ich gewollt,
Unselig ganz, wenn ich dies Ziel verfehle,
Doch nein! Das Glück, das alte, wird mir hold,
Ein Strahl der Schönheit fiel in meine Seele.

(Vom Lebenswege, zweite Ausgabe, S. 155.)



Isolde Kurz.

1853.

Weiß nicht, warum das Herz so müd,
So matt die Arme sind,
Weiß nicht, warum die Lust verblüht —
Bin nur ein großes Kind.
Ein Kind, das müd vom Glücke
Sein Spielzeug selbst zerschlägt,
Und weinend dann die Stücke
Zu seiner Mutter trägt.

(Gedichte, S. 39.)



Gustav Falke.

1853.

Ich sehne mich wohin, weit, weit,
Wo frei der Weg und frei der Wind,
Wo stille Wälder schattend stehn,
Wo keine Augen fragend sehn:
Du wunderliches Menschenkind.

Ich hungere nach Heimlichkeit.
Zuviel hab ich der Welt vertraut.
Was stieß ich auf des Herzens Thor?
Die blöde Menge steht davor,
Hat in mein Heiligstes geschaut.

O sei nicht allzu gastbereit.
Halt zu die Thür, halt zu die Thür!
Ein Winkel muß dein eigen sein,
Wohin kein Fremder sich drängt ein,
Und böt den Himmel er dafür.

(Tanz und Andacht, S. 134.)

Gerhart Hauptmann.

1862.

In das alte Haus berufen
Tret' ich vor, ein Alt- und Neuer.
Über neugefügte Stufen
Tragen wir das alte Feuer.

In der Wunderflamme Schimmer
Schließen wir den neuen Reihen,
Streben vorwärts, aufwärts immer
Wie im Alten, so im Neuen.

Aber weil wir uns bemühen
Müßt ihr vieles uns vergeben;
Hände sind, die erdwärts ziehen,
Hände, die uns aufwärts heben.

Und in langem Widerstreiten
Vorwärts, rückwärts hingenommen
Können wir, wohin wir schreiten,
Nur in Kämpfen zielwärts kommen.

(Prolog zur Eröffnungs-Vorstellung des Deutschen Theaters in Berlin.)

Otto Erich Hartleben.

1864.

Die jubelnd nie den überschäumten Becher
Gehoben in der heiligen Mitternacht,
Und denen nie ein dunkles Mädchenauge,
Zur Sünde lockend, sprühend zugelacht —

Die nie den ernsten Tand der Welt vergaßen
Und freudig nie dem Strudel sich vertraut —
O sie sind klug, sie bringens weit im Leben . . .
Ich kann nicht sagen, wie mir davor graut!

(Meine Verse, S. 54.)



Ricarda Huch.

1864.

Ach, ich fühl' es,
Bin entzückt
Des Gewühles
Lärm entrückt!
Rosen, Rosen,
Rosenduft,
Kuß und Kosen
In der Luft!

(Gedichte, S. 15.)



Carl Busse.

1872.

Hoch im Scheitel günstige Gestirne,
Früh den Kranz schon um die junge Stirne,
Fröhlich sein die kurze Zeit auf Erden,
Ein Geliebter seines Volkes werden,
Über Schutt und Staub auf starker Schwinge,
Schwache schützen mit bereiter Klinge,
Heimatsglocken im versehnten Herzen,
Und dereinst, in frühen Todesschmerzen,
Kurz der Kampf und lächelnd das Entschweben —
Sieh, mein Herz, das wär' ein Menschenleben!

(Neue Gedichte, S. 121.)



Hugo von Hofmannsthal.

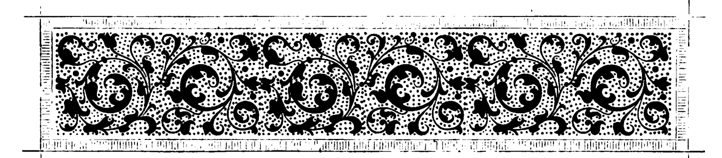
1874.

Und später hat er mir sein Stück geschenkt.

Mir hat's gefallen. Zwar ist's nicht so hübsch
Wie Lieder, die das Volk im Sommer singt,
Wie hübsche Frauen, wie ein Kind, das lacht,
Wie graziöse, goldverzierte Gondeln,
Und wie Jasmin in einer Delfter Vase.
Doch mir gefällt's, weil's ähnlich ist wie ich:
Vom jungen Ahnen hat es seine Farben
Und hat den Schmelz der ungelebten Dinge,
Altkluger Weisheit voll und frühen Zweifels,
Mit einer großen Sehnsucht doch, die fragt.

(Der Tod des Tizian. Blätter für die Kunst, I, 14.)





Die Gerechtigkeit der Nachwelt.

Immer hat die Gerechtigkeit, die Goethe „die höchste Tugend" nennt, bei allen Völkern in Verehrung gestanden, und manches Volk des Altertums — die Perser vor allem — haben das schöne Wort „iustitia regnorum fundamentum" ernster genommen als die Nationen der Gegenwart. Dennoch aber ist der Begriff, den sie mit dem Worte verbanden, ein engerer gewesen, als der uns jetzt geläufige. Es herrschte die Anschauung, Jedermann werde in bestimmte Rechte und Verpflichtungen hineingeboren und Gerechtigkeit sei nichts weiter als ein strenges Wachen darüber, daß diese Rechte und diese Verpflichtungen in Kraft bleiben. Daß die Gerechtigkeit auch eine Erweiterung oder Einschränkung der dem Einzelnen zugefallenen Lasten und Ansprüche verlangen könne, das war der Theorie des Altertums natürlich nicht unbekannt; für den lebendigen Begriff der Gerechtigkeit aber trat es fast ganz zurück.

Erst das Christentum hat die Seelen der Völker mit der Idee der ausgleichenden Gerechtigkeit erfüllt. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden". Als mit diesen herrlichen Worten die Bergpredigt die Gerechtigkeitsliebe in den Chor der selig gepriesenen Tugenden erhob, da trat für den Buchstaben des Gesetzes, der da tötet, der Geist ein, der lebendig macht. Es

ist nicht das Maß der dem Einzelnen zukommenden Ansprüche, um die es sich handelt: nach der allgemeinen Gerechtigkeit sollen wir hungern und dürsten. Das Recht unseres Nächsten soll uns angehen wie sein Leid und seine Not, daß wir Anteil nehmen, trösten, helfen; und deshalb, weil die Gerechtigkeitsliebe mehr sein soll als ein Bestehen auf dem eigenen Recht, deshalb hat sie in der Bergpredigt ihren Platz neben Sanftmut und Friedfertigkeit.

Es liegt hier nicht etwa bloß ein Gegensatz zwischen altjüdischer und christlicher Religion vor, sondern ein Fortschritt der neuen Weltanschauung über alle alte Weltanschauung. Nicht nur der Jude Shylock besteht auf seinem Schein — auch die so ganz aus germanischem Geist heraus erschaffene Figur von Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas verweigert vor Luther den Verzicht auf ihr Recht. Jetzt aber tritt für die juristische Gerechtigkeit die moralische ein; jetzt heißt es auch hier: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." Christus spricht die Ehebrecherin frei, weil ihre Schuld aus der ihrer ganzen Umgebung entspringt, weil unter ihnen allen Niemand ist, der auf sie den ersten Stein werfen dürfte. Wen da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit — können dem die Buchstaben unserer Rechtsbücher genügen? Er fordert mehr, er fordert eine Ausgleichung, milde Sühne für nur halbverschuldetes Vergehen, strengere für eine Herzenshärtigkeit, die vor dem Gesetzbuch straflos bleibt.

Diese mit ganz neuer Leidenschaft erwachte Sehnsucht nach der höheren Gerechtigkeit konnte aber hienieden keine Befriedigung finden. Die Gerechtigkeitsliebe alten Stils konnte man sich verwirklicht denken: ein Staat, in dem Jedem sein Recht wurde nach den bestehenden Gesetzen, war von dem thatsächlich existierenden noch nicht durch Welten getrennt. Aber mit ihm war die neue Gerechtigkeitsliebe noch nicht im Geringsten befriedigt, denn sie forderte Gerechtigkeit nach dem Geiste. Der Reiche, der sein Eigentum ganz gesetzmäßig erworben hat, mag viel schlechter sein als der arme Lazarus, der ohne irgend eines Anderen Schuld im Elend jammert; und welcher Staat kann hier Alles ausgleichen?

Aber Christus selbst verwies schon auf die Ausgleichung im Jenseits. Er selbst erzählte jene Parabel vom reichen Mann und armen Lazarus; er selbst hing den Ermahnungen der Bergpredigt Verheißungen für den Himmel an. Und je mehr eine Seele nach Gerechtigkeit hungerte und dürstete, desto leidenschaftlicher klammerte sie sich an jene Idee der Vergeltung im Jenseits an. So hat noch Gerhart Hauptmann in seinen „Webern" den strengen, ehrenfesten, tiefgläubigen alten Weber Hilse sprechen lassen: „Für was hätte ich denn hier gesessen und den Schemel getreten vierzig und mehr Jahre? und hätte ruhig zugesehn, wie der dort drüben in Hoffart und Schwelgerei lebt — und Gold macht aus meinem Hunger und Kummer. Für was denn? Weil ich eine Hoffnung habe. Ich habe was in aller der Not. Du hast hier deinen Teil — ich drüben in jener Welt: das hab ich gedacht!" Und so klingt hier aus der christlichen Fassung die alte unstillbare Sehnsucht nach Erfüllung der eigenen Forderung, nach Lohn, nach Rache heraus; die Sanftmut ist vergessen, aber lebendig blieb das Verlangen nach gerechter Ausgleichung.

Millionen erfüllt noch heute dieses Vertrauen auf eine Ausgleichung im Himmel. Aber auch auf solche Kreise, die dem religiösen Dogma untreu geworden sind, wirkt es in merkwürdiger Umbildung nach.

Als die Aufklärung der letzten zwei Jahrhunderte zu einer kritischen Verarbeitung der überlieferten Glaubenssätze schritt, hat sie kaum einen völlig umgestoßen, aber auch kaum einen unberührt gelassen. Der Glaube an Himmel und Hölle erschien Tausenden mit der neuen Weltanschauung, gerade auch mit dem neugewonnenen Gottesbild nicht vereinbar; und damit fiel die uralte Form der Ausgleichung, wie sie die Parabel von Lazarus predigte. Aber die Idee der Ausgleichung selbst wollte man nicht aufgeben, zu einer herrschenden Ungerechtigkeit sich nicht bekennen. Man lehrte, die Tugend sei an sich Glück, die Schlechtigkeit an sich Unglück, und setzte, was sonst „Glück" und „Unglück" heißt, als äußerliche Zuthaten bei Seite — eine Anschauung, die dem Realismus der biblischen Stellen schroff widersprach. Oder man be-

hauptete, für alle Menschen sei die Summe von Glück und Unglück schon auf Erden annähernd gleich. Solche Sätze konnten wohl Philosophen aufstellen, die sich selbst zu einer Geringschätzung irdischer Güter durchgerungen hatten. Aber mochten sie Gold und Ordensband verachten — Ein Gut bleibt ihnen unschätzbar: der Ruhm. Rousseau mochte sich in moderner Nachahmung der alten Cyniker gefallen — seine Unsterblichkeit aufzugeben lag dem Verächter von Gold und Silber fern. Und so erleben wir denn das merkwürdige Schauspiel, daß in diesem Einen Punkt die Aufklärer zu der Idee der jenseitigen Ausgleichung zurückkehren. Für den Ruf und Ruhm des Sterblichen lehren auch sie die Vergeltung und Ausgleichung im Jenseits. Es ist freilich nicht das metaphysische Jenseits, sondern das historische, wo erfüllt wird, was hier versäumt ward. Aus dieser Anschauung heraus wird erst seit dieser Zeit ein Satz Dogma, unerschütterlicher Glaubenssatz, der vereinzelt natürlich schon viel früher aufgetaucht war: die Lehre von der Gerechtigkeit der Nachwelt.

Wie begeistert und begeisternd sprechen jene Männer von dieser Gerechtigkeit! Auch ihr Herz dürstet und hungert danach: sind es doch diese selben jetzt so oft verhöhnten Aufklärer, deren Wirken alle Fortschritte der sozialen und politischen Gerechtigkeit unserer Zeit erst ermöglicht hat. Es beseligt sie, Allen, die sie lieben, die Dankbarkeit der Nachwelt, Allen die ihnen verabscheuenswert scheinen, ihren Fluch zu verkünden. Die Idyllendichter lehnen sich an das Brunnenhaupt und schwärmen für den wohlthätigen Mann, der diese Quelle eingefaßt und dessen Namen der Hirte lobpreisend zur Flöte singt, während daneben zerstörte Säulen eines Triumphbogens, dem grausamen Eroberer nicht länger gehorsam, seinen fluchbedeckten Namen verschweigen: „Versunken und vergessen — das ist des Sängers Fluch". Und feurig ruft Herder:

„Es ist eine alte, ewige Bemerkung, daß die würdigsten Erleuchter und Besserer der Welt nicht sogleich wirkten, oft lebenslang verkannt wurden, und nach Jahrhunderten blickte erst ihr Ruhm hervor. Warum? ihre Gedanken- oder Empfindungssphäre war dem Jahrhunderte zu fern und zu hoch. „Was will dieser Steinklump sagen?"

sagten sie zum Fuß der Bildsäule (denn höher hinauf langte ihr Blick nicht) und bewarfen das arme Postament (nicht die Bildsäule, an die ihre Hand voll Schmutz nicht reichte) mit Kot. Nach Jahrhunderten, da hellerer Tag war, rückte die Natur aus dem Nebel, und nun zeigte sich, daß im Dunkeln auch damals schon manches gewirkt hatte und besserer Zeit Platz machte. Überhaupt war nie ein wahrer Gedanke und eine gute Empfindung verloren."

Wohl fehlte es auch damals nicht an Zweiflern. Lessing sprach es, durch eigene Erfahrungen schmerzlich belehrt, aus, wie leicht die Wahrheit zu unterdrücken sei. Aber man glaubte es ihm nicht. Unermüdlich feiern Dichter und Künstler, Staatsmänner und Feldherren die zukünftige Gerechtigkeit und suchen mit ihrem Bild die undankbare Gegenwart zu beschämen; und wie triumphiert Platen über alle Gegnerschaft!

„Einer Lawine vergleich ich den Dichter, es wälzt ja der Feind selbst Rasch ihn weiter; es kommt eine gerechtere Zeit."

Würden Alle auch heute noch die „gerechtere Zeit" rühmen? Platen gerade — würde er zufrieden sein mit dem Urteil, daß „eine Frau von wunderbarem Glanz, die Nachwelt, diese oberste Instanz" (wie Fr. Th. Vischer reimte) an seinem hundertsten Geburtstag gefällt hat? Man darf es bezweifeln. Aber vielleicht würden jene Lobredner der Nachwelt erwidern, dies sei eben noch nicht die rechte Zeit, würden uns mit Nathan dem Weisen auf einen weiseren Mann vertrösten, der über tausend, tausend Jahre auf dem Richterstuhl sitzen wird ...

Es mag sein. Aber ich fürchte, der Mann der Gerechtigkeit kann auch da seinen Prozeß verlieren.

Langsam, Schritt für Schritt hat der Zweifel an Raum gewonnen. Zuerst warf man die Frage auf, wie viele von den zahllosen Klägern denn überhaupt Aussicht hätten, vor das Forum dieser obersten Instanz zu gelangen. „Und hat selbst die Geschichte, die unbefangene Nachwelt niemals geirrt?" läßt L. Tieck einen der Unterredner in seiner „Vittoria Accorombona" (1840) fragen. „Ja, wenn diese sogenannte Zukunft nicht zerstreut und vergeßlich wäre! Sie vergißt auch nur allzu oft an den neuen Schätzen, was sie früher schon an Juwelen

besaß; das Neuere ist ihr oft nur das Bessere, weil die Politur die frischere ist, und das massive Gold voriger Tage von Staub unkenntlich gemacht wurde." Ein halbes Menschenalter später (1854) drückt sich Wilibald Alexis im „Isegrimm" noch erheblich pessimistischer aus. „Auf den Schlachtfeldern ist jedere Tapfere ein König — wenn die Sonne gerade auf den Fleck scheint, wo er kämpft. Wenn es da dunkel ist, mag er wie ein Herkules gestritten haben, seine Heldenthaten werden eingerollt in die Masse des Geschehenen. Der Obergeneral freut sich, je weniger er zu berichten, die Geschichte, an die wir so gern appellieren, je weniger Namen sie zu nennen hat. Man kann ein Gott der Schlachten gewesen sein, man wird nicht genannt, man ist vergessen, wenn der Kommandierende einen anderen begünstigen will, vielleicht sogar, wenn eine Ordonnanz unseren Namen verwechselt hat. Was geschieht, ist ein großes Lottospiel; der den Treffer zieht, heißt ein Genius. Welcher Name oben aufschwimmt, eingetragen in die Bulletins, in den Zeitungen durch die Welt schwimmend, bis er zum Stern oder Meteor wird, das die Geschichte für die Nachwelt verzeichnet, das ist alles, alles ein reiner — reiner Zufall." Ähnliche Argumente hatte freilich schon hundertfünfzig Jahre früher Swift in seinem „Gulliver" gegen den Glauben an die Gerechtigkeit der Weltgeschichte geltend gemacht (was hatte er nicht verspottet?), aber seitdem war dieser eben erst recht zum Dogma der gebildeten Welt geworden und forderte neue Angriffe heraus.

Das Bedenken, ob denn wohl alle, die es verdienten, vor die höchste Instanz gelangten, steigert sich bald zu der entschiedenen Behauptung, nur die Wenigsten, nur die Glücklichsten — oder Rücksichtslosesten kämen in die Lage, die Gerechtigkeit der Nachwelt zu erproben. „Der Nachruhm," schrieb (1876) der melancholische Genfer Philosoph Amiel, „läuft denen nicht nach, die sich vor ihm fürchten. Er macht sich über die verzückten und ehrfürchtigen Liebhaber lustig, die seine Gunstbezeugungen verdienen, ohne sie ihm zu entreißen. Das Publikum giebt sich nur den Talenten hin, die kühn und gebieterisch, unternehmend und geschickt sind. An die Bescheiden-

heit glaubt es nicht, es hält sie nur für eine Grimasse der Unfähigkeit. Das goldene Buch enthält die wahren Genies nur zum Teil; es nennt nur die, die bewußt in das Reich des Ruhmes eingebrochen sind."

Wie man aus diesen Worten die Klage eines ängstlichen, unentschlossenen Gemüths heraushört, das den Eintritt in die Unsterblichkeit heiß begehrt und zu versäumen fürchtet, so spricht nicht minder deutlich eine leidenschaftliche Begierde nach fortdauernder Wirkung, nach unaufhörlicher, immer gesteigerter Anerkennung aus den Geständnissen, die Zola in dem für seine eigene Natur am meisten aufschlußreichen Werke, in „L'oeuvre" (1886), seinen Doppelgänger Sandoz machen läßt. „Weiß man es denn? Wäre es nicht vielleicht besser, unbekannt zu leben und zu sterben? Wie wären wir betrogen, wenn dieser Künstlerruhm so wenig existieren würde, wie das Paradies aus dem Katechismus, über das sich nun schon die Kinder lustig machen. An Gott glauben wir nicht mehr, aber an unsere Unsterblichkeit ... Jammervoll!" Und dann wieder: „Das treibt mir manches Mal kalten Angstschweiß aus ... Hast du denn nie daran gedacht, daß die Nachwelt vielleicht gar nicht die makellose Rechtsspenderin ist, von der wir träumen? Man tröstet sich über Beleidigung, über Bestreitung, man rechnet auf die Billigkeit der künftigen Jahrhunderte, wie der Gläubige das Elend dieser Erde erträgt im festen Glauben an ein anderes Leben, wo Jeder nach Verdienst gelohnt wird. Und wenn es nun für den Künstler so wenig ein Paradies geben würde, wie für den Katholiken, wenn die künftigen Generationen sich wie die Zeitgenossen irren, in der Verständnislosigkeit beharren, den starken Werken die kleinen netten Nichtigkeiten vorziehen ... Schließlich kann es sehr wohl so stehen. Es giebt geheiligte Bewunderungen, die nicht zwei Heller wert sind ... Vielleicht gehört die Unsterblichkeit nur dem philiströsen Mittelmaß ..."

Sie widersprechen sich in charakteristischer Weise: der zarte Grübler meint, nur der Gewaltsmensch erzwinge den Eintritt vor das Tribunal der Nachwelt; der robuste Arbeiter denkt, gerade die Kraft könne ausgeschlossen sein. Aber beide

17*

zweifeln gleichmäßig, ob jene „Frau von wunderbarem Glanz" alle Appellanten werde zu hören bekommen — und das wäre doch die erste Voraussetzung für ihre ausgleichende Gerechtigkeit. Und nur wenige Jahre später, so spricht ein Anderer bestimmt aus, was sie zagend meinen, und mehr noch: „Ich glaube", schreibt (1889) Anatole France, „daß die Nachwelt in ihren Schlüssen nicht unfehlbar ist. Und mein Grund, das zu glauben, ist der, daß die Nachwelt Niemand sonst ist als ich, wir, Menschen überhaupt. Wir bilden die Nachwelt für eine lange Reihe von Werken, die wir schlecht kennen. Die Nachwelt hat drei Viertel von den Werken des Altertums verloren; was übrig bleibt hat sie schrecklich verderben lassen. Wissen wir denn, in welche Hände die geistige Erbschaft übergeht, die wir der Zukunft vermachen? Nehmen wir ruhig an, daß die, die nach uns kommen, uns an Intelligenz übertreffen (unmöglich ist das ja gerade nicht) — ist das ein genügender Grund, ihre Unfehlbarkeit im Voraus zu verkünden? Wir wissen aus Erfahrung, daß selbst in Zeitaltern von hoher Kultur die Nachwelt nicht immer gerecht ist. . . . Madame Roland schrieb in dem Gefängnis, das sie (wie sie wußte) nicht verlassen sollte, ihre Memoiren. Mit ihrer männlichen Hand schrieb sie auf die erste Seite die Worte „Berufung an die unparteiische Nachwelt". Die Nachwelt hat ihr, nach einem Jahrhundert, noch keinen anderen Bescheid gegeben, als ein widersprechendes Gemurmel von Lob und Tadel. Wie naiv war doch die Muse der Girondins, an unsere Weisheit und an unsere Billigkeit zu glauben!" Und er fügt eine reiche Blütenlese von Beispielen hinzu, die darthun, daß das Urteil der Nachwelt nie abschließend, und oft in allen Stadien ungerecht ist.

Ich führe diese Stellen nur an, um die allgemeine Entwickelung und die zunehmende Verschärfung des Zweifels an der Gerechtigkeit der Nachwelt durch sie zu veranschaulichen. Es ließen sich ihnen natürlich manche Stimmen zugesellen, frühere und spätere, gemäßigtere und bestimmtere; der ganze Gang der Erschütterung jenes Dogmas aber wird, wie ich glaube, durch unsere Auswahl zutreffend gekennzeichnet. Ich

habe sie in einem Zeitraum von mehr als zehn Jahren, seit ich zuerst meine eigenen Bedenken aufzuzeichnen begann, für diesen Zweck gesammelt und sie nun vorausgeschickt, damit es nicht zu ketzerisch oder paradox erscheine, wenn ich nun mit meiner eigenen Meinung hervorzutreten wage. Ich stehe wenigstens, wie man sieht, nicht allein da, wenn ich die Unfehlbarkeit der richtenden Nachwelt nicht bloß bezweifle, sondern geradezu läugne. Und ich hoffe am Schluß zu zeigen, daß es auch nicht (wie Viele zuerst ausrufen werden) ein „schweres Unrecht“ ist, an jener „tröstlichen Zuversicht“ zu rütteln. Mir scheint jener Satz, der Einzelne sicher oft getröstet hat, dennoch viel mehr Schaden zu stiften als Nutzen; und jedenfalls darf er zu den „großen Trostgründen des Lebens“ nur dann gezählt werden, wenn er wahr ist.

Prüfen wir ihn nun, so ergiebt sich als erste Schwierigkeit die von uns schon einmal berührte: welche Nachwelt ist denn gemeint? Denn es folgen ja doch dem Mann oder dem Werk, das „de papa male informato ad papam melius informandum“ appelliert, nicht bloß Eine Generation, sondern zahllose. Wie viele „Nachwelten“ sind ins Grab gesunken, seit der Kampf um Caesar und Brutus begann, und doch ruht er auch heut nicht. Die „verkannten Genies“ denken wohl vor allem an die Leute, die reuig ihrem Sarge folgen werden; und die „verkannten Genies“ haben vor allem der Nachwelt ihren guten Ruf geschaffen. Aber die erste Generation der Überlebenden pflegt selten das Urteil der Mitwelt so rasch zu berichtigen. Dem Sarg Heinrich Heines folgten sechs bis sieben Personen, dem Mussets vielleicht vierzig; und um die Leiche Henri Murgers, des Verfassers der „Vie de bohême“ drängten sich Hunderte. War damit entschieden, daß dies liebenswürdige kleine Talent fortan mehr gelten sollte als jene Genies? Im Gegenteil erweckte gerade dieser Gegensatz in den nachdenklichsten Beobachtern der Zeit, in den Brüdern Goncourt, lebhafte Unruhe über die Gerechtigkeit dieser „ersten Nachwelt“. Und mit Recht. Wie sehr ist gerade sie von dem persönlichen Eindruck des Verstorbenen abhängig, von seiner Liebenswürdigkeit oder Unausstehlichkeit, seiner Bescheidenheit oder Anmaßung;

mehr aber noch, viel mehr von seinem Ausgang. Ein tragischer Tod erhebt den Dahingegangenen weit über seine wirkliche Bedeutung; wir haben es an Theodor Körner, vielleicht auch an Andreas Hofer, am seltsamsten an Sand, dem Mörder Kotzebues, erlebt. Stirbt der Held auf der Höhe seiner Erfolge, wie Rafael, Schiller, Mozart — wie viel glänzender lebt er fort als die, welchen die gütige Parze ein langes Sinken nicht ersparte, Cornelius, Klopstock oder gar Hölderlin und Lenau! Und nicht nur der Glanz des Nachruhms hängt von dem Abgang von dieser irdischen Bühne vielfach ab — auch seine ganze Färbung. Auf die Nachricht von Wallensteins Tode schrieb Richelieu (ich citiere einen Aufsatz von L. Bamberger): „der gute oder der schlechte Ruf hängt ab von der letzten Periode des Lebens, das Gute und das Schlechte überträgt sich auf die Nachwelt, und die Bosheit der Menschen macht, daß sie eher das eine als das andere glauben". Von diesen Sätzen ist jeder predigerhaft übertrieben, keiner aber ganz falsch. Das Volk liebt vor allen seine „letzten Helden" und verklärt die mit einem oft unverdienten Ruhm, an deren Sarg eine sterbende Nation als Leidgenosse steht, den letzten König der Mauren wie einst den letzten Herrscher des ungeteilten jüdischen Reiches; aber waren die Stifter des Reiches nicht größer als Salomo und Boabdil?

Dennoch aber würde ich für meinen Teil zu dieser „ersten Nachwelt" noch am ersten Zutrauen haben. Denn sie hat vor allen späteren unschätzbare Dinge voraus; insbesondere die genauere Kenntnis der Umgebung, die lebendige Anschauung der Persönlichkeit. Wie viele Menschen, das wissen wir alle, werden überhaupt aus ihren Schriften und Thaten unzulänglich beurteilt, weil nur ihre eigenartige Individualität einen Schlüssel zu ihrer Art zu handeln giebt! Von Lagarde versichert seine Biographin, wer ihn kennen gelernt habe, sei von seiner milden Herzlichkeit überrascht gewesen; nach seinen Briefen und Büchern habe Jeder einen verbitterten Menschenfeind erwartet. Ist diese Ergänzung, die die lebende Persönlichkeit den überlebenden Werken bietet, durch irgend etwas zu ersetzen? Ich getraue mich kaum, über einen Autor zu urteilen, eh ich nicht

wenigstens sein Bild gesehen habe; und was ist das beste Bild neben dem Menschen selbst!

Obenein giebt es Perioden — und wir leben in einer solchen — in denen Jeder oder doch recht Viele sich fast mit Bedacht schwer verständlich machen. Die allzu persönliche, allzu eigensinnig originelle Art der Äußerung erschwert den Fernerstehenden das Begreifen. „In fünfzig Jahren“, sagt ein Kritiker von dem Range Bourgets, „wird der Stil der Goncourt nur noch von Spezialisten verstanden werden. Was liegt daran? können die Theoretiker der „décadence“ antworten. Ist denn das die Aufgabe des Schriftstellers, sich als immerwährender Kandidat vor dem allgemeinen Stimmrechte der Jahrhunderte aufzustellen?“ Ich bin gewiß gern bereit, zu antworten, daß eine kräftige Einwirkung auf die Zeit mehr gilt; aber gerade wem die versagt blieb, gerade der pflegt doch auf die Anerkennung der Nachwelt Anspruch zu erheben. Und steht es nicht schlimm um alle die Vielen, die ihre Sache vor der Zukunft nicht ohne Dolmetsch führen können?

Nun hängt es aber auch noch von der Lebens- oder Arbeitsdauer eines großen Mannes ab, welche Generation seinem Sarge folgt. Wem solche Zeit und Kraft gegönnt war, wie unserem Kaiser Wilhelm, wie Goethe oder Leopold von Ranke, der erlebt die Nachwelt noch selber. Die erste Generation mit ihrer Befangenheit ist dahingegangen und eine neue blüht, die mit größerer Unabhärigigkeit die lebendige Anschauung verbindet. Das ist denn freilich ein besonders günstiger Fall; aber eben darum auch ein Privileg, das die weniger Langlebigen in unverdienten Nachteil setzt. Dann aber ist zu bedenken, daß wie die ihn umgebende Mitwelt so auch das Leben des Greises selbst mehrere Menschenalter umspannt. Als Goethe starb, begann man den Faust zu verstehen; für Götz und Werther aber hatte jene Zeit längst nicht mehr das Herzensverständnis früherer Perioden. Dem ganzen Goethe sind spätere Zeiten eher gerecht geworden; einzelnen Werken — außer eben dem Faust, seinem Lebenswerk — und einzelnen Phasen des Unvergleichlichen hat vielleicht keine Epoche so sehr

wie die ihres Entstehens Gerechtigkeit zu teil werden lassen. Manche Zeitgenossen wie Schiller, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel sind aber auch in ihrer Erfassung des ganzen Goethe kaum übertroffen worden. Freilich, es waren in gewissem Sinne (wenn auch nur so) kongeniale Naturen. Aber wo liegt eine Wahrscheinlichkeit dafür, daß mit dem zeitlichen Abstand von eines großen Mannes Leben die kongenialen Naturen häufiger werden?

Freilich, auch das hat man behauptet, jede hervorragende Erscheinung sei ein Vorläufer, gehöre der Zukunft mehr an als der Gegenwart, und werde deshalb von ihr besser verstanden; ähnlich spricht ja schon Herder an der von uns angerufenen Stelle. Es klingt schön; aber in Wirklichkeit sind gerade die Größten nicht bloß Vorläufer gewesen, sondern auch selbst die Vollender. Was Friedrich II. in Rheinsberg ankündigte, das hat er auch selbst geschaffen. „Vorläufer"! wer hat nicht alles dafür gegolten! Wie oft waren es arme Gesellen, die vor dem heranmarschierenden Heer nur eben so voranliefen wie die Schusterjungen vor der Wachtparade. Dann rückte das Heer in die Festung ein — und sie sollten ihm Quartier gemacht haben! „So schreiben, wie Hamann", urteilte Lichtenberg, „ist unchristlich gegen die Nachwelt; denn nun werden neidische Wortklauber manche späteren Erfindungen schon in diesen Schriften finden wollen, obgleich der ehrliche Mann mit keiner Silbe daran gedacht hat." Wie viel ist auf solche Weise in Giordano Bruno, in viele politische Schriftsteller hinein gedeutet worden! Ward man ihnen dadurch gerecht? oft so wenig, wie das Volk, das dem „Doktor Allwissend" des Märchens auf seine Zufallsfunde hin zuläuft. Daneben giebt es aber natürlich auch wirkliche Vorläufer, Bahnbrecher, Pioniere einer neuen Zeit. Gewiß setzen sie sich der Verkleinerung ihrer Zeitgenossen besonders leicht aus — aber eine übertreibende Vergrößerung bei der Nachwelt mag eine Entschädigung heißen, Gerechtigkeit ist sie doch nicht. Solch ein Vorbereiter war König Friedrich Wilhelm I. Den lange verkannten Fürsten hat man nach Carlyles Vorbild hoch aufs Schild gehoben, immer höher — bis zuletzt der Versuch, die Ungerechtigkeit

früherer Zeiten gut zu machen, zur schlimmeren Ungerechtigkeit gegen seinen großen Sohn ausschlug. Gerade eine Zeit, wie die unsere, die auf Originalität so großes Gewicht legt, ist immer in Gefahr, den Neuerer zu hoch zu stellen, den Vollender zu unterschätzen. Und so sehen wir eine Bürgschaft für einen gerecht abwägenden Spruch der Nachwelt auch da nicht, wo es sich um die Vorläufer kommender Epochen handelt.

Befragen wir doch unsere eigene Erfahrung. Ist wirklich unser letztes Urteil über eine Bekanntschaft immer das richtigste? Ist der letzte Eindruck notwendig der, der uns sein Wesen am besten offenbart? Sehen wir von ungünstigen Zufällen ganz ab — es bleibt doch immer die Wahrscheinlichkeit, daß er und ich verschiedene Wege der Entwickelung gingen und wir uns daher jetzt mißverstehen, während wir uns am Ausgangspunkt so gut verstanden. Wie trefflich wußten sich Herder und Goethe in Straßburg jeder in des Anderen innerstes Wesen einzufühlen; und später? —

Dennoch bleibt man dabei: wohl könne das Urteil der Nachwelt zunächst unrichtig sein; aber in fortschreitender Besserung komme es der Wahrheit immer näher. Man führt Analogien an, die wenig beweisen. Alle wissenschaftliche Arbeit gelange nur durch schwankende Annäherungen und Entfernungen hindurch zu möglichst großer Wahrheit. Wohl — aber die wissenschaftliche Arbeit hat es immer mit demselben bleibenden Objekt zu thun, während die Persönlichkeit der Nachwelt entschwindet. Die Urteile der Lebenden mögen wie die der Forscher immer dichter an die Objektivität herankommen; dem Toten gegenüber aber sind die meisten Mittel nicht mehr anwendbar, die man bei dem Lebenden brauchen kann: dauernde Beobachtung, direktes Befragen, Vergleich der Urteile genau unterrichteter Kenner. Und dann — glaubt man auch nur in der Wissenschaft selbst noch so unbedingt an den stetigen Fortschritt? werden nicht lange Perioden völliger Verirrung anerkannt, z. B. von den Naturforschern für die Periode der Naturphilosophie?

Aber mehr als die Analogie der wissenschaftlichen Arbeit hat die des Gerichtswesens den Ruf der „letzten Instanz" be-

festigt. Man argumentiert so: bei allen Gerichten ist die spätere Instanz die höhere, und genießt die letzte des größten Vertrauens; wie sollte das bei dem Totengericht anders sein? Man vergißt eben nur, daß hier die Sache des Klägers nicht von ihm selbst geführt wird und von seinen Anwalten mehr noch als von seinen Richtern abhängig ist; man vergißt vor allem, daß die spätere Instanz hier moralisch, intellektuell, ästhetisch tief unter der früheren stehen kann. Weil wir uns selbst so gern älteren Epochen gegenüber als das weise Obergericht fühlen, schreiben wir bereitwillig auch unseren Söhnen und Enkeln weitere Erhebung zu — glücklicherweise haben wir ihr Urteil nicht immer in eigener Sache zu erproben. Sollte wirklich einer behaupten, unsere Zeit sei in Kunstfragen urteilsfähiger als alle früheren? Wie viel Leute leben denn heut, die für einen Michel Angelo oder Beethoven einen Gerichtshof von Pairs bilden könnten? ja auch nur für Meister, die von den größten noch recht weit abstehen? —

All das geben Manche zu und behaupten doch die Gerechtigkeit der Nachwelt. Für die ungenauere Kenntnis, für die Befangenheit durch den Eindruck des Lebensausgangs, für das Sinken sogar des ganzen Niveaus der Zeit entschädige Eins: der freiere Blick der Nachgeborenen. Nun schwanke nicht mehr das Bild von der Parteien Haß und Gunst verwirrt; kein Parteiinteresse trübe mehr die Objektivität; und von der Höhe der dahinrollenden Zeiten überschaue man das ganze Wirken des Mannes, seine Bedingungen, seine Umgebung mit ganz neuer Bestimmtheit.

Gewiß liegt hierin viel Wahrheit. Nur daß gerade für die Größten jene Änderungen eigentlich nie eintreten. Weil sie immer lebendig bleiben, bleibt ihnen gegenüber alle Zeit Mitwelt. Noch heut dauern die Parteien fort, die für Plato oder für Aristoteles, für Guelfen oder für Ghibellinen, für Goethe oder für Schiller kämpfen; und daß vielfach ein oft mehr philiströses als objektives Juste-milieu der Geschichtschreibung sein Urteil in das Lauwarm der Trivialität taucht: in gewissem Sinn hätten Papst Alexander III. und Kaiser Friedrich I. beide recht gehabt, das kann noch kein gerechtes

Abwägen ihrer Rechte bedeuten. Zuviel Gegensätze gehen unverlöschlich durch die Welt, daß nicht immer wieder charakteristische Typen zu begeisterter Verehrung, zu leidenschaftlicher Abwehr herausforden sollten. Immer wird es Männer des Pathos, des Ungestüms geben, denen Heinrich von Kleist ein bezauberndes Vorbild ist — immer Männer der ruhigen Selbstbeherrschung, denen er wie ein unheilbar kranker Körper erscheint. Zwischen den Tassos und den Antonios, den Bürgermeister Stockmann und Doktor Stockmann, den Noras und den Helmers wird nie eine friedliche Ausgleichung des Urteils möglich sein; solche Parteien aber werden immer dauern. Auf gewisse ruhige, stille Arbeiter wird sich leicht eine Anerkennung aller Urteilsfähigen senken — die aber haben sie zumeist auch schon bei Lebzeiten geerntet. Wer hingegen selbst ein Temperament besitzt, wer am Kampfe Freude hat und rücksichtslos für seine Sache eintritt, der wird wie die Helden in Walhall auch nach dem Tode noch immer weiter zu kämpfen haben. Man wird sich gewiß darüber einigen, in Bismarck, R. Wagner, Nietzsche, Treitschke eine ganze Reihe von Eigenschaften anzuerkennen — über ihre persönlichsten Eigenheiten wird der Streit forgehen, so lange es verschiedene Naturen und darum subjektive Urteile giebt. Männer wie Luther, Macchiavelli, Friedrich der Große werden jeder Epoche zum Prüfstein ihrer eigenen Art; die Bedeutung zweifelt keine an, was man aber sonst vorbringen mag, ist gemeiniglich für die Urteilenden mehr als für die Beurteilten bezeichnend:

> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln,
> Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer!

Existiert etwa heut ein objektives Gemeinurteil über das Jahr 1848, über die französische Revolution, über die Reformation? denn wir müssen uns hüten, die Einstimmigkeit der engen Kreise, in denen jeder von uns lebt, für eine Einstimmigkeit der ganzen Gegenwart zu halten. Kann es eine solche Einstimmigkeit überhaupt geben, so lange es ein König-

tum, eine katholische oder protestantische Kirche giebt? Und vor allem: so lange es Nationen giebt? Werden Deutsche und Franzosen sich je über den Ursprung des Krieges von 1870 einigen können? Gerade die größten Ereignisse, gerade die mächtigsten Werke fordern nicht bloß die bestehenden Parteien heraus, sondern schaffen und erhalten selbst Parteien, Schulen, unversöhnbare Gegensätze; und von der Objektivität der Nachwelt gilt da das alte Wirtshaussprüchlein: „Heute um Geld, morgen umsonst“. Komm du nur morgen wieder — du liest den gleichen Spruch, und so übermorgen und alle Tage.

Und nicht einmal über die Bedeutung ist immer Einigkeit zu erzielen. Freilich, wer sich das billige Paradoxon gestattet, den Faust für das unbedeutendste Werk Goethes zu erklären oder Friedrich den Großen für einen Durchschnittsregenten, der hat wenig Gefolge zu gewärtigen; nur sind in solchen Fällen frühere Generationen auch schon klug genug gewesen. Wie oft sind dagegen andere Männer und Werke in Gefahr gewesen, ganz aus dem Kreis der Unsterblichen auszuscheiden! Bald nach dem Tode Alexander von Humboldts wollte der Hochmut der „Exakten“ dem „geistreichen Plauderer“ alle Bedeutung absprechen; und die Jüngsten in Frankreich leugnen, daß an Voltaire irgend etwas zu bewundern sei. Hans Sachs und sogar Boileau sind aus berühmten Meistern komische Figuren geworden, bis sie eine gerechtere Nachwelt rettete, der vielleicht wieder eine ungerechtere folgen wird. Auf der anderen Seite steht zumal in Deutschland eine reisige Schar schwer gewaffneter Mannen allezeit bereit, um „Verkannten“ zu ihrem Lorbeer zu helfen. Da wird dann nachgewiesen, daß Lenz und Grabbe im Grunde bedeutender waren als Goethe und Kleist; da wird der gutherzige Tiberius und der von Thatkraft überschäumende Hamlet der erstaunten Nachwelt gezeigt; um 1800 stand die deutsche Literatur sehr tief, sehr hoch aber vielleicht zu Gleims Zeit. An diesen paradoxen Umkehrungen haben sich wohl auch bedeutende Männer beteiligt, wie Byron, der Pope über Shakespeare stellen wollte; aber zumeist bleibt dies doch ein billiges Vergnügen solcher Leute, die nur dann sicher sind, eine eigene Meinung zu haben, wenn

sie sie ganz allein haben. Sie raunen uns dann wohl wichtig ins Ohr: „eigentlich“ habe nicht Stein die Reformgesetzgebung Preußens geschaffen, sondern Schön; „eigentlich“ habe die Kunst nur unter den Praerafaeliten geblüht, alles Spätere sei Verfall; „eigentlich“ sei Napoleon gar kein Feldherr gewesen und Rembrandts Gemälde stammen „eigentlich“ von Ferdinand Bol, sowie Shakespeares Dichtungen von Lord Bacon. Ich pflege diese Männer der billigen Umwertung aller Werte deshalb schlechtweg die „Eigentlichen“ zu nennen. Aber sie sind nicht ohne Einfluß. Es giebt immer Leute, denen so etwas imponiert; es giebt immer Andere, die Furcht haben, auf einer veralteten Meinung betroffen zu werden. Und deshalb kann selbst diesen verkehrten Umkehrungen einige Wirkung auf das Urteil der Nachwelt gelingen: eine Einschränkung, die aus Nero zwar nicht gleich einen Musterregenten macht, aber doch wenigstens das bisherige Bild als übertrieben tadelt. Ist das nun immer ein Fortschritt der Erkenntnis? Bejaht man das — um so schlimmer! denn nach kurzer Zeit ist die Wirkung derartiger willkürlicher „Rettungen“ oder „Umstürzungen“ doch verweht.

Haben wir damit aber nicht selbst zugestanden, daß ein festes und annähernd richtiges Bild existieren kann, dem gewaltsame Angriffe auf die Dauer nichts schaden?

Wir gestehen es wirklich zu; wir glauben sogar, der Fall sei gar nicht so selten. Von recht vielen historischen Figuren und großen Werken besteht thatsächlich bei der Nachwelt ein annähernd zutreffendes Bild; über sie herrscht wirklich ein Urteil, das wir nach menschlichem Maßstab gerecht nennen dürfen. Aber — dann verdankt es die Nachwelt fast ausnahmslos der Mitwelt jener Menschen und Leistungen. Dann fanden die Zeitgenossen einen Spruch, an dem nicht mehr zu rütteln war. Dies aber, daß die Nachwelt an das Urteil der Gegenwart gebunden bleibt, kann auch statthaben, wo die Gegenwart falsch urteilte; so daß also auch nicht in der Tradition aus dem Zeitalter der lebendigen Anschauung her eine Bürgschaft für die Gerechtigkeit der Späteren gefunden werden kann. Wo die Nachwelt das Urteil bestätigt, kann es ebenso

gut ungerecht sein, wie wo sie es revidiert. Aber die größere Wahrscheinlichkeit für ein gutes Urteil bleibt dem ersten Falle. Denn unter allen Umständen ist das Urteil der Späteren von dem der Früheren so stark abhängig, daß jede Änderung bedenklich bleibt.

Unter allen Umständen. Denn vor allem bedenke man dies Eine, was namentlich auch Anatole France beredt hervorhebt: wie wir von der Überlieferung abhängig sind. Erfolgreich vermag die höhere Instanz fast nur da das Urteil zu ändern, wo ihr neue Thatsachen vorliegen — aber ob sie diese in die Hand bekommt, liegt fast ganz bei der Mitwelt. Vielleicht war Kratinos ein größerer Meister der Komödie als Aristophanes; aber das Altertum entschied nun einmal für diesen und überlieferte uns Werke von ihm, nicht von Kratinos. Wie sollen wir da eine etwaige Ungerechtigkeit ausgleichen? Mittelalterliche Dichter werden von anderen gerühmt, doch ihre Dichtungen sind unter der Ungunst der Zeitgenossen verloren; wie sollen wir Bligger von Steinach zu seinem Recht verhelfen? — Und wie oft ist selbst der Name verschwunden! Nicht bloß jene großen Erfinder der Urzeit, deren Namenlosigkeit Klopstock beklagte, auch viel jüngere Heroen stehen mit verdecktem Gesicht in der Galerie der Weltgeschichte. Den wirklichen Erfinder des Schießpulvers kennen wir nicht, nicht den Dichter der altsächsischen Evangelienharmonie, unbekannt sind so viele Schöpfer herrlicher Gemälde, großer Bauten; über Fürsten und ganze Völker ging vernichtend die Weltgeschichte und ließ auch nicht den Namen übrig. Die Mitwelt vertilgte die Spuren und vernichtete zugleich für immer jede Möglichkeit, ihren Bannspruch aufzuheben.

So verzweifelt steht es freilich nicht allzu oft; aber der Einfluß der Mitwelt versteht sich auch ohne so radikale Mittel geltend zu machen. Ich will nicht so weit gehen, wie Anatole France, der das bekannte an die Journalisten gerichtete Wort „die öffentliche Meinung machen Sie ja selbst, meine Herren“ dahin variiert hat: „In Wahrheit bilden die Professoren und die Gelehrten für sich ganz allein die ganze Nachwelt!“ Richtig bleibt aber doch, daß der erstmalige Anstoß, den die zeitge-

nössische Auffassung und in ihr vorzugsweise jene Berichterstatter von Beruf gaben, für die Schwankungen und Bewegungen des Nachruhms allezeit bestimmend bleibt. Von der Auffassung, die mitlebende Geschichtschreiber, Verfasser von Memoiren, Portraitmaler den Späteren überliefern, wird deren Urteil unter allen Umständen, bewußt oder unbewußt, ausgehen — selbst in Perioden, die den Wert der „zeitgenössischen Quellen" nicht so stark überschätzen, wie nach des bekannten Historikers Ottokar Lorenz Klage die neuere historische Schule es thut. Auch wo wir uns gegen das überlieferte Bild wehren, wirkt es nach, z. B. indem es jene „Rettungen" ins entgegengesetzte Extrem überschlagen läßt. Wo aber einmal eine wirkliche Berichtigung gelingt, da verdanken wir sie wieder nur den Zeitgenossen. Ranke hat das Bild Friedrich Wilhelms I. von den Flecken reinigen können, die die Verbitterung seiner Tochter ihm zugefügt hatte; aber ohne die Hilfe anderer Zeitgenossen wären die Berichte der Markgräfin von Bayreuth für immer in Kraft geblieben. Was die Mitwelt von charakteristischen Zügen und Anekdoten auswählt — denn auch die vollständigste Sammlung etwa der Aussprüche Friedrichs des Großen bleibt doch thatsächlich eine Auswahl — in welcher Beleuchtung sie den Helden zeigt, welche Kontrastfiguren sie ihm gegenüber aufstellt — das alles macht uns abhängig, so abhängig, daß die Späteren nur in den allerseltensten Glücksfällen ihr Urteil auf eine neue Basis stellen können. Gewiß, solche Glücksfälle kommen vor, ohne übrigens gerade immer für die Betroffenen selbst Glück zu bedeuten. Der römische Rhetor Fronto würde noch heut für einen großen Redner gelten, wenn nicht leider Stücke von den Werken des seiner Zeit hochgepriesenen Mannes aufgefunden worden wären; des Abaelard „Sic et Non" wurde nach dem Urteil der Zeitgenossen für viel bedeutender gehalten, als es sich dann dargestellt hat; die Ausstellung der Bilder aus der „Casa Bartholdy" in unserer Nationalgallerie hat dem Ansehen der „Nazarener", die sie schufen, einen schweren Schlag zugefügt. Und doch — wir müssen in all solchen Fällen unserem eigenen Urteil die Erwägung beigeben: wie konnten denn aber

solche Leistungen einst so wirken? Und damit wird selbst da, wo das Material eine gründliche Revision des Urteils ermöglicht, die Sentenz der Mitwelt hineingezogen. Der Vorderrichter spricht in jeder folgenden Instanz immer wieder mit, ja meist hat er das Referat fast allein; und wer weiß nicht, wie viel in jedem Prozeß der Referent bedeutet?

Ganz besonders gefährlich wirkt dabei die den Menschen eingeborene Tendenz zur Vereinfachung. Wer Criminalprozesse verfolgt, dem muß die Neigung der Staatsanwalte auffallen, einem neu entdeckten Verbrecher soviel anonyme Schandthaten aufzupacken wie nur möglich; alles traut man ihm zu. Der Historiker und das Volk als Historiker machen es nicht anders. Von wem Eine böse Handlung berichtet ist, den dichtet sie zum Nero um, und alle Glorienscheine umkränzen das Haupt ihrer Lieblinge. Will man diesen Prozeß der Steigerung auf der That beobachten, so lese man nur einige geeignete Artikel in dem Monumentalwerk der Allgemeinen Deutschen Biographie: wie da für die entzückten Lobredner z. B. Hebbels oder manches unbekannt-berühmten Philosophen ihr Held mit jeder leisen Handbewegung Goethe oder Plato in den Schatten stellt, wie für die politischen Gegner z. B. der liberalen deutschen Abgeordneten deren ganzes Lebenswerk zwecklos, ja schädlich wird. Nicht anders macht es das Volk, wo es liebt oder zürnt. Dem zu geben, der da hat, und dem zu nehmen, der da nicht hat, das ist nur zu oft die Gerechtigkeit der Mitwelt, das wird, je mehr die Entfernung sich steigert, desto mehr die Gerechtigkeit der Nachwelt.

Was nun aber für die Mitwelt gilt, das wiederholt sich annähernd für jede einzelne „Nachwelt“. Die dritte Generation ist in ihrem Urteil nicht frei von dem der zweiten und sie selbst beeinflußt die Meinung der vierten. Und das gilt für die Größenabschätzungen wie für die sonstigen Auffassungen. Prinz Eugen verdankt einen großen Teil seines Ruhmes dem Volkslied; Erzherzog Karl, sein Gegenüber im Hofe der Wiener Kaiserburg, ist nie populär geworden, weil die Lieder Theodor Körners und Anderer, die ihn feierten, nicht populär wurden. Man wird erwidern, das sei umgekehrt: die Lieder von Prinz Eugen,

von Blücher, von Nelson verdankten ihre Beliebtheit der ihrer Helden. Aber beides muß zusammenkommen: Zieten ist bei uns volkstümlich, obwohl kein Lied auf ihn sich behauptet hat, und Arndts wohlbekanntes Gedicht auf Scharnhorst hat diesen nicht zu einem eigentlichen Heros des Volkes machen können. Jedenfalls aber, ob in Gedichten oder sonst, zeigt sich überall eine Auswahl unter den Helden der letztvergangenen Zeit, die bestimmend bleibt. Stände auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin statt des Denkmals von Winterfeldt eins von Belling, so wäre der Husarengeneral bekannter und Friedrichs Liebling weniger bekannt. Und je weiter wir abrücken, desto weniger läßt sich diese Auswahl der früheren Nachwelt verändern. Vielleicht wäre es heut noch möglich, Goeben oder v. d. Tann in die geringe Zahl der Heerführer von 1870 einzureihen, die so recht eigentlich populär geworden sind; für die Freiheitskriege schon wird keine Benennung von Regimentern und Straßen dem General v. Katzler oder dem Grafen Götzen einen Platz neben Bülow von Dennewitz und York von Wartenburg sichern können, sollten sie es selbst verdient haben.

Man wendet vielleicht ein, das Urteil der Nation sei gar noch nicht das, was gemeint sei: der Historiker könne wohl Gneisenau über Blücher erheben, auch dem fortdauernden allgemeinen Urteil zum Trotz. Gewiß, das kann er; so sehr er unter allen Umständen von den Vorgängern abhängig bleibt, die für den populären Helden ganz anderen Stoff zur Verfügung stellen als für den wenig beachteten. Aber wie selten und dann wie langsam wird das Urteil des sichtenden und richtenden Historikers zum Urteil der Nachwelt! wie viel häufiger diktiert ihm vielmehr die Stimmung seiner Zeit die Sentenz! Macaulay hat mit seinem so gründlich verzeichneten Bild des Alten Fritz nur die herrschende Meinung Englands vertieft; die neuere Auffassung der einst schlechtweg als „Betrüger“ verschrienen Religionsstifter, Mohammeds vor allem, ist wesentlich eine Kombination aus der Überlieferung früherer Zeiten und der gegenwärtigen Weltanschauung. Diese selbst aber ist ja doch aufs stärkste bedingt durch die Anschauungen der Vorzeit. Ist es da nicht ein weitgehender Optimismus, von einer fortschreitenden

Emanzipation des Urteils zu reden, das immer stärker sich von dem Wahrspruch älterer Perioden löse? besteht diese Lösung nicht zumeist darin, daß die in der Vorperiode vorbereitete Anschauung in der nächsten immer breiteren Boden gewinnt?

Wohl kann man einzelne Fälle anführen, in denen wirklich den sich folgenden Nachwelten schrittweise eine Besserung des Urteils gelang. Auch wird man nicht müde, diese wenigen Beispiele eigentlicher „Gerechtigkeit der Nachwelt" anzuführen. Zumeist handelt es sich um solche Männer, deren trotzige Eigenart bei der Mitwelt und bei den ersten nachfolgenden Generationen ein Mißverstehen ihres Wesens besonders nahe legte: Cromwell und Friedrich Wilhelm I.; oder die irgend eine Rücksicht zwang, ihre Ziele teilweise wenigstens zu verhüllen, wie Macchiavelli. In einigen anderen Fällen ist es noch nicht so ganz ausgemacht, ob wir mit unserem langsam herausgearbeiteten Urteil so recht haben; vielleicht bereut man es doch noch einmal, das Standbild des einst viel gescholtenen, nun so erstaunlich gepriesenen Paracelsus auf das Straßburger Kollegiengebäude gestellt zu haben. Indes, ein reichliches Dutzend von Beispielen bleibt wohl, in denen der Gerichtshof der Nachwelt mit ziemlich sicherem Erfolg verjährten Ansprüchen abgeholfen hat. Was bedeuten sie aber gegen die erdrückende Überlast der anderen Prozesse? Man bedenke nur, wie das Forum der Nachwelt überlastet ist! Täglich wird die Unsterblichkeit billiger, und bald kann sich Jeder gegen eine mäßige Anzahlung in die „Annalen der Menschheit" einkaufen. Unterstützt durch zahllose Hilfsmittel, Denkmäler, Kalender, Geschichtswerke, Jubiläen, verbessert die „Kulturwelt" fortwährend ihr Gedächtnis; wobei freilich sonderbare Verwechselungen und Verschiebungen nicht ausgeschlossen bleiben. All diese Namen bedeuten Ansprüche an die Gerechtigkeit der Nachwelt. Hier meldet sich der Mann, der Amerika entdeckt hat; Columbus war nur sein Werkzeug. Dort kommt der Prediger Meinhold, der Autor der vergessenen „Bernsteinhexe", und legt Zeugnisse englischer Kritiker vor, wonach er Deutschlands größter Romandichter sei. Vor einer anderen Thür plädieren leidenschaftliche Tribunen gegen den „vielfach überschätzten" Lessing

oder verlangen, daß Friedrich dem Zweiten das Prädikat „der Große" aberkannt werde. Nun hat die Nachwelt — ihre Funktion als Ober-Totengericht in Ehren — doch auch noch anderes zu thun, als diese unverjährbaren Prozesse in der Muße eines stillen Beamtenlebens durchzuarbeiten. Sie verfährt summarisch; nur zu oft genügt es ihr, ihr „Vidi" unter die ungeprüfte Vorlage zu setzen. Kann man sich wundern, daß schon längst (1867) das Tagebuch der Goncourt verzeichnet: „Von Tag zu Tag nimmt in unserer Umgebung der Respekt vor der Nachwelt ab". Sie meinten zunächst allerdings: die Selbstachtung, die der Nachwelt nichts Minderwertiges bieten will, wird immer seltener; das aber beruht eben zum Teil darauf, daß der Nimbus dieses gerechten Richters im Erlöschen ist. Berechtigt ist nun freilich der Versuch, die Nachwelt und die Mitwelt zu betrügen, deshalb noch keineswegs!

Schlimm steht es also mit der Unfehlbarkeit der Nachwelt; und mit Recht ist das Ansehen dieses Tribunals im Sinken. Aber noch bleiben ihm treue Klienten. Es ist nur natürlich, daß die, welche sich verkannt fühlen, die letzte Hoffnung nicht aufgeben wollen. Goethe selbst, der sonst erklärt hat, ein Appell an die Nachwelt habe immer etwas Tristes, hat für seine Farbenlehre eine Ausnahme gemacht: „Ein Autor, der mit etwas Ungewöhnlichem auftritt, appelliert mit Recht an die Nachwelt, weil sich ja erst ein Tribunal bilden muß, vor dem das Ungewohnte beurteilt werden kann, und einen solchen Gerichtshof einzusetzen vermag nur die Zeit, welche dem Seltsamsten das Fremde abstreift und es als etwas Bekanntes vor uns hinstellt". Aber auch ihm gegenüber müssen wir einwenden, daß es schwerlich einen Fortschritt in der Gerechtigkeit bedeutet, wenn das Seltsamste zum Bekannten wird. Ich habe Gelehrte darüber klagen hören, jede Entdeckung mache drei Stadien durch: erst unbedingte Ableugnung, dann Stillschweigen, endlich die Beteuerung, das habe man längst gewußt! Ist man wirklich im dritten Stadium gegen den Entdecker gerechter als im ersten? In Goethes Fall scheint freilich wieder einmal die Nachwelt das

Urteil der Mitwelt lediglich zu bekräftigen. Trotz aller Prophezeiungen Goethes selbst und seines Verehrers Schopenhauer ist der als unausbleiblich angekündete Sieg seiner Farbenlehre immer noch ausgeblieben. Und wenn der Dichter, wieder in Bezug auf seine optischen Theorien, erklärte: „Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen, lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, das, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben", so werden wir dies Gefühl, wo es wirklich rein und lebendig ist und nicht von Eitelkeit oder Eigensinn getrübt, wie jedes reine Gefühl respektieren; aber einen Beweis für die Richtigkeit eines Dogmas vermögen wir auch in dem lebhaftesten Glauben, in der sichersten Überzeugung von seiner Gewißheit nicht anzuerkennen. Wem der Glaube an die Gerechtigkeit der Nachwelt ein Bedürfnis des Gemüts ist, dem wollen wir die Hoffnung nicht rauben, gerade sein Fall könne zu denen gehören, in denen die Späteren ein neues, besseres Urteil fällen; aber er verlange nicht, daß sein Glaube uns Beweis sei. Und führt er uns Goethes Autorität an, so citieren wir andere Sprüche des Meisters: „Ich will nichts davon hören, weder von dem Publikum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen". Oder noch besser:

> Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte;
> Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
> Wer machte denn der Mitwelt Spaß?

So spricht freilich die lustige Person; aber Goethes ganzes Wirken spricht ebenso. Wie oft hat er die unschätzbaren Vorzüge der „Gegenwart" betont, alle „Wirkung in die Ferne" als seltenen Glücksfall dargestellt, während der Mensch eigentlich nur zur Wirkung auf den lebendigen Menschen berufen sei. Und neben den Dichter stellen wir nur zwei Zeugen allerverschiedenster Art, einen Staatsmann und einen Künstler, einen typischen Engländer und einen echten Deutschen, einen praktischen Realisten und einen nur zu unpraktischen Idealisten. „Ich gehöre nicht zu denen, die sich über die Vernachlässigung

der Zeitgenossen mit dem eingebildeten Beifall einer teilnehmenderen Nachwelt trösten", sagte Benjamin Disraeli, und Anselm Feuerbach: „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen. Die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen und für liebevoll ermunterndes Eingehen und Aufnehmen, dessen der Künstler für sein Schaffen bedarf, wie die Pflanze das Licht der Sonne zum Wachsen".

Nein, die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz; aber nur gar zu oft wird sie dafür gegeben. Wie Viele sind durch diese Vertröstung um ihr gutes Recht gebracht worden! Wir sind zu bequem, zu lässig, zu oberflächlich, um auf das Wirken und Hoffen von so manchem einzugehen, der neben uns arbeitet, dem ein Wort von uns Trost und Erfrischung wäre; wir lassen ihn gehen und trösten uns über die eigene Versäumnis mit der Hoffnung, sein Lohn werde ihm doch dereinst nicht entgehen. Und als Mitglieder des höchsten Tribunals fühlen wir uns früheren Zeiten gegenüber ganz anders verantwortlich, als der Gegenwart. Wie lange überlegen wir, eh wir über Schiller oder Beethoven ein eigenes Urteil zu bilden wagen; und wie schnell sind wir bereit, jede uns nicht genehme zeitgenössische Erscheinung rücksichtslos zu verwerfen! Wäre es nicht besser, wir suchten von jener Objektivität und Freiheit, von jenem „großen Blick", den wir der Nachwelt zuschieben, uns für die eigene Mitwelt etwas anzueignen? Sollten wir nicht auch Bismarck oder den liberalen Männern der Konfliktszeit, Richard Wagner, Friedrich Nietzsche, Gerhart Hauptmann, Fritz von Uhde etwas von den Vergünstigungen der „historisch gewordenen" Persönlichkeiten zukommen lassen, statt daß wir uns ihnen lediglich als Parteigänger, sei es in fanatischem Dienst oder in unbedingter Anfeindung, nahen? Gewiß, der Kampf hat seine Rechte, und auch die Parteien selbst haben jede ihr historisches Recht; aber müssen wir in „dieses Meinungsstreits ergrimmter Rohheit" (wie der edle Strachwitz sang) ganz aufgehen, ganz untergehen?

Alle Verantwortlichkeit (oder doch so gut wie alle) für das Urteil der Nachwelt fällt schließlich, wir suchten es zu erweisen,

auf die Mitwelt. Wir sind es, die die Urteile schreiben, welche die Späteren zumeist nur unterzeichnen oder doch nur leise überarbeiten. Es thut Not, daß wir uns dieser Verantwortlichkeit bewußt werden, statt sie auf die Schultern der Ungeborenen zu legen. Es thut Not, daß wir unseren Brüdern gewähren, was ihnen zukommt, statt uns um die Rechtstitel Alis und Omars zu grämen. Es geht kein großes Talent in Elend und Verkümmerung unter, ohne daß ein Teil der Schuld auf uns fiele, die wir gleichgiltig an seinen Proben vorbeigehen; es wird kein Charlatan als Prophet proklamiert, ohne daß wir mitschuldig wären, die wir es ruhig mit ansehen. Dann vertrösten wir uns und Andere auf die Nachwelt, die das Talent entdecken, den Schwindler entlarven werde; wir dulden es, daß falsche Münze umläuft, weil ja doch einmal einer den hohlen Klang bemerken wird!

Aber nicht nur dadurch hat jenes Dogma schädlich gewirkt, daß es das Auge der Mitwelt von seiner Pflicht ablenkt. Noch schlimmer schädigt es die selbst, die wirken wollen. Statt die starken Wurzeln ihrer Kraft in der Gegenwart aufzusuchen, statt tapfer und klug für ihre Ideale zu werben bei denen, vor denen sie selbst ihre Sache führen können, bauen sie so gern Luftschlösser, denen die Zukunft das Fundament nachliefern soll. Statt mit ganzem Herzen an der Arbeit ihrer Volksgenossen teilzunehmen, leben so viele gemächlich als Bürger derer, die da kommen werden, in einem zeitlosen Idealismus, einem Kosmopolitismus der Jahrhunderte dahin. Wir aber können keinen Kämpfer entbehren, noch giebt es zu viel Drachen zu töten!

Auch das kommt wohl vor, daß besonders überlegte Unsterblichkeitsstreber mit Bewußtsein der Nachwelt den Hof machen und sie nicht bloß durch Prophezeiungen und Komplimente, sondern auch durch Leistungen, die auf ihren vermutlichen Geschmack berechnet sind, zu bestechen suchen. Bestechung hat ja auch sonst vor dem angeblich „unbestechlichen Tribunal“ der Nachwelt ihre Rolle gespielt; mancher Historiker, mancher Dichter hat in seinem kunstvoll oder derb, altmodisch oder elegant gebauten Boot blinde Passagiere in die Unsterblichkeit

geschleppt, die ihren Platz keinem Verdienst verdankten, nur der oft geradezu erkauften Gunst ihres Totenfährmanns: eine Münze verlangte ja selbst der Charon der Alten! Warum sollte man nicht eine Gesammtbestechung der Nachwelt versuchen, indem man auf ihren Geschmack spekuliert, wie schlechte Schreiber auf den des lebenden Publikums? Wir haben's erlebt und erleben es weiter.

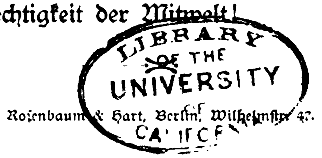
Wohl hat sich das alles gebessert, seit das feste Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Nachwelt ins Wanken gekommen ist. Man traut sich doch nicht mehr so recht, dem unbekannten Herkules der Zukunft die Vollendung aller Fragmente zu überlassen; man fühlt sich vor allen zur lebendigen Wirkung unter denen, die man kennt und liebt, berufen. Aber noch lange nicht kräftig genug ist dies Gefühl, noch lange nicht mächtig genug dies Gebot. Was wäre das für ein Vater, der seine Kinder hungern ließe, um für die Enkel zu sparen? Solche Väter aber sind die alle, die sich der Mitarbeit an den großen Fragen der Zeit entziehen, um dem zwanzigsten Jahrhundert ein paar Sorgen abzunehmen. „Aus dieser Erde quillen meine Freuden und diese Sonne scheinet meinen Leiden". Die Nachwelt brauchen wir deshalb nicht zu vergessen; was aber können wir ihr Besseres hinterlassen als eine Gegenwart, an der sie sich belehren, erheben, erbauen kann?

Man prophezeie kein Erlahmen der Arbeit, das dem Erlöschen jenes schönen Wahns (denn dafür müssen wir dies Dogma erklären) folgen werde. Auch wir wollen nicht allzu asketisch predigen, daß die Arbeit sich selbst Lohn sein müsse, und wer auf Dank rechne von heut oder von einst, der habe seinen Lohn dahin. Ein Arbeiter ist seines Preises wert, des einen vor allem, daß er nicht umsonst gearbeitet habe. Aber kommt nicht allüberall ruhige, stetige Thätigkeit eher zum Ziel als ein überhastendes Spekulieren mit unberechenbaren Zukunftsterminen? Wird der nicht länger in frischer Arbeitslust beharren, der in dem natürlichen Boden seiner Wirksamkeit allmählich doch einige Früchte aufgehen sieht, als der, den immer nur Hoffnung nährt und Furcht erschüttert? Die Großen, die die

Zukunft beherrschen, begannen ihr Werk an der Gegenwart, und kein Religionsstifter hätte Jahrtausenden predigen können, wenn wirklich der Prophet im Vaterlande nichts gelten würde. Die stärksten Naturen aber sind die, denen wie unserem Lessing der Kampf um die Wahrheit köstlicher ist als der Besitz.

Und man fürchte auch nicht, der unvergleichliche Schatz, den jede Nation in ihren großen Namen und Tagen besitzt, werde leiden, wenn wir keinem Urteil der Nachwelt unerschütterliche Geltung zusprechen. Das ist echt germanische Art, im Kampf das Recht zu finden. Auch die großen Toten, auch die großen Erinnerungen sollen nicht müßig im Goldrahmen an der Wand hängen; lebendig sollen sie mit uns kämpfen und im Streit sich bewähren. Lessing und Goethe und Kleist, Friedrich der Große und Stein und Uhland, Jakob Grimm und Ranke und Helmholtz sollen neben uns stehen und täglich aufs Neue, von diesen angegriffen, von jenen verteidigt, diese schützend, jene danieder werfend sich als lebendig bewähren. Wer aber abstirbt, dessen Ruhm war nur auf Zeit gegründet; er falle und mache Besseren Platz, wie es recht ist unter Kämpfern. Wir wollen keine starren Götzenbilder, wir wollen fortwirkende Heroen. Die Dioskuren kämpften mit bei Marathon, der Cid schreckte tot noch die Mauren, und kein Sieg wird den Deutschen glücken, wenn nicht die großen Toten in ihrer Mitte weilen.

Aus dem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Nachwelt geboren. Auch uns hungert und dürstet es danach, und nicht länger wollen wir ungerechte Urteile ertragen, weil sie ja nur vorläufig seien, oder weil sie nun einmal unerschütterlich seien. Der eine Grund ist so schlecht wie der andere. Wir wollen alles prüfen dürfen, zumeist aber die brennendsten Ansprüche; wir wollen allen Zeiten verwandt sein, zumeist aber der eigenen. Auch wir streben nach der Gerechtigkeit der Nachwelt, aber für gesichert halten wir sie nicht; und um sie zu bessern, wissen wir nichts Anderes zu fordern als das, was über ihr so oft vergessen wurde: die Gerechtigkeit der Mitwelt!



Rosenbaum & Hart, Berlin, Wilhelmstr. 47.





U.C. BERKELEY LIBRARIES
C003329332

